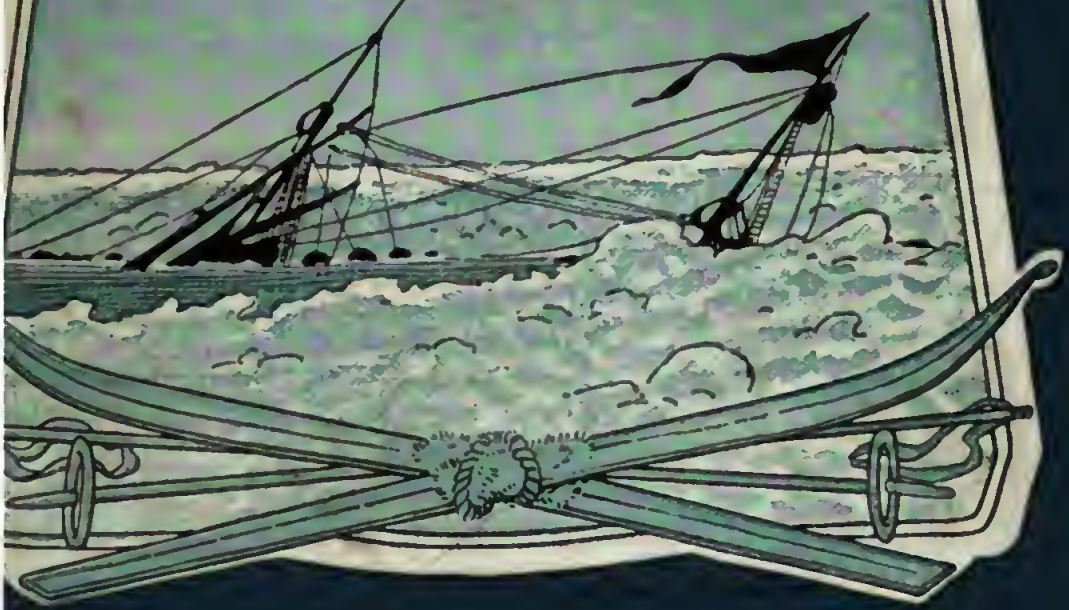
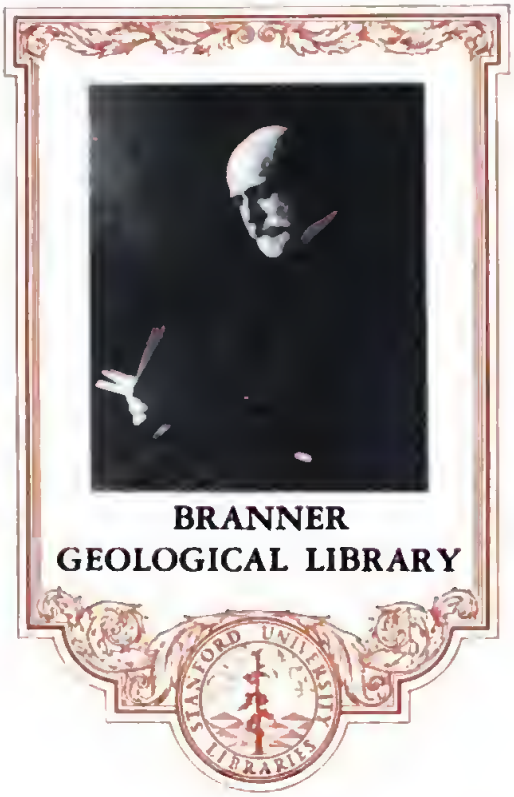
ANTARCTIC"

ZWEI JAHRE IN SCHNEE UND EIS AM SÜDPOL.



OTTO NORDENSKJÖLD

Digitized by Google


BRANNER
GEOLOGICAL LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

DR. OTTO NORDENSKJÖLD

J. GUNNAR ANDERSSON, C. A. LARSEN UND C. SKOTTSBERG

»ANTARCTIC«

ZWEI JAHRE IN SCHNEE UND EIS AM SÜDPOL

BAND II.

Digitized by Google

Joh. Gunnar Andersson.

„ANTARCTIC“

ZWEI JAHRE IN SCHNEE UND EIS AM SÜDPOL

VON DR. OTTO NORDENSKJÖLD

J. GUNNAR ANDERSSON

C. A. LARSEN UND C. SKOTTSBERG

NACH DEM SCHWEDISCHEN ORIGINAL INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN

VON

MATHILDE MANN

ZWEI BÄNDE

MIT 4 KARTEN, 300 ABBILDUNGEN

UND MEHREREN KARTENSKIZZEN

BAND II.

BERLIN 1904

DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

919.9
N832a
v.2

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

J. Gunnar Andersson.

Seite

I. Von Göteborg nach Port Stanley. — Mit »Fair Rosamond« an der Südküste der Falklands-Inseln entlang . . . 1

II. Die Strandung der »Fair Rosamond« 17

III. Die ersten Tage im Lande der See-Elefanten . . . 27

IV. Zeltleben und Bootsfahrten 39

V. Naturbilder aus Süd-Georgien 56

VI. Das Feuerland und die Ona-Indianer 81

VII. Nach dem Lago Fagnano 92

VIII. Gen Süden! 105

IX. Der Weg versperrt 123

X. In einem unbekannten Archipel 143

XI. Die Erwartung. Wir bauen uns eine Winterhütte . . 163

XII. Unsere Ernährung und unsere Feuerung 180

XIII. Mittwinter 195

XIV. Der Fimbul-Winter und der versteinerte Wald . . . 212

XV. Winterseehunde und Frühlingsboten 228

XVI. Nach dem Vorgebirge der guten Begegnung . . . 240

Otto Nordenskjöld.

XVII. Nach der Vereinigung 255

Pläne zur fortgesetzten Tätigkeit. — Umschlag in unserer Stimmung. — Die Schlittenfahrt nach der Cockburn-Insel. — Die Blutuntersuchungen der Doktors. — Lagerleben. — Arbeit auf der Seymour-Insel. — Unser Aufenthalt auf der Insel nimmt ein plötzliches Ende.

Seite

XVIII. Ein wunderbarer Tag 270

Der 8. November 1903. — Die Ankunft der argentinischen Entsatzexpedition. — Bodman erzählt von seinem Zusammentreffen mit derselben. — Wir machen Anstalten, die Station zu verlassen. — Larsen, K. A. Andersson und Begleiter treffen von der Paulet-Insel ein.

XIX. Von Snow Hill nach der Paulet-Insel 283

Das Packen. — Der Abschied von Snow Hill. — Noch einmal nach der Station zurück. — An Bord der »Uruguay«. — Die Ankunft auf der Paulet-Insel. — Die Expedition wieder vereint.

CARL SKOTTSBERG.

XX. Der Anfang vom Ende 295

XXI. Dem Untergang entgegen 304

XXII. Ueber treibendes Eis 319

XXIII. Kleider und Speisen, Haus und Heim 333

XXIV. Winterleben auf der Paulet-Insel 350

XXV. Wennersgaards Tod. Mittwinter 365

C. A. LARSEN.

XXVI. Die Bootsfahrt von der Paulet-Insel nach Snow Hill 373

CARL SKOTTSBERG.

XXVII. »Heil dir, du hoher Nord!« 385

OTTO NORDENSKJÖLD.

XXVIII. Die Heimkehr mit der »Uruguay« 391

Der Besuch in der Hoffnungsbucht. — Die argentinische Entsatzkommission. — Die Ankunft auf der Staaten-Insel und in Santa Cruz. — Wieder im La Plata-Flusse.

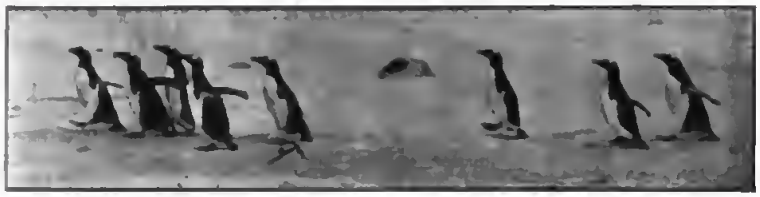
XXIX. Von Buenos Aires nach Schweden 400

Unser Empfang in Buenos Aires. — Die Reise mit der »Tijuca« über den Ozean. — Daheim!

Die »Antarctic« in der Cumberland-Bay

Digitized by Google

J. GUNNAR ANDERSSON.



I.

Von Göteborg nach Port Stanley. — Mit „Fair Rosamond" an der Südküste der Falklands-Inseln entlang.

Zu Anfang Oktober 1901 versammelte sich in Göteborg eine kleine Schar enthusiastischer Männer, um die erste schwedische Südpolarexpedition anzutreten. Es war in den letzten Tagen vor der Abfahrt der „Antarctic". Einer nach dem andern langten sie an und begaben sich mit Lust und Eifer an die Arbeit. Es handelte sich um tausenderlei verschiedene Sachen, die noch fehlenden Proviant- und Ausrüstungsgegenstände mussten angeschafft, das ankommende Gepäck in Empfang genommen und verstaut werden usw.

Wir begannen schon gegen 6 Uhr des Morgens mit der Arbeit, waren den ganzen Vormittag auf den Beinen, assen des Mittags stehenden Fusses, oft in einer Seemannskneipe unten am Hafen, und arbeiteten dann wieder bis in den späten Abend, um den Tag mit einer freundschaftlichen Zusammenkunft zu beschliessen, die sich oft bis in den Morgen hineinzog. So verging diese Zeit mit wenig Schlaf, schwerer Arbeit und grosser Heiterkeit.

In dieser fröhlichen Gesellschaft befand ich mich als zufälliger Mitarbeiter, und als die „Antarctic" am 16. Oktober, von den herzlichen Wünschen Tausender begleitet, den Göteborger Hafen verliess, schloss ich mich für die kurze Überfahrt bis Sandefjord der Expedition an.

1*

Unerfüllte Pflichten hielten mich noch in der Heimat zurück, und so sah ich denn am 19. Oktober mit Wehmut und Neid die „Antarctic" die Anker lichten und zum Fjord von Sandefjord hinausdampfen. Meine Gefährten gingen jetzt dem entgegen, was für einen jungen Naturforscher die Erfüllung der höchsten Wünsche, den Reiz des Lebens bedeutet.

Um die Neujahrszeit 1902 war auch ich fertig und frei. Am 17. Januar reiste ich von Göteborg ab, um mich über Liverpool nach Port Stanley zu begeben, wo ich mich der Expedition nach ihrer Rückkehr von der ersten Reise in das südliche Eismeer anschliessen wollte.

Ich hatte den Weg über Granton gewählt, um in Edinburg mit Mr. Bruce, dem Urheber der beabsichtigten schottischen Südpolarexpedition, zusammenzutreffen. In einer der fashionablesten Strassen hatte die Expedition ihr elegantes „Office", und hier traf ich Mr. Bruce, der sich meiner dann während meines Aufenthalts in England auf das liebenswürdigste annahm. Eine Nachtfahrt mit der Bahn, die in Bezug auf Bequemlichkeit viel zu wünschen übrig liess, führte mich nach Liverpool, und am 23. Januar ging ich an Bord des Postdampfers „Orellana" von der Pacific-Linie, der nun für den nächsten Monat mein Heim bilden sollte.

Eine lange Ozeanreise dieser Art gestaltet sich immer ziemlich einförmig, ich hatte insofern noch Glück, als ich an Bord die Bekanntschaft interessanter Reisekameraden verschiedener Nationalitäten machte. Man bildet gar bald kleine Gruppen, je nach Geschmack und Sprachgemeinschaft, man promeniert und plaudert, man schläft ein Weilchen in einem der bequemen Ruhestühle oder beobachtet das Auftauchen und Verschwinden der fliegenden Fische und bewundert an dunkeln Abenden das Meerleuchten, das um das dahineilende Schiff aufblitzt. Wenn man Neigung dazu hat, kann man auch an allerlei englischem Sport teilnehmen und täglich um 12 Uhr einen Shilling in Wetten über die während der letzten 24 Stunden zurückgelegte Entfernung wagen.

Eine angenehme Unterbrechung bilden die Besuche in den Hafenplätzen, die von dieser Dampferlinie angelaufen werden. Von La Pallice aus sahen wir von weitem das alte La Rochelle liegen, in Coruña lernten wir ein Stück des schönen spanischen Küstenlandes kennen. Auf dem Tajo plauderten wir mit den

geldgierigen Bootsleuten und in San Vincent lachten wir herzlich über die nackten Negerjungen, die in elenden Booten das Fahrzeug umschwärmten und nach ins Meer geworfenen Kupfermünzen tauchten.

Bei der Quarantänestation auf der Flores-Insel vor Montevideo setzten wir alle die Passagiere aus, die nach Buenos Aires oder landeinwärts über die Kordilleren nach Chile wollten, und dampften mit südlichem Kurs weiter, meinem Ziel, den Falklands-Inseln entgegen. Die drückende Hitze der Tropen war überstanden, die Luft war wieder frisch und erquickend.

Früh am Morgen des 21. Februar bemerkten wir im Meere zahlreiche von ihrem ursprünglichen Boden losgerissene und nun mit der Strömung umhertreibende Zweige von Macrocystis (Kelp), der eigentümlichen Riesenalge, die ganz charakteristisch für das subantarktische Gebiet ist, zu dem die Falklands-Gruppe gehört.

Bald sichteten wir auch voraus in der Ferne einen nebeligen Landstreif, der allmählich an Deutlichkeit zunahm, rundliche Bergkuppen und dazwischen Strecken leicht wellenförmigen Flachlandes, das Ganze völlig waldlos und von trübseliger, graubrauner Färbung. Auf der äussersten, nach Osten vorspringenden Landzunge erhebt sich ein Feuerturm, der die Einfahrt zu Port Stanley bezeichnet.

Bisher war das Wetter windstill und angenehm gewesen, kaum aber kamen wir unter die Küste, als wir Gegenstand eines der plötzlichen „overfalls" wurden, die hier zu den täglichen Erscheinungen gehören. Bei heulendem Sturm ging die „Orellana" in der Dämmerung im Stanley Harbour vor Anker.

Ungefähr einen Monat konnte es noch währen, bis die „Antarctic" von der ersten Sommerexpedition im südlichen Eismeer zurückerwartet wurde, und diese Zeit wollte ich zu einer naturgeschichtlichen Untersuchung der Inselgruppe benutzen, deren Geologie fast gänzlich unberührt dagelegen hatte, seit Charles Darwin im Jahre 1830 die ersten Fossilien von hier mit nach Hause brachte.

Das Land erscheint dem Auge des Fremden keineswegs einladend. Die kahlen rundlichen Bergrücken sind einander alle zum Verwechseln ähnlich, die Ebene trägt das einförmige, düstere Gepräge der Heide oder Steppe, und die weitausgedehnten Torfmoore sind heimtückische Schwankmoraste, in denen mehr als ein verirrter Reiter sein Pferd verloren hat oder selbst verschwand.

Über diesem öden Lande weht fast beständig ein scharfer, durchdringender Wind, der oft zu einem orkanartigen Sturm anwächst oder in ein unangenehmes Wetter übergeht, das alle halbe Stunde zwischen Sonnenschein und Regengüssen wechselt.

Auch die kleine Hauptstadt sieht auf den ersten Blick wenig einladend aus. Draussen im Hafen liegen eine Menge alter, abgetakelter Schiffsrümpfe, die nach einer Havarie hierher bugsiert wurden und nun als schwimmende Speicher dienen. Unter den 900 Einwohnern Port Stanleys sind denn auch nicht viele, deren Geschichte nicht mit einem dieser Wracks draussen auf der Reede verknüpft wäre. Mutige, sorglose Seeleute, zum grossen Teil Skandinavier, die auf die grosse Fahrt gegangen waren, erlitten hier Schiffbruch, oder auch ihr arg mitgenommenes Schiff wurde kondemniert, und sie selber blieben hier zurück, ohne Lust oder Kraft, den Weg in die Heimat zurückzufinden, sie lassen sich auf den kleinen Küstenschonern anheuern oder suchen zufällige Arbeit und wandern zwischen den sechs „Hotels" der Stadt umher, um in einem Whisky alle Grübeleien über den Jammer des Lebens zu ersäufen.

Aber die kleine Kolonie hat auch einen Stamm von strebsamen, fleissigen, festansässigen Einwohnern, bei denen man die Fähigkeit der angelsächsischen Rasse wiederfindet, sich widrigen Naturverhältnissen anzupassen, sich durch Geselligkeit zu zerstreuen und an den Sitten des Mutterlandes zähe festzuhalten.

Während der Winterzeit wird die Einförmigkeit des Lebens nur durch die Ankunft der Postdampfer unterbrochen, die einmal monatlich von Europa und einmal von der Westküste Südamerikas hier anlangen. Wer von den „upper ten" in der Lage ist, eine Reise machen zu können, pflegt den Winter über fort zu gehen, nach England oder nach Buenos Aires. Aber mit dem Anfang des Sommers kommen die englischen Stationsschiffe von Montevideo herunter. Da pochen die Herzen der fröhlichen Stanley-Damen schneller in angenehmer Erwartung der Einladungen zu den heiteren Bällen auf den Kriegsschiffen, und von dem Kreuzer wird das elektrische Licht nach der „Assembly hall" der Stadt hinübergeleitet, wo die Marineoffiziere und die jungen Damen Port Stanleys eine kleine Pantomime vor einem geladenen bewundernden Publikum spielen.

Ich hatte in wenigen Tagen die Umgegend der Stadt durchstreift und wollte mich nun nach andern Teilen der Inselgruppe

begeben. Hierzu bot sich mir eine vorzügliche Gelegenheit, indem mir der Chef des grössten, alles beherrschenden Handelshauses „Falkland Island Company", den Vorschlag machte, als Gast der Kompanie auf einem ihrer Schoner nach West-Falkland zu gehen.

„Fair Rosamond" war einstmals eine junge Schöne, die feinste in „the Royal Squadron", bewundert wegen ihrer eleganten Formen und ihres schnellen Segelns. Aber jetzt zur Zeit der Shamrocks, ist sie längst vergessen und kämpft gegen widrige Winde an der Küste Falklands, mit Mehl, Holzwaren, Wolle und Talg beladen.

Auch ihr Kapitän, der kleine bescheidene Greis Willis, hatte seine interessante Geschichte. Er erzählte gern von alten Zeiten, als er im Dienst der englischen Südamerika-Mission stand und mit ihrem Schoner „Allen Gardiner" zwischen dem Feuerland und der Missionsstation auf Keppel Island fuhr. Von dem schönen Fjordland, das ihre Heimat war, wurden die jungen Yagan-Indianerinnen nach dieser waldlosen, sturmumbrausten Insel West-Falklands gebracht. Wenn ihre Ausbildung nach ein paar Jahren als abgeschlossen angesehen werden konnte, führte Willis sie wieder nach dem Feuerland zurück. Als aber die argentinische Regierung Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts anfing, das Feuerland zu kolonisieren, wurde die englische Missionsstation in Ushuaia geschlossen, und die Ausschiffung von Indianern nach der Keppel-Insel hörte auf.

Wir sind eines Tages in Seal Cove an der Südküste der Ost-Falklands-Insel vor Anker und warten auf günstigen Wind.

Draussen vom Meer her rollt hohe See gegen die Bank, die unsern Ankerplatz schützt. An dem äusseren Rande dieser Sandbank überschlägt sich die schaumumränderte Dünung, spritzt hoch auf und fällt als blendend weisse Kaskade zwischen einige aufragende Felsklippen hinab. Mit geschwächter Kraft gleitet die Dünung weiter, über die Untiefe hin. In ihrem leisen, rollenden Wellenrhythmus heben und senken sich gelbe Blättermassen, die auf der Oberfläche schwimmen, aber mit schlanken Stämmen, deren Länge 50 m und mehr betragen kann, auf dem Meeresboden wurzeln. Es sind dies die Riesenalgen der Südsee, „the Kelps", die hier an vielen Stellen das Meer in einer Ausdehnung von ein oder zwei Kilometern vom Strande entfernt, dort, wo der Grund felsig ist, völlig ausfüllen. So intim gehört dieser Riese der

Meeresflora mit dem Bilde der Falklands-Inselküsten zusammen, dass der Volkshumor ihren Namen auf die Bewohner, „the Kelpers", übertragen hat.

Die Untiefe erstreckt sich vom Lande aus bis an eine mit Grasbüscheln (Tussock) bewachsene Insel, die schon aus der Ferne den Blick auf sich zieht, sie ist von freundlich hellgrüner Farbe, leicht gewölbt und bis an die Flutgrenze bewachsen. Dicht zusammengedrängte Büschel von einem Meter oder mehr im Durchschnitt, eine halbvermoderte Masse von welken Blattscheiden, aus denen die frischen Halme bis zu einer Länge von 1,5 m aufschiessen, — das ist der Anblick, den dies Riesengras des Meeresstrandes gewährt.

Tussockbewachsene Insel. Port Stephens

Zwischen den Tussocks hindurch laufen schmale, sich windende Gänge, auf denen man in das Innere der Insel eindringen kann. Es sieht so aus, als seien diese Pfade die Schleichwege von Tieren. Vorsichtig kriechend muss man sich auch auf ihnen vorwärts bewegen, weil man hier ganz plötzlich dem Beherrscher dieser Tussock-Wälder gegenüberstehen kann, einem stattlichen Seelöwen, der mit rasender Eifersucht seine kleiner gewachsenen Weibchen bewacht. Er steht seinen Mann, er brüllt wütend, und wenn man sich nicht in acht nimmt, kann er mit einem einzigen fürchterlichen Biss den Eindringling auf entsetzliche Art verstümmeln.

Als die ersten Ansiedler nach den Falklands-Inseln kamen, wuchs das Tussock-Gras noch auf den Hauptinseln, wo es an

Port Stanley

Digitized by Google

manchen Stellen einen dichten, üppig grünenden Rand am Strande bildete. Aber die Schafherden haben den Graswuchs zerstört, und an vielen Stellen ist er durch kahle Flugsandfelder ersetzt. Nur auf den kleinen Inseln, wohin man die Schafe nicht geschleppt hat, gedeiht das Tussock-Gras nach wie vor.

Wir haben noch immer widrigen, schwachen Wind. Es wird langweilig, mit dem Schiffer zu schwatzen oder auf Deck auf und nieder zu wandern und einem finnischen Matrosen zu lauschen, der den lieben, langen Tag seinen Quetschwalzer auf der Handharmonika spielt. Ich bitte um ein Boot und fahre an Land.

Falkländisches Strandbild mit einem Kelp-Gänsepaar (Chloëphaga hybrida). Vor dem Strand ist ein Gürtel der schwimmenden Blättermassen der Macrocystis sichtbar

Eine Strecke vom Ufer entfernt, am Rande der Kelp-Masse, schwimmen ein paar grosse, graugesprenkelte entenartige Vögel (Tachyeres cinereus). Sobald das Boot herankam, entflohen sie. Ihre kurzen Flügel eignen sich nicht zum Fliegen, aber sie rudern damit über die Wasserfläche dahin. Der Schaum spritzt um sie auf, während sie das Wasser mit kurzen, klatschenden Flügelschlägen peitschen, und sie hinterlassen ein förmliches „Kielwasser". Diese eigentümliche Art und Weise, sich vorwärts zu bewegen, hat ihnen den Namen „Steamducks", in gewöhnlicher Sprache „Steamers", verschafft.

Auf einer bei Ebbe trocken liegenden Felsplatte steht ein anderes malerisches Vogelpaar, das Männchen blendend weiss,

das Weibchen mit einer schönen, buntfarbigen Zeichnung. Es ist die Kelpgans (Chloëphaga hybrida), der charakteristische Vogel des falkländischen Ebbestrandes. Ganz phlegmatisch schritten sie ruhig weidend zwischen den kleinen Algen umher, die zwischen den von der Dünung umspielten Felsplatten wachsen, und liessen sich gar nicht stören, als ich ganz nahe heranschlich, um sie mit meiner Kamera zu knipsen.

Unerschrockenheit ist übrigens ein Zug, durch den sich fast die ganze falkländische Vogelwelt auszeichnet.

Gruppe von Möwen (Leucophaeus Scoresbyi)

Oben am Strandabhang liegt eine Schar der allerliebsten, rotschnäbeligen und rotbeinigen Scoresby-Möwe (Leucophaeus Scoresbyi). Sie fühlen sich so sicher, wie die zahmen Tauben auf einer Strasse der Stadt, diese kleinen, zierlichen Möwen, die aufstehen und von dannen trippeln, wenn man in ihre Nähe kommt, sich aber gleich wieder hinlegen.

In einer kleinen Lagune schwimmen ein paar Entenfamilien von ganz kleiner Art, und auf dem niedrigen Lagunenwall weidet eine Schar Landgänse das feine, saftige Gras ab. Mitten in diesem Idyll wandern Matrosen mit ihren Hagelflinten. Die Enten fliegen schon beim ersten Schuss auf, die Gänse aber sind ruhiger, erst rücken sie ein wenig zur Seite, dann kehren sie

wieder zurück und sehen sich nach ihren gefallenen Kameraden um. Plötzlich aber wird eine von ihnen durch ein Hagelkorn ängstlich gemacht, und in einem Nu erhebt sich die ganze Schar, fliegt in einem Bogen über das Meer dahin, schwebt zurück über die Lagune und lässt sich schliesslich auf einem Hügelabhang, kaum hundert Meter von dem ersten Lagerplatz entfernt, nieder.

Draussen in der Bucht liegen ein paar Schwäne. Sie sind vorsichtig und scheu, diese stolzen Einsiedler. Einer der Matrosen versucht, an den Strand hinabschleichend, sich ihnen auf Schussweite zu nähern, während der andere mit dem Boote heranrudert. Stets aber wissen sie einen passenden Abstand zwischen sich und die Verfolger zu legen. Schliesslich fliegen sie auf und verschwinden über die Insel hinweg.

Während der Jagd auf die Schwäne bin ich einsam am Landungsplatz zurückgeblieben. Hier am abfallenden Strand befindet sich ein kleiner „greenpatch", ein üppig grünender Teppich von feinem, kurz gewachsenem Gras, ein angenehmer Gegensatz zu der welken, graugelben Grasdecke, die sich innerhalb des Küstengürtels meilenweit in das Land hinein erstreckt mit verwilderten, einförmigen Wellenformen. Die Bewohner nennen diese Grasteppiche „goose-green", weil sie die beliebtesten Weideplätze der Gänse sind, und es ist wohl sehr wahrscheinlich, dass die Vögel, indem sie den Boden düngen, zu der Üppigkeit der Vegetation beitragen. Hier ist auch das beste Feld für den Insektensammler.

Auf diesen waldlosen Inseln, über die fast beständig ein scharfer Wind hinstreicht, ist die Insektenwelt wenig sichtbar. Der Sammler bekommt nur eine sehr magere Ernte in seinen Ketscher, und eine oberflächliche Untersuchung würde sicher zu dem Eindruck verleiten, dass sich die ganze Insektenfauna hier auf einen vereinzelten Käfer, einige Fliegen und eine geringe Anzahl Schmetterlinge beschränkt, die zum Vorschein kommen, wenn die Vegetation in Blüte steht. Das Geheimnis aber besteht darin, dass die Mehrzahl der kleinen Tiere im Verborgenen lebt. Man braucht sich nur auf den grünen Teppich zu legen und einen der flachen Steine umzudrehen, die hier und da zerstreut liegen, um ein Laufen, Hüpfen und Krabbeln, einen völligen Wirrwarr von kleinem Getier zu entdecken. Dort sucht ein Tausendfuss mit schnellen, sich windenden Bewegungen ein neues Versteck, hier eilen ein paar Käfer dahin, dort kriecht eine grosse, schön

gefärbte Spinne. Und dann dies Gewimmel von den allerkleinsten Akariden, so gross wie ein Stecknadelknopf, einige gelb oder grauweiss, schnelle Läufer, schwer zu fangen, andere schwarz oder dunkelbraun, kleine glänzende Kugeln mit langsamen Bewegungen. Schliesslich darf man die Poduriden nicht vergessen, diese einfachsten aller Insekten, ein kleines, länglich schmales Gewürm mit drei Paar flinken Beinen und einer Sprunggabel, mit deren Hilfe sie mächtige Sprünge machen.

Alle diese Geschöpfe scheinen lichtscheu zu sein. Nach der Art und der Beschaffenheit ihrer Bewegungsweise eilen sie von dannen, um ein neues Versteck unter den Halmen des Feldes und dem Kies am Strande zu suchen, oder sie kehren auch unter ihren alten Stein zurück.

Während ich hier fast unbeweglich liege, dies Gewürm erforschend und es in kleine Glasröhren sortierend, gleitet hin und wieder ein dunkler Schatten an mir vorüber über den sonnenbeschienenen Grasteppich. Aus alter Erfahrung weiss ich schon, was das ist, ein schwarzer Vogel von der Grösse eines Raben umkreist mich, ein in seiner Lebensart an die Aasgeier erinnernder Raubvogel, Ibycter australis. Er hegt offenbar Interesse für mich und kommt mir immer näher. Schliesslich steht er, als ich aufsehe, so dicht über meinem Kopf, dass ich unwillkürlich zusammenschrecke. Sein Blick ist finster und hinterlistig, er ist offenbar ein unangenehmer Kamerad. Man erzählt, dass er auf einen schlafenden Hund herabstösst, und dass er verwundete Vögel anfällt.

Übrigens haben die Falklands-Inseln auch einen wirklichen Aasgeier (Oenops falklandica).

Nachdem ich am Strande eingesammelt hatte, was an Insekten zu finden war, machte ich eine Wanderung landeinwärts.

Höhen und Täler sind mit dürftigem Gras bedeckt, und die Heidehügel mit Rauschbeeren (Empetrum rubrum) bewachsen, eine Flachebene mit unzähligen kleinen Wellen in verwirrender Einförmigkeit, das ist der Charakter dieser trübseligen, wüsten Einöde. Hier und da begegnet mir eine Schafherde, und an den kleinen Gewässern, die in den flachen Tälern über ein moosiges Bett sickern, weiden vereinzelte Paare der grossen Landgans (Chloëphaga magellanica). Von einem Hügel, der ein klein wenig höher ist, als die übrigen, kann ich fast den halben südlichen Teil der Ost-Falklands-Insel überblicken. Ganz in der Ferne,

nach Norden zu, erheben sich die runden Bergrücken der Wickham Heights zu einer Höhe von 700 Metern, die Gipfel sind leicht mit frisch gefallenem Schnee gepudert, und nach beiden Seiten, nach Westen und nach Osten, erglänzt das Meer, das mit langarmigen Buchten tief in das Land hineingreift. Weit draussen am Saum des Meeres liegt ein ganzer Schwarm kleinerer Inseln, von den schaumweissen Köpfen der Ozeanwellen umbraust.

Mitten auf dieser öden Ebene erhebt sich eine kleine Hirtenhütte. Einsamer kann man sich kaum die Wohnung eines Menschen vorstellen. Ein Drahtbauer zur Verwahrung des Schaffleisches, ein kleiner Kohlgarten, von einer Steinmauer umfriedigt,

Arch Island

ein Gatter, an das die Pferde angebunden werden, und dann ein Torfhügel, das ist alles, was es hier zu sehen gibt, sonst nur die leere, wellenförmige Ebene rings umher. Im Winter ist es noch einsamer hier. Der Schneeschlamp macht den „Camp" oft unfahrbar, und bei den Wirbelstürmen ist der Reiter auf der pfadlosen Ebene ganz dem Zufall überlassen.

Der Schäfer kommt mir schon von weitem entgegen und ladet mich in die Hütte ein. Er ist überglücklich, als ich ihm ein wenig Tabak geben kann, den er so lange entbehrt hat, und seine Frau setzt mir frisch gemolkene Milch und selbstgebackenen Weizenkuchen vor.

Während ich da sitze und mit den gemütlichen Leuten plaudere, kommt ihr halberwachsener Junge auf die Hütte zu geritten. Er ist ein munterer Bursche mit scharfem Auge und

schlagfertigem Munde, ein echter „Kelper", der hier draussen geboren ist. Die Heimat seiner Eltern im schottischen Hochland kennt er nur von Hörensagen, bis nach Port Stanley ist er noch nicht gelangt, aber er hat die Küstenschoner der Falklands-Kompanie unten in den nächst gelegenen Häfen, in North Arm und Port Darwin, gesehen, und einmal sogar ein Kriegsschiff, das vor Lively Island vor Anker ging. Er ist ein Pferdefreund und sattelfest, Besitzer von drei Schäferhunden und Kenner aller Furten im „Camp", auch versteht er sich auf das Anfertigen von Peitschen mit künstlichem Flechtwerk.

Endlich sind wir bei schwachem, günstigen Wind an die Südküste der West-Falkland-Insel gelangt. Das Land ist hier bergiger und ragt mit hohen, oft unzugänglichen, senkrecht abfallenden Küsten aus dem Meere auf. Port Albemarle war der erste Ankerplatz auf dieser Insel, die gegen das Meer durch eine schmale Inselmauer, Arch Islands, geschützt wird. Diese Mauer fällt nach der See zu schroff ab, ist von mächtigen, regelmässigen Schluchten durchzogen und an einer Stelle völlig durchbrochen, so dass sie ein kolossales Torgewölbe bildet.

Am Morgen des 17. kreuzten wir bei frischer, südwestlicher Brise durch Port Albemarle hindurch. Ein Schwarm von Delphinen begleitete eine Weile das Schiff. Sie hielten sich mit Vorliebe in dem schäumenden Kielwasser auf und folgten ohne Anstrengung dem Schoner, der mit vollen Segeln durch die Inseln hindurchsauste.

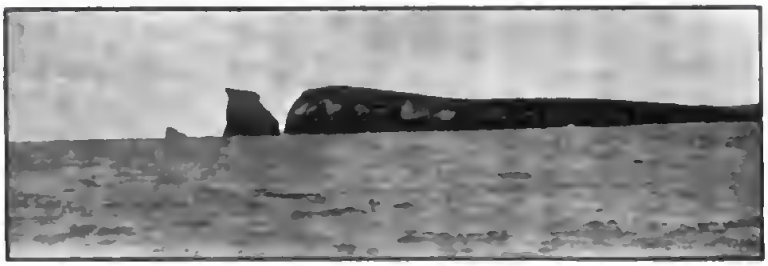
Lange fesselte uns das amüsante Spiel dieser dunkeln, torpedoförmigen Körper, die von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Schimmer der weissen Kehrseite blicken liessen, während sie neckisch und geschmeidig bald langsam dahinglitten, bald in schnellen, drolligen Stössen vorwärts schossen.

Bald aber wurde der Wind böig und schwer. Die Wellen ergossen sich über das Deck des kleinen Seglers, und ich zog mich in die Kajüte zurück. Als ich eine Stunde später durch die Luke guckte, gingen wir dicht unter der südlichsten Spitze von West-Falkland, bei Kap Meredith, gerade über Stag. Hier ward mir ein Anblick, wie ihn noch kein sachkundiges Auge gesehen, ein Profil des hohen, steilen Ufers, das mir ein ganzes Kapitel aus der geologischen Geschichte dieser Inseln veranschaulichte. Der Schoner entfernte sich schnell von der Küste, aber es gelang mir, mit der Kamera und der Feder schleunigst fest-

zuhalten, was ich hier sah. An der Hand der Beobachtungen, die ich im September desselben Jahres gelegentlich eines von der Landseite aus hierher unternommenen Besuches gemacht habe, kann ich in aller Kürze eine Schilderung des Küstenprofils geben:

Der obere Teil des steilen, felsigen Ufers besteht aus fast wagerechten Sandsteinlagern, zu der mächtigen devonischen Sandsteinformation gehörend, die überall auf den Falklands-Inseln das Grundgestein bildet. Hier an diesem Punkt liegt ausnahmsweise die Unterlage dieser Formation sichtbar über der Meeresfläche. Sie ist zusammengesetzt aus Granit und Gneis, sowie schräg abfallenden Schichten, die wahrscheinlich aus dunkeln kristallinischen Schiefern gebildet sind. Diese ganze untere Formation erinnert auffallend an die ältesten Bildungen der Erdkruste, das Urgebirge, so wie wir es z. B. aus gewissen Teilen Schwedens kennen. Die schräg abfallende Lage des Gesteins ist offenbar nicht die ursprüngliche, sondern beruht auf späteren Umwälzungen, die jedoch älter sind als der wagerecht gelagerte Sandstein. Über die Zeiträume, welche einerseits die Bildung des Urgebirges und anderseits die Ablagerung des devonischen Sandsteins bezeichnen, können wir übrigens aus dem Profil einen interessanten Verlauf herauslesen. Die Grenze zwischen den beiden Formationen wird von einer wellenförmigen Oberfläche gebildet, die die vertikale Schicht des Urgesteins abschneidet, und dadurch entstanden ist, dass ihre oberen Teile zerstört, abgenutzt und von Kräften weggeschafft wurden, die wir nicht genauer kennen, unter denen aber abrinnendes Wasser oder die Brandung an einem ehemaligen Meeresstrand wahrscheinlich eine Hauptrolle spielen. Auf der so entstandenen Abrasionsfläche hat sich dann später der Sandstein abgelagert.

Dies Profil, das ein klares Licht auf die älteste geologische Geschichte der Falklands-Inseln wirft, ist von besonderer Bedeutung, da eine zuverlässige Kenntnis der Unterlage der Sandsteinformation eine notwendige Voraussetzung bildet, um das geologische Verhältnis dieser Inseln zu dem südamerikanischen Festlande bestimmen zu können.



Strandpartie vor Port Stephens

II.

Die Strandung der „Rosamond".

„Fair Rosamonds" Reise zog sich in die Länge. Die „Antarctic" konnte jetzt jeden Tag in Port Stanley zurückerwartet werden. Es handelte sich für mich darum, rechtzeitig nach der Fox Bay zu kommen, so dass es mir möglich war, mit dem Postschoner „Estrella" zu fahren, der um den 25. von dort nach Port Stanley abgehen sollte. Freilich konnte ich in einem mehrtägigen Ritt von Port Stephens, wo wir jetzt lagen, dahin gelangen, aber ich zog es vor, noch einige Tage mit der „Rosamond" zu segeln, um noch ein wenig mehr von der verlockenden Geologie West-Falklands zu sehen. Von Chartres River, das der Schoner zunächst anlaufen sollte, war die Entfernung quer über die Insel bis Fox Bay ziemlich kurz. Aber ein unvorhergesehenes Ereignis warf alle diesbezüglichen Pläne über den Haufen.

Wir gingen am 18. in Port Stephens dicht vor einem „Settlement" in der nordwestlichen Ecke dieser mehr als meilenweiten Bucht vor Anker. Der Abend war völlig windstill mit leicht bewölkten Himmel, und in dem sanften Mondschein sassen der alte Willis und ich noch eine Stunde auf Deck, ehe wir uns in die Koje begaben.

Gegen 2 Uhr morgens erwachte ich davon, dass der Kapitän auf Deck hinauf ging. Der Schoner rollte auf eine Art und Weise, die geradezu erstaunlich war, in Anbetracht dessen, dass wir in einer gegen das Meer völlig geschützten Bucht lagen. Durch die Schiffswand neben meinem Kopf konnte ich deutlich hören, wie die Wellen da draussen brausten, der Sturm pfiff

durch die Takelage, ein Tauende schlug mit einem klatschenden Laut gegen irgend einen Gegenstand, vom Deck drangen laute, eilige Schritte und Kommandorufe bis zu mir herab. Nach einer Weile kam der Kapitän wieder herunter.

„How is it, captain?"

„Oh well, Doctor, it is blowing a veritable gale from the southeast, but I have dropped the second anchor, and I think we will be all right."

Das klang ja ganz beruhigend. Ich drehte mich nach der Wand herum und schlief auch bald wieder ein. Doch gegen halb fünf Uhr wurde ich abermals durch einen harten Stoss geweckt, der die ganze Schute erbeben machte. Mit jeder Welle, die herankam, wiederholte sich dieser kurze, harte Stoss, der durch den ganzen Schiffsrumpf zitterte. Es unterlag keinem Zweifel mehr, dass trotz der beiden Anker der Schoner an Land getrieben war und nun dastand und zwischen den Strandsteinen stampfte.

Der Schiffer hatte sich ganz leise wieder auf Deck geschlichen, und ich fand es jetzt an der Zeit, mich persönlich einmal von der Sachlage zu überzeugen.

Es war noch halbdunkel, als ich auf Deck hinaufkam. Ich glaubte früher schon ganz gehörige Stürme mitgemacht zu haben, sowohl im nördlichen Eismeer wie an der Westküste von Schweden, das alles war aber nichts im Vergleich zu dem Orkan, der hier raste. Gegen den Wind konnte man nichts weiter sehen, als den siedenden Meeresgischt. Aus diesem Sturmnebel heraus kamen die kurzen Wellen auf uns zugerollt. Das Meer war beträchtlich gestiegen. Die Wogen spülten hoch hinweg über die Brücken des Settlements, Gischt und Tangstücke weit ins Land hinein schleudernd.

„Fair Rosamond" war jetzt übel zugerichtet. Mit dem Hinterteil lag sie oben zwischen den grossen Felsblöcken am Strande. Jede Welle hob sie empor, und mit jeder fiel sie wieder und schlug auf die Klippe auf. Das Steuer bekam die ärgsten Stösse, es stöhnte und krachte, und das Rad schnurrte wie wild geworden hin und her. Splitter vom Kiel trieben nach den ärgsten Stössen auf dem Wasser.

Das Schiffsboot wurde in der Brandung neben dem Schiff bald hierhin, bald dorthin geschleudert. Ein Matrose sprang

hinunter, um die Ruder und andere lose Geräte zu bergen. Wenige Minuten, nachdem er wieder an Bord war, zerriss eine grobe See die Fangleine. Ein paarmal sahen wir das Boot auf den Wellenrücken auftauchen, dann wurde es von einer schäumenden Brandung gegen eine Strandklippe geschleudert, und im nächsten Augenblick trieben Splitter und zerbrochene Bretter mit der zurückschlagenden Welle gegen unser Schiff.

Der Schoner ächzte und knackte unter den harten Umarmungen der Brandung. Hin und wieder machte er zwischen den einzelnen Wellen eine verzweifelte Anstrengung, sich dem Lande zu nähern, oder er versuchte nach der Steuerbordseite aus der Bucht herauszukommen. Das letztere war sehr fatal, denn dann rollten die Wellen frei über das Deck hin. Es erschien mir möglich, dass der Schoner, wenn das Wasser zur Ebbezeit fiel, von einer kräftigen See so gründlich zum Kentern gebracht werden konnte, dass er sich nicht wieder aufzurichten vermochte. Ich teilte dem Kapitän meine Vermutung mit, er liess die Mannschaft alle auf Deck liegenden Ankerketten auf die Backbordseite schaffen und bohrte selber Löcher in die auf der Steuerbordseite liegenden Wassertonnen, — alles um dem Schoner die Lust zu nehmen, nach der Steuerbordseite hinüber zu kentern.

Währenddessen fing der Tag an zu dämmern, und im Settlement erwachten die Leute. Der „Manager" an dem Platz, Mr. Hennah, kam an den Strand herab und nahm die Zerstörung in Augenschein. Es gelang uns, ihm eine Trosse an Land zuzuwerfen. Nachdem diese zwischen dem Grossmast und einem Felsblock oben am Strande ausgespannt war, schwand die Gefahr des Kenterns, und gleichzeitig war eine Verbindung mit dem Lande hergestellt.

Da der Sturm noch keine Miene machte, nachzulassen, und der Aufenthalt an Bord immer unangenehmer wurde, beschloss ich, den Versuch zu wagen, an dieser Leine das Ufer zu erreichen. Ich steckte meine Tagebücher, die Glasröhren mit Insekten und ein paar Kästen exponierter photographischer Platten zu mir. Nachdem ich den Mantel fest über diesen Schätzen zugeknöpft hatte, fing ich an, in kleinen Schlägen das Ufer zu gewinnen. Aber das dehnbare Grasseil gab unter meiner Last nach, so dass es mehr eine Reise unter als über Wasser wurde. Eine Welle riss mir die Mütze vom Kopf, und in einem ziemlich jammervollen Zustand langte ich schliesslich an Land an.

2*

Glücklicherweise hatte aber der Mantel die Platten und die Tagebücher geschützt.

Im Settlement wurde ich auf das liebenswürdigste aufgenommen, man gab mir trockene Kleider und ein kräftiges Frühstück.

Der Wechsel war schnell und gründlich vor sich gegangen. Eben noch stand ich im Halbdunkel der Morgendämmerung, nass und schaudernd, in Sturm und Spritzwasser auf Deck, jetzt genoss ich hier in angenehmer Ruhe eine erwärmende Mahlzeit.

Ich sass im „Parlour" der Familie und schaute sinnend in

»Fair Rosamonde nach dem Sturm

das glimmende Torffeuer des offenen Kamins. Noch heulte der Sturm da draussen, aber die ersten Sonnenstrahlen drangen in das Zimmer durch ein mit herrlich blühenden Zierpflanzen gefülltes Fenster. Die beruhigende Stimmung eines guten, gastlichen Heims hüllte mich in ihren Zauber, während die junge Tochter des Hauses, die kleine goldblonde Miss Lucy, „a sweet little melody" ertönen liess.

Am folgenden Tag (den 20.) hatte der Sturm nachgelassen. Der Schoner lag jetzt auf Grund, nach der Landseite hinüberneigend. Der Kiel war beschädigt, er hatte ein arges Leck, und das Steuer war vollständig zerbrochen. Aber auch nach anderer Richtung hin hatte der Sturm seine Spuren hinterlassen. Bis an

einen Speicher hinauf, der sonst eine gute Strecke vom Strande entfernt liegt, waren die Wellen gedrungen, und durch die Spalte unter dem Torweg hatten sie ganze Mengen von Algen hineingespült.

Ich musste nun sehen, wie ich über Land nach Fox Bay gelangte. Mein hilfreicher Wirt, Mr. Hennah, ordnete auch diese Angelegenheit für mich. Um die Mittagszeit des 21. brach ich auf, begleitet von seinem Schwager, Mr. Dickson, der den Führer machte.

Ich war ein ungeübter Reiter, aber Fräulein Lucy hatte die Güte gehabt, mir eines ihrer Pferde zu leihen, das sehr fügsam und sicher war. Der Falkländer hat eine eigene Art, sein Pferd zu lenken, nämlich indem er mit dem Zügel einen leichten Druck auf den Hals des Pferdes ausübt. Ich wusste das nicht und versuchte das Pferd auf unsere Weise zu lenken, indem ich an den Zügeln zog. Daher erschien es mir anfänglich, als habe ich es mit einem störrischen Tier zu tun. Bald aber sah ich ein, wie leicht das Pferd zu regieren, wie zahm und wie bewundernswürdig vertraut es mit dem Terrain war, über das unser Weg führte.

Der Tag war sonnig und am Himmel jagten weisse Wolken dahin. Wir ritten durch flache Täler zwischen rundlichen Sandsteinbergen, oft an einem kleinen Bachgeriesel entlang, und wieder und wieder sumpfige Striche an Watestellen durchquerend, die nur ein geübter Führer zu finden vermochte. Unser Weg ging ganz nahe an die Westküste heran, von den Hügeln sahen wir weit in das durch schmale, langgezogene Buchten und vorspringende Landzungen zerstückelte Küstenterrain, und an einigen Stellen trabten unsere Pferde auf dem durch die Ebbe trocken gelegten Strand entlang.

Der Abend dämmerte herein, der Wind legte sich völlig und von dem leichtbewölkten Himmel sickerte ein gedämpfter Mondschein, der zauberhaft, aber zugleich verwirrend wirkte, auf die Landschaft herab. Wunderbar war das Glitzern des Mondlichts auf dem Meere, dessen Brandung die Stille unterbrach, fesselnd und eigenartig war die Stimmung, die über der Heidelandschaft lag. Aber in dieser Beleuchtung verwischten sich für mein ungewöhntes Auge alle kleinen Formen des Terrains. Ich sah die schroffen Bachtäler nicht eher, als bis das Pferd den Abhang hinunter kletterte, und da unten vermochte ich nicht die Steine

der Watestelle zu erkennen, die den Weg durch das sumpfige, moosbewachsene Bett des Baches bildeten. Aber mein Führer kannte die pfadlose Heide, und das Pferd war scharfäugig und fussfest.

Endlich erblickten wir von dem Kamm eines Höhenzuges herab die dunkeln Konturen einer kleinen Hütte an der innersten Ecke einer schmalen Bucht. Es war die Hirtenhütte in Double Creak, wo wir übernachten wollten.

Wie die meisten Ansiedlungen, die zwischen den grossen „Settlements" liegen, war diese Hütte auch dazu bestimmt, fremden Hirten und des Weges kommenden Reisenden Unterschlupf zu gewähren. Unsere Ankunft erregte deswegen kein weiteres Aufsehen. Einige „Camp"-Bewohner, die vor uns angelangt waren, rückten ein wenig zusammen, so dass wir Platz am Esstisch hatten, und die Wirtin, die ihrer Pflichten an dem offenen Herd waltete, setzte uns das traditionelle, ewig unveränderte Menu vor, das aus Schaffleisch, Tee, Weizenbrot und dänischer Konservenbutter bestand. Die Unterhaltung drehte sich um die Schafe, die am nächsten Tage hinausgetrieben werden sollten, um „sheep-sheering" und „sheep-dip" (das Scheren und Waschen der Schafe, zwecks Tötung des Schafparasiten „scab"), um die Havarie der „Fair Rosamond" und den Fremdling aus der Ferne, der sich auf der Durchreise nach „the far south" befand. In ein paar niedrigen Bodenkammern eine Treppe höher standen Betten für uns alle bereit.

In der Frühe des nächsten Morgens brachen wir auf. Es war wieder ein Tag, wie wir ihn uns nicht besser wünschen konnten, mit glitzernder Sonne über dem Steppenlande und Wind im Rücken; infolgedessen ging das Reiten leicht und fröhlich von statten.

Am Nachmittag langten wir in Fox Bay an, und den Anweisungen folgend, die ich in Port Stephens erhalten hatte, begab ich mich sofort zu dem Polizeichef von West-Falkland, Mr. Hurst. Ich erzählte ihm mit wenigen Worten, dass ich ein Mitglied der schwedischen Südpolarexpedition sei und mich auf einer längeren Reise an der Falklandsküste befinde, dass ich auf die Rückkehr der „Antarctic" warte, und dass ich in Port Stephens mit der „Fair Rosamond" Schiffbruch gelitten habe und nun nach Fox Bay gekommen sei, um den Postschoner „Estrella" abzuwarten.

„Würden Sie mich wohl bis zur Ankunft der „Estrella" in Ihrem Hause aufnehmen?" schloss ich meinen Vortrag.

Mr. Hurst sah ein wenig bedenklich aus.

„Would you like to take a cup of tea?" fragte er, offenbar, um Zeit zu gewinnen.

„Sehr gern," antwortete ich, „doch muss ich jetzt gleich Bescheid haben, mein Führer steht draussen und wartet, sobald er weiss, dass ich ein Unterkommen gefunden habe, kehrt er um, da er Double Creek gern vor Einbruch der Nacht erreichen möchte."

Er bot mir noch einmal Tee an, aber auf meine eindringliche Bitte begab er sich dann zu seiner Frau, um die Sache mit ihr zu bereden. Zwei Minuten später war alles in bester Ordnung, und während der sechs Tage, die ich mich in Fox Bay aufhielt, sorgten diese prächtigen Menschen auf das liebenswürdigste für mich. Ihr halb erwachsener Sohn Robert begleitete mich fast jeden Tag auf meinen Ausflügen. Er war ein munterer, intelligenter Junge, dessen stolze Vaterlandsliebe einem das Herz erwärmen musste. Er verschlang die Geschichte Englands, namentlich alles, was von den neueren militärischen Expeditionen in Indien und im Sudan handelte, er hatte sich ein Verzeichnis über die Schiffe der englischen Marine verschafft und es zum grössten Teil auswendig gelernt. Den lieben langen Tag zankten wir uns über den Krieg in Südafrika, er war ein Vollblut- Imperialist, ich hingegen ein „Proboer", trotzdem blieben wir aber die besten Freunde.

Eines Tages machten wir einen Fund, der uns alle beide sehr interessierte. In dem feinen, dünn geschichteten Sandstein, der hier überall in den niedrigen Strandhügeln vorkommt, entdeckten wir nämlich zahlreiche Fossilien, die derselben devonischen Meeresfauna angehören, wie sie von Darwin in Ost-Falkland gefunden wurde. Ausser den Arten, die in Darwins Sammlungen vorkommen, fanden wir noch verschiedene neue, darunter in erster Linie einen Trilobit, eine jetzt ausgestorbene, mit den Krebstieren verwandte Tierform. Um meinem Kameraden, Master Bob, einen Begriff von der Natur des Fundes zu geben, erklärte ich ihm, es sei ein „Lobster". Dass der Hummer im Meere lebt, war für ihn eine Abstraktion, aus eigener Anschauung wusste er nur, dass diese Tiere in Konservendosen vorkommen, als er nun aber sah, dass er sogar im Sandstein auftritt, kannte sein Entzücken keine Grenzen.

Am 27. März traf die „Estrella" ein. Bei ihrer Abfahrt aus Port Stanley vor zwei Tagen war die „Antarctic" noch nicht dort gewesen, doch konnte man sie jetzt täglich erwarten.

Am Nachmittag desselben Tages verliess die „Estrella" Fox Bay, und nach einer ungewöhnlich schnellen und angenehmen Fahrt passierten wir schon am folgenden Vormittag Kap Pembroke, den Leuchtturm an der Einfahrt von Port Stanley.

Mit gespannter Erwartung stand ich auf Deck, als sich die „Estrella" der schmalen Hafeneinfahrt näherte.

Würde die „Antarctic" dort mit wichtigen Nachrichten aus dem südlichen Eismeer liegen, oder sollte ich noch eine Weile hier in Port Stanley bleiben und auf das Schiff warten, ohne Aussicht, mich auf eine neue, längere Exkursion begeben zu können?

Der Schoner gleitet an den schaumumbrausten Strandklippen vorüber. Ja, wirklich! Da liegt sie, leicht erkennbar an ihrer hohen Takelage und der weissen Ausgucktonne.

Der Wind kommt uns jetzt direkt entgegen, aber die „Estrella" ist ein scharfer Segler. Mit ein paar Schlägen ist sie auf gleicher Höhe mit der „Antarctic" und rauscht nun an ihrem Bug vorüber.

Dort auf Deck steht eine ganze Gruppe von alten Freunden, die mich lebhaft begrüssen. Ich sehe Larsens breite, feste Gestalt, den grossen, schlank gewachsenen Skottsberg, Karl Andreas Andersson und die alten Kameraden von der Nordpolarfahrt der „Antarctic" im Jahre 1898, Ohlin und Haslum.

Kaum hatte die „Estrella" ihre Anker niedergelassen, als schon das Boot der „Antarctic" an ihrer Seite anlegte. Der erste Steuermann Andreasen kam, um mich abzuholen. Seine norwegische Begrüssung mutete mich heimatlich an, da ich seit fast zwei Monaten nur Englisch hatte sprechen hören.

Bald enterte ich die „Antarctic" über die Reeling. Larsen fing mich mit einer herzlichen Umarmung auf. Von allen Seiten drängten sich alte Freunde um mich, aber hinter ihnen standen noch ein paar Männer, die ich nicht kannte. Der kleinere war der amerikanische Maler Stokes, der sich jetzt wieder auf dem Heimwege befand, der andere, eine stattliche, kräftige Gestalt mit blondem Haar und üppigem Vollbart redete mich auf schwedisch an. Das war also Leutnant Duse, der Kartograph der

Expedition, der erst in Falmouth an Bord der „Antarctic" gekommen war und den ich daher nicht kannte.

Jetzt hagelten die Neuigkeiten aus dem Süden auf mich ein. Nordenskjöld und seine fünf Überwinterungskameraden waren in Snow Hill an Land gesetzt, also ganz in der Nähe der Seymour-Insel, wo Larsen im Jahre 1893 die ersten antarktischen Fossilien fand. Das war ja recht vielversprechend für die geologischen Arbeiten. Und jetzt kamen sie von allen Seiten mit Fossilien, die bei dem Stationsplatz auf Snow Hill gefunden worden waren! Es waren grosse, schöne Ammoniten, offenbar aus der Kreideformation stammend und infolgedessen etwas ganz Neues aus dem Südpolargebiet.

Die herrlichsten Funde aller Art wurden mir vorgelegt. Skottsberg zeigte die schönsten Algen aus dem südlichen Eismeer, und Karl Andreas erzählte, er habe vor der Seymour-Insel eine der seltensten Erscheinungen der Meeresfauna wiedergefunden, das eigentümliche Tier, Cephalodiscus, das im Jahre 1876 von der Challengerexpedition entdeckt, seit jener Zeit aber niemals wieder erblickt wurde. Duse beschrieb eine in kartographischer Beziehung bedeutungsvolle Fahrt an der Westküste des Louis Philipp-Landes entlang, und Larsen schilderte, wie die „Antarctic" nahe daran war, in einem heftigen Sturm bei den Süd-Shetlands-Inseln Schiffbruch zu leiden.

Mit Bewunderung und vielleicht auch mit ein wenig Neid betrachtete ich diese Männer, die von ihrer ersten Sommerfahrt in das südliche Eismeer so wichtige Funde mitgebracht und mit unverwüstlich guter Laune die drohende Lebensgefahr überstanden hatten. Als sie mir dann erzählten, dass die „Antarctic" in Ushuaia ausreichenden Kohlenvorrat eingenommen habe, und dass sie, trotz des herannahenden Winters im Begriffe seien, sofort einen Ausflug nach Süd-Georgien anzutreten, da fühlte ich mich glücklich und stolz, mich ihrem Kreise einreihen, mit ihnen arbeiten und ihr Schicksal teilen zu dürfen.

Bald hatte ich mich wieder in eine der Kabinen der alten „Antarctic", die mir von der denkwürdigen Nordpolarfahrt im Jahre 1898 wohlbekannt und lieb war, einquartiert und eingelebt.

Nun folgten einige harte Arbeitstage. Die Schiffszimmermänner der Falkland-Kompanie waren beschäftigt, die Schäden auszubessern, die der schwere Sturm verursacht hatte, die Sammlungen wurden verpackt und an Land geschafft, wo sie bis zu unserer

Rückkehr bleiben sollten, und eine umfassende Korrespondenz wurde zum Abschluss gebracht. In freien Stunden widmeten wir uns auch dem geselligen Leben. Die gastfreien Häuser des Städtchens standen uns offen, und die Offiziere der englischen Kriegsschiffe, des Kreuzers „Cambrian" und des Kanonenboots „Basilisk", erwiesen uns alle mögliche Liebenswürdigkeit, ja, sie versprachen sogar, ein besonderes „Antarctic"-Couplet für die Pantomime zu verfassen, die sie gerade mit den Damen aus Port Stanley einübten, wenn wir nur bis zu dem Tage verweilen wollten, wo dies Kunstwerk aufgeführt werden sollte.

Aber am Morgen des 1. April war alles zur Abreise bereit. Um 10 Uhr lichtete die „Antarctiç" den Anker und fuhr mit gesenkter Flagge um die Kriegsschiffe herum, während das schwedische Königslied von Deck der „Cambrian" ertönte.

Die englische Bark „Cypromene" begrüsste uns mit Hurrarufen, und oben im Städtchen winkten uns die fröhlichen jungen Mädchen ein letztes Lebewohl zu, als wir an dem schönen, windstillen Morgen die Winterfahrt antraten.

Es waren beides ein paar Prachtkerle. Motiv aus der Royal-Bay

III.

Die ersten Tage im Lande der See-Elefanten.

Wir fuhren nun im Meer der Westwinde. Das Wetter wechselte von Sturm zu Windstille, aber fast immer schwellte ein günstiger Wind die Segel der „Antarctic" und führte uns mit jedem Tage dem fernen Ziel im Osten näher.

Am 21. April befanden wir uns nach dem Besteck in der Nähe von Süd-Georgien, aber dichte Nebelbänke versperrten die Aussicht in der Richtung, in der wir nach Land suchten.

Als ich am nächsten Morgen gegen 7 Uhr auf Deck kam, war der ganze Horizont klar. Tiefblau im Morgenlicht schimmernd, kamen die schaumverbrämten hohen Wellen auf das Schiff zugerollt. Die Brise war beissend kalt, aber es lag eine frische Winterstimmung über dem klaren Morgen. Von der aufgehenden Sonne beleuchtet, ragte eine wunderbare Alpenlandschaft nach Süden zu aus dem dunkeln Meere auf: mächtige Felsen mit schneebedeckten Gipfeln und scharfen, kahlen Zinnen, dazwischen Täler, die von breiten Eisströmen erfüllt waren.

Ganz oben im Westen tauchten ein paar vereinzelte Bergspitzen am Horizont auf. Es konnten dies steil abfallende Inseln sein, oder auch die Felsen waren durch flaches Land verbunden, das für uns jetzt unterhalb des Horizontes lag. Ebenfalls auf unserer Steuerbordseite, aber weiter nach Süden zu, erhob sich vor uns eine zusammenhängende Landmasse mit drei gewaltigen, ins Meer vorspringenden Gletschern. Gerade vor uns lag eine breite, offene Bucht, auf die wir zusteuerten, nach einem passenden Arbeitsfeld ausspähend, und weiter nach Südosten zu, also an unserer Backbordseite, bemerkten wir einen zweiten grossen Fjord, in den ein breiter Gletscher mündete. Allmählich kamen wir so nahe heran, dass auch das flache Land sichtbar wurde. Der äussere Küstenrand bestand fast ausschliesslich aus einem niedrigen, lotrecht abfallenden Strand, den die Meereswellen gebildet hatten. Über diesem lotrechten Abhang aber, von dem unteren Teil des Felsens hob sich ein Streifen von lebhaft grüner Farbe ab, offenbar mit dem Riesengras der subantarktischen Region, dem „Tussockgras" bewachsen.

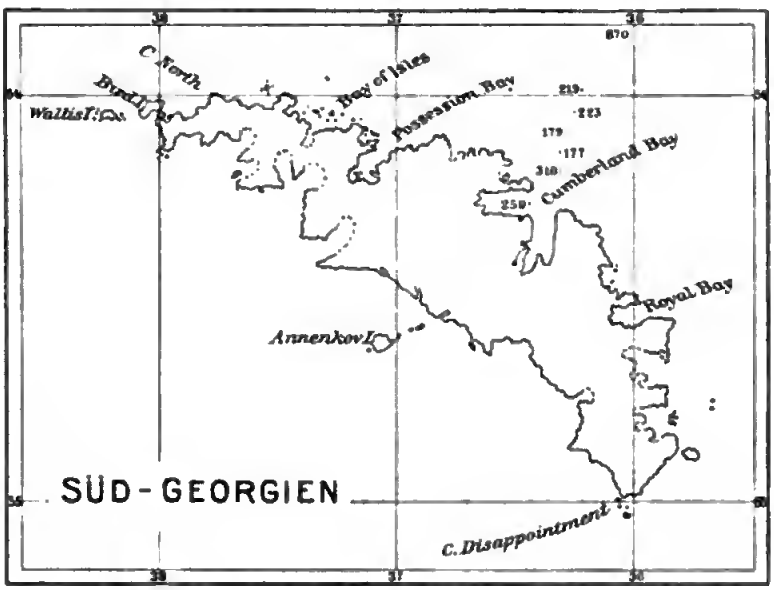
An die vor uns gelegene Bucht schloss sich ein breites, flaches, schneefreies Tal an, hinter dem das Land zu steilen, schneebedeckten Felsen anstieg. In dem nordwestlichen Teil der Bucht bemerkten wir mehrere mit Tussock bewachsene Inseln. Das Ganze machte einen sehr einladenden Eindruck. Als wir aber bis dicht an die Mündung der Bucht gelangt waren, veränderte sich die Farbe des Meeres schnell. Es ging plötzlich in ein gelbliches Weiss über, das dem Kapitän verdächtig erschien. Die Lotung ergab eine Tiefe von fünf Faden! Und vor uns zwischen den Landzungen zu beiden Seiten der Einfahrt konnten wir jetzt mit dem Fernrohr Felsklippen und Kelpränder erkennen, die auf eine sehr unreine Fjordmündung schliessen liessen. So schnell wie möglich wandten wir diesen gefährlichen Ufern und Riffen den Rücken und fuhren an der Küste entlang nach Südosten zu, bis an den grossen Fjord.

Bisher hatten wir nach der kleinen Kartenskizze der englischen Seekarte nicht mit Bestimmtheit feststellen können, wo wir uns befanden, kaum aber waren wir in die letztgenannte Bucht eingelaufen, als Larsen die Gegend wiedererkannte, die er im Jahre 1894 auf seiner Reise nach Süd-Georgien gesehen hatte. Dieser grosse Fjord war die Cumberland-Bay, und in ihrem linken Arm hatte Larsen mit dem „Jason" vor Anker gelegen,

in einer kleinen Bucht, in die wir jetzt auch einliefen, und die wir später den Jasonhafen nannten.

Es dämmerte bereits, als wir hier vor Anker gingen.

Wunderbar schön war dieser erste Abend in Süd-Georgien, und noch lange stand ich auf Deck und lauschte dem dumpfen, rasselnden Dröhnen der Dünung, das in der windstillen Nacht, von dem Felsenrahmen der Bucht zurückgeworfen, als ein in regelmässigen Pausen steigendes und fallendes mächtiges Gebrause an unser Ohr drang und um so geheimnisvoller wirkte,



als das Ufer, von woher es kam, in tiefstes Dunkel gehüllt dalag.

Draussen auf dem Fjord zitterte und glitzerte das Mondlicht; wir selber aber lagen im Schatten der Felswand, die in dieser eigentümlichen nächtlichen Beleuchtung, in der jede Entfernung sich verwischt, dicht über uns aufzuragen schien, ganz dunkel unten über dem Meeresspiegel, aber mit einem Schimmer schwach beleuchteter Schneefelder um die höchsten Gipfel, deren Silhouetten sich scharf von dem hellen Himmelsraum abhoben.

Als ich am nächsten Morgen auf Deck kam und die geheimnisvolle Alpenlandschaft der Nacht wiedersah, ergriff mich ein mächtiges, eigentümliches Gefühl, das Bewusstsein, hier einer mir bisher völlig fremden Natur gegenüberzustehen.

Als ich am vorhergehenden Tage aus der Entfernung die Küste von Süd-Georgien mit ihren Schneegipfeln und mächtigen Eisströmen betrachtete, musste ich an gewisse Partien der Nordküste Spitzbergens denken. Jetzt aber, wo sich ein Stück von der Natur Süd-Georgiens in nächster Nähe vor mir ausbreitete, ward mir plötzlich klar, dass sich die Ähnlichkeit nur auf die allgemeinen Züge der Landschaft bezieht. Felsen und Fjorde wechseln in gleicher Weise, nur mit dem Unterschied, dass die Berge von Süd-Georgien an den meisten Stellen steil vom Ufer aus aufsteigen und schwer zu besteigen sind. Das auf dem 54° s. Br. gelegene Süd-Georgien hat ebenso mächtige Gletscher und Eisströme, wie Spitzbergen auf dem 80° n. Br.

Dieser unser erster Arbeitstag in Süd-Georgien, der 23. April, entspricht auf der nördlichen Halbkugel derselben Zeit im Oktober, also einer Jahreszeit, wo Nordspitzbergen schon in die Finsternis und Kälte des arktischen Winters versenkt ist. Hier unten beschien die Sonne jetzt nicht nur schneebedeckte Felsen, sondern auch grüne, tussockbewachsene Uferabhänge, Hunderte von kleinen Bächen eilten murmelnd von den Bergen herab und sickerten durch üppige Moosbetten, hier und da kam ein Käfer oder auch eine kleine Spinne im warmen Sonnenschein unter einem Stein hervorgekrochen, und ein paar kleine Süsswasserteiche, die unsere Zoologen untersuchten, wimmelten von kleinen Krebsen und Wasserkäfern. Die höheren Pflanzen waren längst verblüht, im übrigen aber machte die Natur an diesem warmen, windstillen Tag noch einen ganz sommerlichen Eindruck.

Schon auf den kleinen Inseln an der Falklandsküste hatte ich den dichten Tussockwuchs kennen gelernt, aber erst hier sah ich dies eigentümliche Riesengras in seiner ganzen, üppigen Entfaltung, und zwar bedeckte es nicht nur die kleinen Werder und die niedrig gelegenen Küstenstreifen, sondern an vielen Stellen auch die Bergabhänge bis zu einer Höhe von mehreren hundert Metern hinauf, und hier bildeten die dicht stehenden Büschel eine grüne Decke, die, vom Winde gewiegt, im Sonnenschein schwankte und leuchtete.

Im Laufe des Tages durchstreiften wir in verschiedenen Abteilungen das Ufer der Bucht, und als wir uns gegen Abend wieder bei Tische versammelten, waren wir sämtlich sehr befriedigt von dem Ergebnis dieses unseres ersten Arbeitstages in Süd-Georgien.

Sie wurden aus einer behaglichen Ruhe aufgeschreckt. (Voll ausgewachsene Seeelefanten). Motiv aus der Cumberland-Bay

Am nächsten Tage zeigte sich das Land bei launenhaftem Wetter von einer ganz andern Seite. Grosse, nasse Schneeflocken fielen in Unmengen herab, und allmählich lagen auch die unteren Berghänge mit Schnee bedeckt da.

Am Abend versammelten wir uns alle in der Messe, um mit einem einfachen Fest einen für die schwedische Polarforschung wichtigen Tag zu feiern. Am 24. April 1880 war nämlich die „Vega" von ihrer Fahrt um Asien und Europa nach Stockholm zurückgekehrt, und diese grösste Leistung der schwedischen geographischen Forschung wird alljährlich von der schwedischen geographischen Gesellschaft durch eine festliche Zusammenkunft geehrt. In diesem Jahre trug das „Vega"-Fest daheim

Aussicht quer über die Royal-Bay von der deutschen Station

in Stockholm ein ernsteres Gepräge, indem es dem Andenken des im Laufe des Jahres verstorbenen Leiters der „Vega"-Expedition, A. E. Nordenskjöld, des hauptsächlichen Begründers der schwedischen wissenschaftlichen Polarforschung, gewidmet war. Wir, die wir ausgezogen waren, um an einer fernen Küste im südlichen Eismeer, die gute Tradition, die er geschaffen, fortzuführen, wollten, wenn auch in einfachen Verhältnissen, das Andenken unseres grossen Vorgängers feiern. Das kleine Fest wurde eingeleitet mit einem Vortrag über Nordenskjöld und die schwedische Polarforschung, wir leerten ein Glas auf das Wohl unserer Kameraden dort unten auf Snow Hill, und bei Gesang und gemütlichem Geplauder sassen wir bis tief in die Nacht hinein bei einander.

Der Grundplan für unsere Arbeiten in Süd-Georgien lag jetzt klar durchdacht vor uns. Hier in der Cumberland-Bay hatten wir, nach den zweitägigen, vorbereitenden Rekognoszierungen zu urteilen, ein besonders lockendes Arbeitsfeld vor uns. Auf der Landzunge, die zwischen den beiden Hauptarmen des grossen Fjords vorspringt, sollte eine Abteilung von uns zu kartographischen, geologischen und biologischen Arbeiten auf mindestens eine Woche ausgesetzt werden, während die „Antarctic" auf einen zoologischen Zug an der Küste entlang ging. Ehe wir aber dies Programm ausführten, wollten wir uns einer kleineren Aufgabe entledigen.

Südöstlich von der Cumberland-Bay liegt ein anderer, kleinerer Fjord, die Royal-Bay, in der eine deutsche wissenschaftliche Expedition während des internationalen Observationsjahres 1882–83 tätig gewesen war. Der Urheber dieses wissenschaftlichen Unternehmens, der alte, jedoch beständig gleich eifrige Enthusiast für die Erforschung des Südpolargebietes, Admiralitätsrat Neumayer in Hamburg, hatte uns gebeten, wenn möglich, die deutsche Station zu besuchen, um uns von dem jetzigen Zustand der Gebäude zu überzeugen. Da wir auch aus andern wissenschaftlichen Gründen gern einen Abstecher nach der Royal-Bay machen wollten, beschlossen wir, dies zu tun, ehe wir die oben erwähnte Exkursionsabteilung an Land setzten.

Am 25., gegen 8 Uhr morgens, lichtete die „Antarctic" den Anker; kaum aber waren wir aus dem Jasonhafen hinausgelangt, als das Wetter eine sehr drohende Miene annahm. Mit jeder Minute brauste der Sturm stärker aus dem Fjord heraus, und über dem offenen Meer stand ein dunkler Gewitterhimmel. Der Kapitän hielt es für ratsam, nach dem alten Ankerplatz zurückzukehren. Aber der Sturm war jetzt stärker als die alte „Antarctic". Obwohl die Maschine unter Hochdruck arbeitete, wurden wir leise rückwärts, der Mündung des Fjords zu, gedrängt. Die Sturmsegel wurden gesetzt, und das Schiff kreuzte nun unter Seitenwind mit Dampf und Segel in den Jasonhafen hinein. Tief drinnen im Fjord konnten wir die Orkanböe sehen, wie sie von dem grossen Gletscher auf den Wasserspiegel hinabschlug, ganze Wolken von Gischt aus den schäumenden Wellen aufspritzend. Schnell fegte sie durch den Fjord dahin. Jetzt war sie über uns, die Luft war mit Gischt angefüllt, die Wellen schäumten über das Deck hin, die Takelage ächzte unter dem

Druck, ein paar starke klatschende Schläge tönten durch das Sausen des Sturmes, und dann war die Bö vorüber und einige flatternde Fetzen hingen als Überreste des Segels herab.

Neue Orkanböen folgten schnell aufeinander. Es blieb uns nichts weiter übrig, als ins Meer hinaus zu steuern und das Unwetter auszuhalten. Glücklicherweise fanden wir, als wir aus der Fjordmündung hinausgekommen waren, dass diese gewaltigen Stossböen nur drinnen im Fjord rasten. Auf dem Meer gingen freilich die Wellen auch hoch, doch war der Sturm, wenn auch schwer, doch gleichmässig.

Das Wohnhaus der deutschen Station. Royal-Bay

Man konnte sich kein besseres Schiff wünschen, um dem Sturm zu trotzen, als die „Antarctic". Sie lag wie eine Möwe auf dem Wasser. Nur ausnahmsweise holte sie Wasser über, ihre schlingernden Bewegungen waren gleichmässig und ruhig.

Am 27. hatte sich der Sturm gebessert, so dass wir in die Royal-Bay hineinsteuern konnten, wo wir in dem Hafenplatz der Deutschen, dem Moltkehafen, einer offenen, nach dem Meere zu völlig ungeschützten Bucht vor Anker gingen. Am nächsten Tage hatten wir wieder westlichen Sturm mit orkanartigen Schneeböen. Unter dem Druck der Böen zerrte und riss das Schiff an den Ankerketten, und wir fürchteten, dass es ins Treiben geraten könne.

Der 29. brach mit stillem, sonnigem Wetter an, so dass wir endlich an Land gehen und die auf mehrere Tage berechneten Ausflüge antreten konnten.

Larsen und ich begaben uns an den nördlichen Strand der Bucht nach der deutschen Station, die wir einer näheren Untersuchung unterzogen.*)

Das Wohnhaus war in gutem Stand. In einem der Zimmer fanden wir an der Wand die Bemerkung, dass die Walfischfänger „Castor" und „Hertha" im April 1901 hier einen Besuch abgestattet hatten. In einem andern Teil des Hauses lagen eine Menge

Der Ross-Gletscher von der deutschen Station aus gesehen

zurückgelassener vegetabilischer Nahrungsmittel, die jedoch fast alle durch Feuchtigkeit und Schimmel verdorben waren, nur 1/2 Tonne Erbsen, 3/4 Tonne weisse Bohnen und 1/4 Tonne Hafermehl waren noch in geniessbarem Zustande.

Die astronomischen und magnetischen Observatorien waren arg mitgenommen, das Dach war von den Stürmen abgerissen und eins der Gebäude zur Hälfte umgeweht.

Während Larsen und ich die deutsche Station untersuchten, hatte Skottsberg den nahe gelegenen, 375 Meter hohen Krokisius-Berg bestiegen, um sich nach den Maximal- und Minimal- Thermo-

*) In Bezug auf die deutsche Expedition nach der Royal-Bay siehe: „Die internationale Polarforschung 1882—83"; Berlin 1886—91.

3*

metern umzusehen, die hier von den deutschen Naturforschern zurückgelassen waren. Hierüber berichtet Skottsberg:

„Einige Meter von dem grossen Steinblock entfernt, fanden wir die Holzplatte, in die die Thermometer eingefasst waren. Sie war mit einer drei Meter langen Schnur am Boden befestigt und lag mitten in einer kleinen Schneewehe, ohne Schutz gegen

Wind und Wetter wie gegen herabfallende Steine. Die Thermometer waren zertrümmert. Alles deutete darauf hin, dass die Platte, die die Thermometer trug, nach der Abreise der deutschen Expedition auf irgend eine Weise aus ihrer ursprünglichen Lage gerückt war."

In einem ganz andern Teil der Bucht war jetzt Duse mit einer interessanten Untersuchung beschäftigt. Zwischen dem Moltkehafen und dem innersten Teil des südlichen Strandes der Bucht mündet ein mächtiger Talgletscher (der Ross-Gletscher) mit einem

Seeleopard. Cumberland-Bay

von zahlreichen Spalten durchzogenen Ausläufer von 3,5 km Breite ins Meer. Seine Lage wurde viermal während des Besuchs der deutschen Expedition in Süd-Georgien ausgemessen, zuerst im August 1882, dann im September desselben Jahres, ferner im Mai und schliesslich im August 1883. Bei jedem Male stellte es sich heraus, dass die Abbruchsstelle ein Stück zurück gegangen war (siehe die Karte, Seite 36) und bei der letzten Messung im August 1883 lag sie 800—900 Fuss weiter landeinwärts als bei der ersten Bestimmung ein Jahr früher. Während dieses Jahres hatte hier also eine ungewöhnlich lebhafte „Auskalbung" von kleinen Eisbergen und Gletscherstücken stattgefunden, und das Meer hatte allmählich ein Gebiet verschlungen, das bisher von dem äusseren Teil des Gletschers bedeckt war. Der Zufluss von Eis aus den oberen Teilen war in dieser Zeit geringer gewesen als der Verlust durch Kalbung unten am Bruch. Aus dieser interessanten Observationsserie hatten deutsche Forscher die weitgehendsten Schlussfolgerungen gezogen, die in der Annahme gipfeln, dass sich die Ausdehnung der Gletscher auf der südlichen Halbkugel in jetziger Zeit im Rückschritt befindet. Um den Grund zu prüfen, auf dem diese Annahme beruht, unternahm Duse jetzt auf meine Veranlassung hin eine neue Bestimmung, die zu dem überraschenden Ergebnis führte, dass die Abbruchsstelle jetzt (am 29. April 1902) etwas vor dem von den deutschen Naturforschern beobachteten äussersten Punkte lag. Hieraus geht hervor, dass nach dem Minimum im August 1883 eine neue, kräftige Ausbreitung des Gletschers stattgefunden hat. Die Beobachtung ergibt auch, dass grosse Vorsicht und ein weit umfassenderes Observationsmaterial erforderlich sind, ehe man ganz allgemeine Schlussfolgerungen in Bezug auf die Veränderungen der Gletscher ziehen kann.

Noch ein schöner Arbeitstag war uns in der Royal-Bay vergönnt, und als wir am Abend des 30. die Bucht verliessen, lag das Meer spiegelglatt in herrlichstem Mondschein da, während das Meerleuchten mit einer für diesen Teil des Weltmeeres ungewöhnlichen Kraft blitzte und flimmerte.

Das alte Boot in der Kochtopfbucht

IV.

Zeltleben und Bootsfahrten.

Bei sonnigem windstillen Wetter dampften wir am Morgen des 1. Mai wieder in die Cumberland-Bucht hinein.

Auf das hohe, steil abfallende Vorgebirge zwischen den beiden grossen Fjordarmen steuerte die „Antarctic" zu. An der linken Seite des Vorgebirges lockte uns ein Tal mit üppigen, tussockbewachsenen Abhängen. Oben auf dem Berge, der dies Tal von dem südlichen Fjordarm trennte, musste der Kartograph freie Aussicht über einen grossen Teil des Fjordsystems gewinnen, taleinwärts schien der Weg für weite Exkursionen offen da zu liegen, und eine kleine Bucht an der Mündung des Tales stellte uns einen guten Lagerplatz in Aussicht.

Vor der Bucht angelangt, verminderte die „Antarctic" ihre Fahrt. Das grosse Boot, das wir während unseres Aufenthalts an Land behalten sollen, wurde ausgesetzt, und hilfsbereite Hände reichten uns alle unsere Sachen hinab.

Unsere Gesellschaft bestand aus Duse, Skottsberg mir und einem falkländischen Jungen, Andrew, der für die Süd-Georgienfahrt geheuert worden war. Aber das Boot war so überfüllt durch die reichhaltige Ausrüstung, dass wir hoch oben zwischen

Zelt und Schlafsäcken sitzen mussten. Das Segeltuchkajak im Schlepptau, ruderten wir in die Bucht hinein, während die „Antarctic" wieder in die offene See hinausdampfte.

Leise schaukelten wir auf den langen Rücken der Dünung dahin. Immer stärker rauschte und brauste die Brandung uns von der nächsten Landzunge entgegen, wo sich eine turmförmige Klippe an der Mündung der Bucht erhebt. Jetzt glitt unser Boot an dem Kelprande vorüber, und glücklich in der Bucht angelangt, entdeckten wir auf der östlichen Seite eine ganze kleine Bucht mit schmalem Einlauf und niedrigem Klippenstrand, einen wirklich idealen kleinen Bootshafen. Durch die Kelps hindurch, die fast die Mündung versperrten, ruderten wir da hinein.

Hier war das Wasser spiegelglatt, und wenn wir, uns über den Bootsrand neigend, hineinsahen, so erblickten wir auf dem felsigen Meeresgrunde einige der farbenprächtigsten Bewohner des Meeres, zarte Kalkalgen, die als krustenförmige Überzüge auf den Steinen wachsen, dunkelrote Algen mit den zierlichsten Blattformen und grosse, orangefarbene Seesterne. In der Nähe des Bootes steckte ein Seeleopard seinen langen, schmalen, eidechsenähnlichen Kopf aus dem Wasser, und am Strande vor uns lagen ein paar träge Vertreter seines Geschlechts und sonnten sich in einem kleinen Rinnsal, das wie ein glitzerndes Band über den Strandkies dahinmurmelte.

Sobald unser Gepäck ausgeladen und das Boot an den Strand gezogen war, ging Duse, mit Andrew als Handlanger, auf den nächsten Berg, um die Kartierungsarbeiten zu beginnen, während Skottsberg und ich das Lager aufschlugen.

Dicht an dem murmelnden Bach errichteten wir unser grosses Zelt.

Die Seeleoparden erwachten durch das ungewöhnliche Geräusch, sie blinzelten hinterlistig zu uns hinüber, rollten sich eine Weile hin und her und glitten dann mit geschmeidigen Bewegungen ein Stück weiter, um dort ihre träge Ruhe fortzusetzen.

Wir schlugen noch ein kleines Zelt als Aufbewahrungsraum für Instrumente und Sammlungen auf. Der Proviant wurde zu einem Hügel aufgetürmt und mit einer Persenning bedeckt, und dann gingen wir an die Einrichtung des grossen Zeltes.

Eine runde Tischscheibe mit einigen Holzklötzen, die als Beine dienten, wurde an der Zeltstange aufgestellt. Eine hölzerne Kiste diente als Vorratskammer, die Schlafsäcke wurden in einer Ecke

des Zeltes verstaut und allerlei Kleinigkeiten erhielten ihren Platz dort, wo sie am wenigsten im Wege waren.

Unter allen diesen Arbeiten verging die Zeit schnell. Als das Lager einigermassen in Ordnung war, machten wir uns schleunigst an die Zubereitung des Mittagessens, damit es zur Rückkehr der Kameraden fertig sei. Der kurze Wintertag neigte sich schon seinem Ende zu, als wir uns zu Tische setzten, und in tiefer Dämmerung leerten wir beim Kaffee ein Glas Punsch auf den ersten Mai und tauften unsern schönen kleinen Hafen zu Ehren des Tages die „Maibucht".

Früh am nächsten Morgen brachen wir alle vier vom Lager auf. Duse, Skottsberg und Andrew bestiegen den über unserm Zeltplatz belegenen scharfen Bergkamm, dem ich später den Namen Duse-Berg gab. Ich selber wanderte talaufwärts, um mich durch eine Übersicht-Rekognoszierung zu vergewissern, wie weit wir unsere Exkursionen nach dieser Richtung hin erstrecken konnten.

Ganz in der Nähe des Lagerplatzes kam ich an ein paar eisbedeckten kleinen Seen vorüber. Der erste, ein unbedeutender Tümpel, speiste mit dem Überschuss seines Wassers das kleine Gerinnsel, das bei unserm Lager in die Bucht mündete. Der andere See, langgestreckt und bedeutend grösser, wurde von einem ganz wasserreichen Bach durchströmt, der in den inneren Teil der Maibucht auslief. Eine gute Strecke weiter talaufwärts stürzte sich dieser Bach als schäumender Giessbach eine steile Felswand hinab. Als ich diese Wand hinaufkletterte, erblickte ich einen dritten eisfreien See, der viel grösser war als die beiden andern.

In diesem ganzen Tal befindet sich jetzt kein noch so anspruchsloser Gletscher, nur an den Felsabhängen lagern einige vieljährige Schneewehen. Überall aber traf ich auf Spuren einer früheren grossen Vergletscherung, auch Moränenkies und hübsch geschrammte Gletscherblöcke, die davon zeugten, dass einstmals eine mächtige Eismasse das ganze Tal ausgefüllt hatte. Dies war, abgesehen von einigen kleineren Funden der deutschen Expedition in der Royal-Bay, der erste Beweis für eine allgemeine Vergletscherung Süd-Georgiens in vergangenen Zeiten, und mit Rücksicht hierauf nannte ich später das Tal Bore-Tal.

Eine Strecke oberhalb des eisfreien Sees schien das Tal eine Passhöhe zu bilden, auf deren entgegengesetzter Seite es also

nach einer noch unsichtbaren Gegend zu abfallen musste. Um zu sehen, ob unser Exkursionsgebiet sich nach dieser Richtung ausdehnen liesse, wanderte ich weiter bergauf, dem Pass zu. Was ich dort sah, war höchst überraschend. Nach Süden zu, also nach der Insel hinein, breitete sich ein weitgestrecktes Talsystem aus, dessen niedrigste Partien zum Teil auch jetzt noch meinen Blicken verborgen waren, und ganz in der Ferne, nach Süd-Südost zu, lag ein grosses Gewässer, von dessen tiefblauer Oberfläche einige umherschwimmende Gletscherstücke sich in

Der untere Teil des Bore-Tals. Alle kleinen Hügel sind mit Tussock bewachsen. An der Bucht innerhalb der turmförmigen Klippe (Maibucht) lag unser Lager

kräftigem Farbenkontrast abhoben. Zuerst nahm ich an, dass dies ein grosser See sein müsse. Als ich aber, um eine bessere Übersicht zu gewinnen, den Duse-Berg ein Stück hinaufkletterte, ward ich über meinen Irrtum aufgeklärt. Viel weiter, als ich bisher vermutet hatte, erstreckte sich der Cumberland-Fjord mit verzweigten Armen ins Land hinein, die Wasserfläche, die ich gesehen hatte, gehörte zu einem Fjordarm, der durch eine gewaltige Endmoräne fast von dem Hauptfjord getrennt war. Hier fand ich übrigens Spuren einer ehemaligen Vergletscherung, so grossartig und eigentümlich deutlich, dass ich trotz der grossen Entfernung bald eine bestimmte Auffassung von dem sonderbaren

Zeugnis erhielt, das sie ablegten. Diese alten Gletschererscheinungen sind so auffallend prachtvoll, dass sie im Zusammenhang mit der allgemeinen Schilderung der Natur Süd-Georgiens wohl eine ausführlichere Behandlung verdienen.

Aber wenn auch mein Geologenherz hastiger schlug vor Freude über den ersten Anblick des „Moränenfjords", so blieb ich, eine Strecke weiter gelangt, doch einen Augenblick in atemloser Spannung am Felsabhang stehen, von einem höchst sonderbaren Anblick gefesselt. Dicht unter dem Felsen zog sich eine kleine, bisher nicht von mir bemerkte Bucht des Fjords hin. Vom Fusse des Felsens ging eine niedrige Landzunge aus, die eine Meerenge zwischen dem Fjord und der kleinen Bucht bildete, und — jetzt kommt das Eigentümliche — auf dieser Landzunge, ein Stück strandaufwärts, stand ein grosses, grün gestrichenes Boot.

Gab es hier andere, fremde Menschen in diesem Fjord, in dem wir vier uns nach der Abfahrt der „Antarctic" allein glaubten? Es war mir wohlbekannt, dass die nordamerikanischen Pelzseehundfänger in den letzten Jahren Süd-Georgien aufgesucht haben sollten. Aber jetzt war keine Jahreszeit für den Pelzseehundsfang, und es war daher sehr überraschend, ein fremdes Boot am Strande zu sehen. Ich sauste den Bergabhang hinab, dass die Steine nur so um mich herumtanzten. Aber keine Menschenseele war auf der Landzunge sichtbar. Im Gegenteil, alles deutete darauf hin, dass seit langer Zeit kein Besucher den Frieden der Natur gestört hatte. Ein paar Seeleoparden tummelten sich am Strande, und überall in dem hohen, üppigen Tussockgras stiess ich auf Krickenten, die mit schnellem Flügelschlag entflohen.

Das Boot hatte hier offenbar viele Jahre lang gestanden, denn das Tussockgras wuchs ringsumher hoch, und während der ganzen Zeit, dass ich es mass, trippelte eine kleine, unerschrockene Seeschwalbe (Chionis) auf der Reeling auf und nieder. Es war ein grosses, unbedecktes Boot, 9 m lang und 3,3 m breit, fast zu gross, um als Deckboot von einem Schiff hierher gebracht zu sein, auf der andern Seite aber viel zu klein, als dass man selbständig nach dieser stürmischen Küste über das Meer hätte hinüber fahren können.

Das Boot war nicht die einzige Spur von Menschen. Draussen am Strande lag ein Hügel aus Ziegelsteinen, und am Rande des Tussockgrases, ganz in der Nähe des Bootes, stand ein guss

eiserner Kochtopf, in dem grosse Stücke von Seehundfleisch lagen. Draussen am Ebbestrand fand ich noch sechs solcher Kochtöpfe, einige von den Wellen fast überspült. Auf dem einen konnte ich ein teilweise verrostetes und undeutliches Warenzeichen lesen:

Johnson & Son
W — ping Dock
London.

Es war nicht leicht, eine Schlussfolgerung zu ziehen, zu welchem Zwecke alle diese Sachen hierher gebracht waren.

Einige Tage später trafen wir in unserer eigenen Bucht auch alte Spuren von Menschen. Innerhalb der Mündung des Baches, der den oben erwähnten eisfreien See durchfliesst, fanden wir nämlich in dem inneren Teil der Maibucht in der steilen Felswand eine Grotte. Die Höhle, deren Mündung teilweise durch einen tussockbewachsenen Erdwall verdeckt wurde, bildet einen äusseren Raum von 20 m Länge und 8 m Breite und hat ungefähr dieselbe Höhe im Innern, während der Ausgang ein wenig niedriger ist. Von diesem grossen Raum erstreckt sich ein schmaler Gang noch fünf Meter geradewegs nach innen hinein.

In dieser Grotte trafen wir die Überreste von zwei Lagerfeuern sowie einen Korken, eine Blechdose, ein Stück Leder und allerlei Knochenreste von Tieren, die die ehemaligen Bewohner der Höhle dort verzehrt hatten.

Unser Lager lag ausserordentlich idyllisch an dem kleinen Hafen in der Maibucht. Die Seeleoparden, deren Lieblingsaufenthaltsort der Strandkies dicht am Zelte war, liessen wir ganz in Frieden. Sie kamen und gingen, fischten eine Weile draussen in der Bucht und krochen dann wieder an den Strand, um in Ruhe und Behagen die Mahlzeit zu verdauen. Zuweilen des Nachts, wenn wir wach lagen und lauschten, wie der Sturm das Zelt rüttelte, konnten wir dicht neben uns an der Aussenwand des Zeltes so einen Burschen hören, der dort lag und sich wälzte und in unruhigem Schlummer stöhnte. Zu nächtlicher Zeit, wenn alles still war, schnatterten wohl auch ein paar Enten, kaum sechs Meter von der Zeltwand entfernt, in dem Bach. Wir hüteten uns wohl, diese Tiere zu stören, denn sie bereiteten uns viel Vergnügen. Wenn wir Appetit auf einen Entenbraten hatten, gingen wir weiter in die Bucht hinein auf Jagd.

Die Tage eilten dahin, und die Zeit war eigentlich schon verstrichen, die die „Antarctic", der Verabredung gemäss, für die

Am westlichen Strande der Maibucht

Fahrt an der Küste entlang verwenden sollte. Wir fingen schon an, uns mit der Möglichkeit zu beschäftigen, dass dem Schiff ein Unglück zugestossen sein könnte, und in diesem Falle hatten wir eine lange Wartezeit vor uns, denn erst im August sollte von den Falklandsinseln ein Segelschiff entsandt werden, falls wir bis dahin nicht zurückgekehrt waren.

Der mitgenommene Proviant allein konnte für eine so lange Zeit nicht ausreichen. Wir machten uns daher vertraut mit den Erzeugnissen des Landes, mit Leopardensteaks und Pinguinsuppe, was beides vorzüglich schmeckte.

Die Arbeiten in der Umgebung der Maibucht waren nun abgeschlossen, wir wollten daher jetzt eine Bootsfahrt in das Innere des westlichen Fjordarms unternehmen. Um das Boot nicht mit überflüssigen Gegenständen zu beschweren, wie auch um so wenig Zeit wie möglich zu vergeuden, beschlossen wir, kein Zelt mitzunehmen, sondern statt dessen in dem Boot unter einer Persenning zu schlafen.

Am Morgen des 11. Mai, um 10 Uhr, waren wir zum Aufbruch bereit. Wir hielten uns während des Ruderns dicht am Strande, der sich hier in hohen, senkrechten Felswänden erhebt. Schon zu Anfang der Fahrt hatten wir den Wind aus dem Innern des Fjordes entgegen, und es war daher ein hartes Stück Arbeit, unser grosses, schweres Boot vorwärts zu bringen. Wenn eine stärkere Böe wehte, konnten wir es kaum gegen den Wind halten. Gegen 1½ Uhr hatten wir aber doch einen Punkt erreicht, an dem die hohe Felswand von einer kleinen Bucht unterbrochen ward. Hier landeten wir.

Oben am Tussockrande gewahrten wir einen schlafenden Seeleoparden. Er erschien uns sehr geeignet für Speise und Feuerung, und ich hatte denn auch nichts eiligeres zu tun, als an Land zu springen und ihm eine Kugel ein paar Zoll hinter das Auge in den Schädel hinein zu jagen.

Hier trafen wir die einzige nennenswerte Pinguinkolonie, die wir während unseres ganzen Aufenthaltes auf Süd-Georgien beobachteten. Es war eine Schar von einigen Hundert Papua-Pinguinen, die oben auf einem kahlen Fleck in dem Tussockgras nisteten. Von Zeit zu Zeit kamen sie in kleineren Gruppen vom Meere herauf an den Strand. Sie sahen sehr drollig aus, wenn sie mit wichtiger Miene auf uns zu marschierten, wie eine kleine Patrouille mit ihrem Korporal an der Spitze.

Der Duse-Berg. Die »Antarctic« in der Kochtopfbucht

Der Abend war windstill bei herrlichem Mondschein. Auf einem schönen Platz oben zwischen den Grasbüscheln zündeten wir ein Feuer von Leopardenspeck an, unter das wir die dürren Blattscheiden des Tussockgrases mischten, und um dieses gemütliche Feuer herum sassen wir alle und tranken unsere Abendschokolade.

Wir begaben uns im Boot zur Ruhe mit Tussockgras unter den Schlafsäcken, fühlten aber trotzdem die Bootsrippen sehr deutlich. Ausserdem lagen wir so eng unter den festen Ruderbänken, dass wir uns nicht umdrehen konnten, sondern die ganze Nacht in derselben Stellung verharren mussten, in der wir in den Schlafsack gekrochen waren, weshalb unsere nächtliche Ruhe gerade nicht sehr erquicklich wurde. Wir beschlossen denn auch, nicht wieder im Boot zu schlafen.

Am folgenden Morgen begaben wir uns auf den über dem Lagerplatz gelegenen Berg. Von hier aus hatten wir eine wundervolle Aussicht über das grosse Gletscherende des Westfjords, den Neumayer-Gletscher, der uns verlockte, eine Eiswanderung zu planen für den Fall, dass die „Antarctic" in den nächsten Tagen nicht wiederkehren sollte.

In dem Tal innerhalb der Pinguinbucht, in dem wir im Laufe des Tages umherstreiften, fanden wir nicht die geringste jetzige Gletscherbildung, stiessen hingegen überall auf Moränenkies und geschrammte Steine, die von einer früheren Eisbedeckung zeugten. Jetzt hatte ich mir bereits eine übersichtliche Kenntnis von dem Umfang der früheren Vergletscherung verschafft, und es war mir klar, dass das ganze Fjordsystem wahrscheinlich einmal mit einer gewaltigen Eismasse angefüllt gewesen ist, die die Landzungen an der Mündung des Fjords überschritten und draussen in dem offenen Meer in einer mächtigen Abbruchstelle geendet hat.

Während Duse seine kartographischen Arbeiten auf dem Berge fortsetzte, den wir zuerst bestiegen hatten, gingen Skottsberg und ich quer über das breite, kesselförmige Tal zu einem 414 m hoch gelegenen Pass, der zu unserer grossen Verwunderung eine freie Aussicht über das Bore-Tal bis weithin nach dem Moränenfjord und dem inneren Teil des Südfjords gewährte. Von hier aus nahm ich das Panorama von dem Moränenfjord und seiner Umgebung auf, das Seite 68 wiedergegeben ist.

Während des Aufstiegs in dem Pass hatten wir weit weg im Westen zwischen den Bergen eine grosse Wasserfläche mit

Andersson Grunden Wennersgaard

Das »Steinsprengerlager«

darauf schwimmenden kleinen Eisbergen und einem Kelprand an der Mündung bemerkt, der in hohem Masse an das Aussehen des Moränenfjordes erinnerte. Als Skottsberg eine Strecke oberhalb des Passes auf den Bergabhang hinaufkletterte, sah er da drinnen zwei kleine Fjordarme, vollkommene Miniaturbilder des Moränenfjordes, durch eine aus Moränenschutt gebildete Landzunge von einander getrennt und von dem Westfjord durch Unterseebarren abgesperrt, deren Lage durch Kelpränder markiert wurde, die sich zwischen der Mündung der kleinen Fjordarme erstreckten. In diese Buchten münden zwei Eisströme, die ich Lyell- und Geikie-Gletscher genannt habe.

Als wir gegen 4½ Uhr nachmittags unten am Boot bei unserer Pinguinsuppe sassen, das Branntweinglas in der Hand, im Begriff, unsern Mittagsschnaps zu uns zu nehmen, sahen wir plötzlich die „Antarctic" am entgegengesetzten Ufer langsam in den Fjord hineindampfen. Das Glas wurde unter jubelnden Hurrarufen in die Höhe gehoben, und dann tranken wir auf das Wohl unseres lieben alten Schiffes.

Nach Einbruch der Dunkelheit zündeten wir ein grosses Feuer aus Seehundspeck und dürren Tussocks am Strande an, um der „Antarctic", die im Jasonhafen geankert hatte, kund zu tun, wo wir waren. Bald wurde an Bord eine Laterne als Antwort auf unser Signalfeuer gehisst, und später erfuhren wir, dass der Kapitän auch eine Rakete abgebrannt hatte, die jedoch von uns nicht bemerkt worden war.

Wir hatten in der vergangenen Nacht das Schlafen im Boot herzlich satt bekommen und richteten daher jetzt unser Nachtlager um ein grosses Feuer oben im Tussockgras ein. Das war ein grosses Glück für uns und unsere Instrumente!

Das Wetter war im Laufe des Tages sehr wechselnd gewesen, am Morgen ruhig und klar, zur Mittagszeit Schneesturm, und nun am Abend schwere Sturmböen ohne Schnee. Ehe wir in die Schlafsäcke krochen, sassen wir noch eine Weile plaudernd um das Lagerfeuer. Hier unten in dem mehr als meterhohen Tussockgras war es warm und angenehm infolge des trefflichen Feuers, von Zeit zu Zeit zog aber der Sturm heulend über das wehende Gras dahin. Während wir dort in guter Ruhe sassen, kam eine Böe, die stärker war als alle vorhergehenden, und vom Strande her vernahmen wir einen eigentümlich rasselnden Laut. Wir stürzten hinaus. Unser eigenes Signallicht war längst er-

loschen, aber in weiter Ferne, drüben über dem Fjord, schimmerte das kleine freundliche Licht in der Laterne der „Antarctic". Es war fast pechdunkel hier am Strand, der Wind heulte auf dem Berge an der Luvseite, und draussen um die Landzunge herum donnerte der Wogenschwall.

„Das Boot ist weg!" rief jemand in der Finsternis. Und wirklich, es befand sich nicht mehr an seinem Platz, die Steinblöcke, die es stützten, lagen einsam da. Mit Hilfe der am Boden noch befestigten Bootsleine fanden wir es oben am Tussockrande wieder. Der Sturm hatte es mehrere Meter von seinem ursprünglichen Platze weggeschleudert, den von Eis schlüpfrigen Strandabhang hinan, und das wunderbarste war, dass es offenbar einen förmlichen Sprung über die grossen Steinblöcke hinweg gemacht haben musste, die wir, um es zu stützen, zu beiden Seiten aufgetürmt hatten. Die Kameras, Theodoliten usw. fanden wir unbeschädigt im Boot wieder, in das wir sie glücklicherweise hineingelegt hatten, ehe es seine merkwürdige Reise über Land antrat. Hätten sie, wie am vorhergehenden Abend, wo wir im Boot lagen, daneben gestanden, so wäre wohl nicht viel davon übrig geblieben. Das einzige, was auf diesem Platz zurückgeblieben war, eine Petroleumkanne aus Blech, hatte der Sturm ergriffen, und erst nach langem Suchen fanden wir sie, ganz plattgedrückt und leer, oben zwischen den Tussocks wieder.

Die ganze Nacht hielten wir Wache, teils um acht auf das Boot zu geben, das jetzt noch fester vertäut wurde, teils um das Lagerfeuer zu unterhalten, um das die Schlafsäcke in den tiefen Rillen zwischen den Grasbüscheln lagen. Ich hatte die letzte Wache zwischen 4 und 6 Uhr morgens. Um fünf Uhr fing ich an, über dem Lagerfeuer Frühstück zu kochen, das aus Kaffee und Fischklössen bestand, und eine halbe Stunde später weckte ich die Kameraden. Nach beendeter Mahlzeit hatten wir eine saure Arbeit mit dem Festnageln des Kieleisens des Bootes, das sich ein ganzes Stück losgelöst hatte. Deswegen waren wir erst um 8 Uhr zum Aufbruch bereit, eine Verzögerung, die sehr ärgerlich war, denn wir wollten gern die Untersuchung des inneren Teils des Fjords beenden, ehe die „Antarctic" kam, um uns abzuholen. Nachdem wir an einer in den Strandkies gesteckten Stange einen Zettel mit der Mitteilung über unsern Plan befestigt hatten, setzten wir die Fahrt fjordeinwärts am Ufer entlang fort.

4*

Der Morgen war sonnig und windstill. Das Rudern machte uns daher verhältnismässig wenig Mühe, so dass wir schon gegen 11 Uhr an den Moränenausläufern zwischen den beiden kleinen, von mit Kelp bewachsenen Schwellen abgesperrten Fjordbuchten anlangten. Zwei Stunden später hatte Duse seine kartographischen Arbeiten beendet, und nun waren wir bereit, uns nach dem Jasonhafen zu begeben.

Das Wetter sah jetzt sehr drohend aus, die Luft stand dunkel über dem Fjord, auf dessen Oberfläche die ersten Windstösse dahin eilten. Aber wir sehnten uns, an Bord zu kommen, zu gutem Essen, einem ordentlichen Bett und munteren Kameraden. Deshalb liessen wir alle Bedenken fahren und setzten quer über den Fjord.

Es währte jedoch nicht lange, bis wir einsahen, dass wir ein gefährliches Spiel trieben. Von dem Gletscherrande herab warfen sich die Sturmböen auf den Fjord, peitschten seine Wellen zu zischendem Schaum auf und wirbelten uns eine Wolke von Meerrauch entgegen. Es pfiff und schäumte um das Boot, wenn so eine Böe an uns vorüberfegte. Damit das Boot nicht kentern sollte, hielt ich es so nahe wie möglich an den Wind. Aber auf diese Weise lagen wir fast auf einem Fleck und stampften, während die Ruderer alle Kräfte aufboten, um das Boot gegen den Wind zu halten. Es verlohnte sich auf die Dauer nicht, denn der Sturm wurde mit jeder Minute heftiger. Wir beschlossen daher, ab und auf das jenseitige Ufer hin zu halten. Ich wartete, bis zwischen zwei Böen eine Pause entstand. Da griffen wir alle auf einmal zu, und im Handumdrehen hatte das Boot die gefährliche Drehung gemacht. Jetzt war es eine andere Sache. Das Boot war freilich viel zu gross für eine so kleine Bemannung, wenn es sich darum handelte, gegen den Wind anzurudern, glücklicherweise war es aber auch scharf und lenzte gut im Sturm. Aber wenn die Böen kamen, bäumte es sich förmlich gegen den Wind auf, und ich vermochte es nicht mit dem Steuer allein niederzuhalten, die Kameraden mussten mit den Rudern nachhelfen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Es war eine masslose Spannung. Schnell trieben wir aus dem Fjord hinaus, während wir uns allmählich dem Ufer näherten, das unser Ziel war. Bald waren wir dicht unter der nördlichen Küste. Der Jasonhafen lag jetzt gerade vor uns in Lee, aber wenn wir seine Mündung auch glücklich

erreichten, würde es uns dann gelingen, mit dem Boot an die „Antarctic" heranzukommen? Eine ganz kleine Bucht lag gerade vor uns. Wir beschlossen, den Versuch zu machen, dort an Land zu gehen, bis das Unwetter vorübergezogen war. Als wir aber in die Nähe der Mündung dieser Bucht kamen, erblickte ich, der ich im Achtern sass, mit der Aussicht voraus, eine ganze Reihe kochender Brandungen, auf die wir in rasender Fahrt zueilten. Es war das sichere Verderben, das dort unser wartete. Wir mussten also doch versuchen, nach dem Jasonhafen zu kommen. Wieder entfernte sich unser Boot von dem Ufer, wieder eilten wir an der Landzunge und der schäumenden Brandung vorüber. Bald waren wir an dem Vorgebirge der Jasonbucht, hatten es umschifft und kamen in ruhigeres Wasser. Aber der Sturm heulte, als käme er aus einem Riesenblasebalg aus dem Innern der Bucht. Die „Antarctic" lag weit, weit weg, oben in der Bucht, so dass sie winzig klein erschien. Langsam arbeiteten wir uns ganz nahe an das Ufer heran; wenn die Windstösse kamen, stand das Boot still und stampfte oder trieb ein wenig zurück. Die Ruderer strengten ihre Kraft bis zum äussersten an, die Muskeln spannten sich, die Ruder bogen sich ganz krumm.

Je näher wir kamen, desto grösser erschien uns die „Antarctic". An Bord war man jetzt auf uns aufmerksam geworden. Die ganze Reeling war schwarz von Menschen, und als wir endlich an der Schiffsseite anlegten, erscholl ein fröhliches und herzliches, donnerndes Hurra!

Unten in der Messe bereitete uns der Steward schnell ein kleines Mittagsmahl, und während wir assen, berichtete Larsen in kurzen Zügen über die Fahrt der „Antarctic" an der Küste entlang. Sie waren oben am nordwestlichen Teil der Insel in der Possession-Bay und der Bay of Isles gewesen. Fast die ganze Zeit war das Wetter sehr ungünstig. Orkanartige Schneestürme hatten einander in schneller Aufeinanderfolge abgelöst, wodurch die Schiffahrt zwischen den unzähligen kleinen Werdern und Schären sehr erschwert worden war. In einer dunkeln Nacht begann die „Antarctic", nachdem beide Anker längere Ketten bekommen hatten, um sie sicherer gegen den zunehmenden Sturm zu halten, mit dem Achtern auf einen unterseeischen Grund zu stampfen. Larsen ging jetzt mit aller Fahrt vorwärts, während die Anker eingeholt wurden. Dann suchte er sich im Dunkel und Schneetreiben einen neuen Ankerplatz.

Trotz aller dieser Gefahren und Widerwärtigkeiten hatte die Schiffspartie während dieser Zeit dennoch wertvolle Arbeiten ausgeführt. Wohlgelungene Schleppnetzzüge, Beobachtungen in Bezug auf die frühere Vergletscherung der Insel und der Fund brütender Paare und Daunenjungen des grossen Albatros (Diomedea exsulans) waren die wichtigsten Ergebnisse dieser Fahrt.

Am Morgen nach unserer Wiedervereinigung mit der „Antarctic" lichtete das Schiff die Anker und steuerte nach der Maibucht hinüber, wo wir unser Zelt, unsere Sammlungen usw. an Bord nahmen. Dann liefen wir in den Südfjord ein, und nachdem in der Mitte desselben eine Lotung vorgenommen worden war, ankerte die „Antarctic" gegen 2 Uhr nachmittags in der Kochtopf-Bucht.

Hier blieben wir einen ganzen Monat bis zu unserer Abfahrt nach Süd-Georgien am 15. Juni liegen.

Während des ersten Teils unseres Aufenthaltes in diesem Hafen wurden unsere wissenschaftlichen Arbeiten in hohem Masse durch ruhiges und sonniges Wetter begünstigt. Der Schnee, der gefallen war, schmolz zum grössten Teil wieder fort, die Temperatur stieg oft mehrere Grad über Null und das Land bekam ein fast sommerliches Aussehen. Die Kartographen streiften nach verschiedenen Richtungen umher, die geologischen Studien schritten unter den günstigsten Bedingungen vor, die Zoologen und der Botaniker waren angespannt tätig. Mehrmals ging das Schiff zwecks Lotungen und zoologischer Arbeiten in den Fjord hinaus und kehrte dann bei Einbruch der Nacht wieder in die Kochtopf-Bucht zurück.

Auch für die Mannschaft der „Antarctic" waren diese vier Wochen äusserst angenehm. Des Sonntags, wenn sie keinen Dienst hatten, unternahmen die Matrosen bei gutem Wetter kleine Ausflüge, um Enten zu jagen, eine Bergspitze zu besteigen oder ähnliches.

Ein sehr beliebtes Vergnügen war das Fischen. Die Kochtopfbucht erwies sich als ungewöhnlich fischreich, und wir fingen direkt vom Schiff mehr als 700 grosse und ausserordentlich wohlschmeckende Fische, die zwei verschiedenen Arten der Nototheniden, einer den antarktischen Gewässern eigentümlichen Familie, angehörten. Drei Wochen lang bildeten frische Fische einen sehr wesentlichen Bestandteil der Ernährung an Bord.

Ende Mai hörte das schöne, sommerliche Wetter auf. In der Zeit vom 5. bis 12. Juni tobten fast ununterbrochen zum Teil sehr heftige Schneestürme, die eine etwa einen Meter hohe Schneedecke über das Land ausbreiteten. Der Winter hatte uns nun allen Ernstes jede Möglichkeit zu fortgesetzten Arbeiten am Lande genommen.

Am 15. Juni dampften wir aus der Cumberland-Bay heraus, steuerten zuerst gerade von der Küste ab und stellten hierbei mittels einer Lotleine die Tiefen- und Breitenverhältnisse der Küstenbänke fest. (Siehe die Kartenskizze S. 29.)

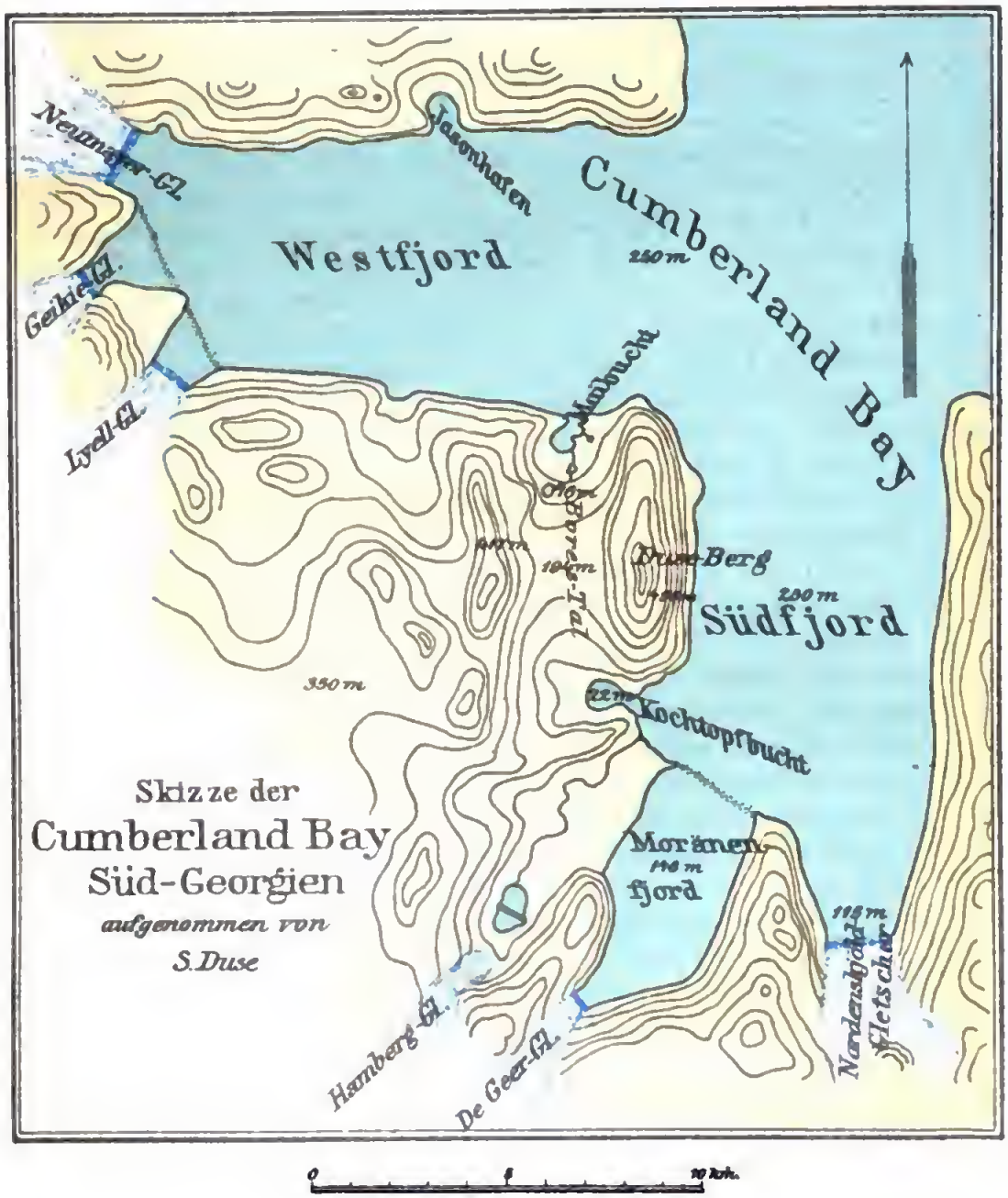
Wintersteher der Acaena adscendens. Maibucht

V.

Naturbilder aus Süd-Georgien.

Mit seinen schneebedeckten Bergkämmen, seinen Hängegletschern und mächtigen Eisströmen macht Süd-Georgien auf den ersten Blick den Eindruck eines echten Polarlandes.

Aber ein eingehenderes Studium schwächt diese Vorstellung doch sehr ab. Während der äusserste Vorposten des eigentlichen Südpolarlandes nach Norden zu, das Graham-Land, eine jährliche Durchschnittstemperatur von —11,8° hat, steht in Bezug auf die Temperaturverhältnisse Süd-Georgien dem Feuerlande und den Falklandsinseln näher, deren jährliche Durchschnittstemperatur von + 5,9° bis zu + 6° ungefähr dem Jahresmittel von + 1,4° auf Süd-Georgien entspricht. Die Verschiedenheit zwischen den Temperaturverhältnissen Süd-Georgiens und dem echten Südpolarklima ergibt sich am besten aus einem Vergleich zwischen den auf beiden Seiten beobachteten Minimaltemperaturen. Während auf Snow Hill eine Kälte von —41,4° beobachtet wurde, beträgt die niedrigste auf Süd-Georgien beobachtete Temperatur nur —12,3°. Dies ausgeprägte Inselklima, das mit sehr kleinen Abweichungen in Bezug auf Kälte wie auf Wärme sich das ganze Jahr in der Nähe des Jahresdurchschnittes von 1½° über dem Gefrierpunkt



Skizze der
Cumberland Bay
Süd-Georgien
aufgenommen von
S. Duse

hält, hat zur Folge, dass Süd-Georgien in mehr als einer Beziehung sich den Naturverhältnissen des Feuerlandes und der Falklandsinseln näher anschliesst, als denen des eigentlichen Südpolargebietes.

Die Fjorde von Süd-Georgien sind im Sommer wie im Winter beständig eisfrei, und auf der ganzen Reise nach dieser Insel beobachteten wir draussen im Meere nicht einen einzigen Eisberg. Andere Seefahrer haben zwar in letzterer Beziehung andere Erfahrungen gemacht als wir, indem sie um Süd-Georgien herum zahlreichen, grossen Eisbergen begegnet sind. Aber dies waren langsam schmelzende Eisriesen, die mit der Meeresströmung weit aus ihrem Ursprungsgebiet fortgetrieben waren, und ihr Erscheinen im Meer um Süd-Georgien herum widerspricht keineswegs der Behauptung, dass diese Insel gänzlich ausserhalb des normalen Ausbreitungsgebietes des antarktischen Treibeises liegt. Dass grosse Mengen kleinerer Eisstücke sich von den Gletscherenden in den Fjorden Süd-Georgiens ablösen, ist weniger bemerkenswert, als dass ganze Scharen von Miniatureisbergen von den Eisströmen geboren werden, die durch die wintergrünen Wälder des Feuerlandes dem Meere zufliessen.

An den Küsten des Grahamlandes wachsen keine oder doch nur verkrüppelte Algen in seichtem Wasser, wo das Treibeis fast beständig die Strandklippen abnutzt und abfeilt, so dass die kleinen Pflanzen fortgerissen und gestört werden. Erst in einer etwas grösseren Tiefe, 10—100 m, trifft man hier bei einem Dretschzug die zahlreichen, verschiedenen, oft zierlichen und schön gefärbten, oft riesengrossen Algenformen, die zu Skottsbergs interessantesten Entdeckungen gehörten und worüber in dem folgenden Kapitel ausführlich berichtet werden soll. Die Küste des Südpolarlandes hat also auch eine üppige Algenflora, obwohl diese in tieferem Wasser, einem oberflächlichen Beobachter verborgen, wächst. Bei allen diesen drei Inselgruppen liegt um das Ufer herum ein Kranz von an der Wasserfläche schwimmenden, mächtigen Blättermassen, die der grössten aller Meeralgen, dem Kelp (Macrocystis pyrifera), angehören. Die Wurzel dieser Algen fusst in einer Tiefe, die zwischen 2 und 25 m wechselt, die Blättermassen breiten sich aber an der Wasserfläche aus und die Pflanze gedeiht daher nur in einem Gürtel ausserhalb des eigentlichen, südlichen Eismeeres, dessen Küsten der Einwirkung des Treibeises ausgesetzt sind.

Digitized by Google

Wenden wir uns nun der Landflora zu, so finden wir, dass Süd-Georgiens Pflanzenwelt allerdings mit ihren 15 Phanerogam-Arten äusserst einförmig ist im Vergleich zu der reichen und wechselnden Flora des Feuerlandes. Aber die üppigen Wiesen aus Riesengras, die an den Bergabhängen bis zu 250 und 300 m über dem Meere hinaufklettern, der reiche Bestand einer Rosacee (Acaena adscendens), deren Wintersteher oben abgebildet sind, die üppigen Blütengewächse, wie Ranunculus u. a. m., die Farnen und die schwellenden Moosmatten an den kleinen Wasserfällen der Bäche, das alles ist der echten antarktischen Natur fremd, wo alles Land der Region des ewigen Schnees angehört, wo man nur selten eine kleine grünende Moosmatte auf einem schneefreien Bergabhang findet, und wo nur vereinzelte, verkümmerte Individuen einer einzigen Grasart, Aira antarctica, die phanerogame Pflanzenwelt repräsentieren. Süd-Georgiens kleine Sammlung von Blütenpflanzen ist sozusagen eine Auswahl von gehärteten Formen der Flora der Falklands-Inseln und des Feuerlandes, und ihre am meisten in die Augen fallende Art, das Tussockgras (Poa caespitosa), war einstmals auch an der Küste der Falklands-Inseln das charakteristische Gewächs, wo es noch heute alle gegen die Schafe geschützten kleinen Werder bedeckt, wie es auch an geeigneten Stellen an den Küsten des Feuerlands wächst.

Auch die Tierwelt Süd-Georgiens weicht wesentlich von der eigentlichen antarktischen Fauna ab. Hier fehlen z. B. unter den Robben die typischen Eismeerformen, der Weddell-Seehund (Leptonychotes Weddelli) und der Krabbenfresser (Lobodon carcinophaga). Süd-Georgiens Charakterform auf dem Gebiete der Seehunde bildet der Seeelefant (Macrorhinus leoninus), der allerdings früher auf den allernördlichsten antarktischen Inseln, z. B. den Elefanten-Inseln und den Süd-Shetlandsinseln gelebt hat, wo er jedoch von den Seehundsfängern ausgerottet wurde, während er noch in grossen Scharen auf mehreren ausserhalb des Treibeisgebietes gelegenen Inseln, wie auf den Kerguelen und der Heard-Insel, vorkommt.

Fügen wir zu dem obigen noch hinzu, dass der am zweithäufigsten auftretende Pinguin Süd-Georgiens, der Königs-Pinguin (Aptenodytes patagonica), ein im Feuerland vorkommender, in der Antarktis aber unbekannter Verwandter des hochpolaren Kaiser-Pinguins (Aptenodytes Forsteri) ist, wie auch ferner,

Tussockgras. Cumberland-Bay

dass Süd-Georgien unter seine Vogelfauna auch eine Ente (Nettion georgicum) und einen kleinen, lieblich trillernden Singvogel (Anthus antarcticus) zählt, so ist die Verschiedenheit zwischen der Fauna Süd-Georgiens und der der Antarktis zur Genüge nachgewiesen.

Alles in allem schliesst sich Süd-Georgien durch sein mildes Winterklima, die Kelpverbrämung an den Küsten, die Tussock-Matten auf dem Flachlande und an den Bergabhängen, wie durch eine Menge anderer biologischer Charakterzüge einem Gürtel von Inseln (Feuerland, Falkland, Kerguelen, wie einige kleinere Inseln in der Nähe der letzteren) an und bildet mit ihnen einen subantarktischen Aussengürtel um die zentrale Antarktis. In dieser klimatischen und biologischen Zone repräsentiert das Feuerland die Extremität mit hoher Durchschnittstemperatur und reicher Vegetation, während Süd-Georgien mit seiner niedrigen Jahrestemperatur und artenarmen Flora auf dem Übergang zu den eigentlichen Südpolarländern steht.

Schon der Biolog der deutschen Überwinterungsexpedition, Dr. Karl von den Steinen, glaubte während der ersten Hälfte seines Aufenthalts auf Süd-Georgien, dass dort ein kleines Landsäugetier, ein Nager vorkomme, fand aber später, dass alle dies sagenhafte Tier betreffenden Andeutungen sich als falsch und irrtümlich erwiesen. Ähnliche Angaben liegen auch aus älteren Zeiten vor. So bezeichnet Klutschak, der im Jahre 1877—78 die Insel an Bord eines Seehundsfängers besuchte, eine Bucht an der nordöstlichen Küste als den „Rattenhafen" und behauptet, dass dort Ratten vorkämen, die nach seiner Angabe mit einem Schiff dahin geführt seien.*) Sollte sich wirklich ein Tier aus der Gruppe der Nager hinter Klutschaks Angabe verbergen, so scheint es sehr wahrscheinlich, dass es sich um eine auf der Insel einheimische Form handelt, nicht aber um eine Rattenart, die sich dahin verirrt hat. Die Frage ist also von grossem zoologischem Interesse.

Auch während unseres Besuches auf Süd-Georgien kam gar bald die Rede auf den rätselhaften Nager. In der Bay of Isles beobachteten Karl Andreas Andersson und Larsen auf dem frisch gefallenen Schnee Spuren, die sie mit Bestimmtheit einem Landsäugetiere zuschrieben, und während unseres Aufenthaltes in der Kochtopfbucht berichtete Steuermann Haslum eines Tages, er habe den Kopf eines Nagers aus einem Loch im Erdboden hervorgucken

*) Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, III. Jahrg., 11. Heft.

sehen. Leider hatten wir keine Gelegenheit, diese Angaben entweder zu widerlegen, oder durch einen Fund des Tieres ihre Richtigkeit zu beweisen. Indessen teile ich hier unten als Wink für künftige Forscher einen von dem Zoologen der Expedition, K. A. Andersson, abgefassten Bericht über die in der Bay of Isles beobachteten Spuren mit:

„Am Strande der Bay of Isles beobachtete ich am 8. Mai Spuren eines Landsäugetieres. Sie waren zum Teil verschneit, so dass man im allgemeinen nur ihre Aufeinanderfolge sehen konnte. An einzelnen konnte ich aber doch ganz deutlich grössere Spuren von vier Zehen und eine kleinere von einer fünften unterscheiden. Wo die Spuren in normaler Entfernung von einander lagen, betrug das Mass zwischen den vorderen Spuren in zwei aufeinander folgenden Gruppen 28 cm."

Wenn also auch das Landsäugetier von Süd-Georgien noch immer eine etwas rätselhafte Erscheinung ist, so ist dahingegen der einzige Landvogel ein im Flachlande oft vorkommendes kleines, liebenswürdiges Tierchen. Ein gelblichbrauner Vogel von der Grösse einer Lerche, der mit seinem fröhlichen Zwitschern einen eigentümlichen und bezaubernden Eindruck macht in dieser öden, grossartigen Natur, wo die lieblichen Triller des kleinen Sängers in uns die Erinnerung an mildere Zonen wachrufen. Seine nächsten Verwandten leben auf den Falklandsinseln und in Südamerika, er selbst aber ist ein echtes Kind seiner Insel, eine für Süd-Georgien eigentümliche Art (Anthus antarcticus), beschrieben nach dem von der deutschen Expedition mitgebrachten Exemplar. Er lebt von Fliegen, Käfern und Larven, die er zwischen Steinen und Gras sammelt, und oft sieht man ihn auch auf dem zur Ebbezeit trocken gelegten Strand eifrig zwischen den von den Wellen aufgeworfenen Algenmassen suchen. Sein Nest liegt gut versteckt zwischen den Halmen der Grasmatten. Sowohl in sitzender, wie auch in schwebender Stellung hoch oben in der Luft lässt er seinen Gesang ertönen, den man mit dem Tirilieren einer Lerche vergleichen kann. Am eifrigsten singt er in der frühen Morgenstunde, und der deutsche Forscher berichtet, dass man im Oktober, dem Frühling der südlichen Länder, schon gegen 4 Uhr morgens seinen Gesang durch das tiefe Dunkel der Nacht schallen hören kann.

Mit Ausnahme dieses kleinen Sängers und der Krickente, die sich mit Vorliebe in den Bächen und auf den Landseen auf-

hält, gehören alle übrigen Vogelarten Süd-Georgiens der Tierwelt des Meeres an.

Von den hier beobachteten Pinguinarten trafen wir nur eine Form, den Papuapinguin, den wir in kleineren Scharen hier und dort in der Cumberland-Bay sahen. Die deutsche Expedition hingegen fand in der Royal-Bay Hunderte von brütenden Königspinguinen und ausserdem einzelne Exemplare von teils antarktischer Form (Pygoscelis antarctica), teils ein paar Arten der Gattung Catarrhactes.

Fügen wir zu den oben aufgezählten Arten noch eine Anzahl grösserer und kleinerer Sturmvögel, ferner eine Raubmöwe, eine Möwe (Larus dominicanus), eine Seeschwalbe und eine Schaube hinzu, so haben wir eine Übersicht über die ganze Vogelwelt Süd-Georgiens.

Die Namen von den beiden Seehundarten, die wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, der Seeelefant und der Seeleopard, sind mit Hindeutung auf eine äussere Ähnlichkeit mit zwei wohlbekannten Landtieren gewählt. Das Männchen der ersteren Art ist ein grauer, klotziger, dickköpfiger Koloss mit kurzer Schnauze, der letztere ist ein fleckiges, schlankes und geschmeidiges Raubtier, das sich in seinem richtigen Element, dem Meere, in Bezug auf die Gewandtheit, mit der es seinen Raub ergreift, sehr wohl mit seinem Namensvetter unter den Landraubtieren messen kann. Den Seeleoparden trafen wir an mehreren Stellen in der Cumberland-Bay an niedrigen sandigen Ufern, aber immer nur vereinzelt oder in einigen wenigen Exemplaren am Strande zerstreut, dahingegen nie, wie das bei den Seeelefanten der Fall war, auf gewissen Lieblingsplätzen zu wirklichen Herden vereint.

Mit seinem schmalen, reptilähnlichen Kopf und seinem lauernden Blick macht der Seeleopard, wie er so an dem sandigen Ufer liegt, einen tückischen, abstossenden Eindruck. Noch mehr aber kommt seine geschmeidige Raubtiernatur zum Vorschein, wenn er mit eleganten, weichen Bewegungen fischend zwischen den Kelps herumschwimmt, hin und wieder seinen Kopf aus dem Wasser erhebend.

Einmal während unseres Aufenthaltes in der Maibucht wollte ich im Segeltuch-Kajak mein Glück mit Angelleinen in unserm kleinen Bootshafen versuchen. Aber ich war noch nicht viele Meter vom Strande entfernt, als ich hinter mir ein leises Plätschern

Gestörtes Spiel. Seeelefanten

hörte, und als ich mich umwandte, sah ich einen hässlichen Leopardenkopf dicht über dem Kajakrande aufragen. Mit einigen kräftigen Paddelschlägen glitt ich vorwärts, gleich aber ragte das Ungetüm wieder hoch über dem Hinterteil des Kajaks auf. Ein einziger Schlag von ihm hätte mich zum Kentern gebracht und dann stand ich auf dem Kopf in dem runden Kajakloch. Bei dem Gedanken an seine grossen, spitzigen Raubtierzähne wandte ich das Kajak dem Lande zu und paddelte aus Leibeskräften, während ich nach Skottsberg und Andrew rief, die im Zelte waren. Der Leopard war noch immer dicht hinter mir. Während Andrew ihn mit Steinwürfen zurückscheuchte, zog Skottsberg das Kajak an Land und half mir schnell heraus. Sobald Andrew sein Steinbombardement einstellte, kam der Leopard auf den Strand herauf, wo er sich hin und her rollte, das Maul aufriss und allerlei ergötzliche Bewegungen machte. Was er mit dem Kajak und mit mir eigentlich beabsichtigt hatte, ist mir nicht recht klar geworden. Aber nach diesem Ereignis verlor ich gänzlich die Lust, mich im Kajak auf den Fjord hinauszubegeben.

Der Seeelefant ist das Fabeltier der Südsee gewesen. So wie die Riesenalgen, mit denen er in Bezug auf seine Ausbreitung verknüpft zu sein scheint, in der Vorstellung des Südseefahrers unerhörte Dimensionen angenommen haben — selbst ein so kritischer Forscher wie Hooker erzählt von Macrocystis-Exemplaren von 700 Fuss Länge —, so sind die Angaben über die Grösse des Seeelefanten bis auf unsere Zeit sehr übertrieben gewesen. Während unseres Besuches auf Süd-Georgien hatte ich Gelegenheit, eine bedeutende Anzahl dieser Tiere, im ganzen ungefähr ein paar hundert Stück, darunter viele ausgewachsene Exemplare, zu sehen. An sechs der grössten von uns getöteten nahm ich Messungen vor. Ein * bezeichnet, dass bei dem betreffenden Exemplar die Haut des Vorderkörpers sehr faltig und rissig war, was auf ein sehr hohes Alter schliessen liess.

	Projektionsmasse (Schnauzenspitze—Schwanzspitze)	Umfang (An der Körperfläche entlang gemessen. Schnauzenspitze—Schwanzspitze).		Umfang (Schnauzenspitze—Hinterrand der hinteren Extremitäten.)
Exemplar	1	4.55	—	—
»	2	4.42	—	—
»	3*	4.88	—	—
»	4*	5.24	—	—
	5*	4.70	5.40	5.85
	6*	4.81	5.24	5.86

Das in der letzten Spalte angeführte Mass, das der Rundung des Körpers von der Schnauzenspitze bis zu dem hinteren Rand der Hinterfüsse folgt, ist zweifelsohne das zuverlässigste, das man von der Länge eines Tieres erhalten kann. Diese Zahl dürfte meiner Erfahrung nach bei keinem Exemplar das Mass von 6 m beträchtlich überschreiten.

Aber selbst bei dieser Reduktion der älteren Angaben ist der Seeelefant ein Riese unter den Seehunden, um so mehr, als sein Körper sehr schwerfällig und unbeholfen ist. An Land sind seine Bewegungen sehr ungraziös. Langsam und mit Mühe schleppt er sich ruckweise vorwärts, wobei ihm die kräftig entwickelten Vorderbeine eine wesentliche Hilfe sind. Die Tussocks legen sich unter seiner Schwere nieder, und in dem Kies des Strandes hinterlässt er eine tiefe und breite Furche.

An mehreren Stellen in der Royal-Bay wie in der Cumberland-Bay trafen wir oben im Tussockgras an niedrig gelegenen Strandflächen ganze Herden von bis zu fünfzig Stück und darüber, ausgewachsene und junge Tiere bunt durcheinander. Fast alle von uns beobachteten Tiere waren Männchen; mit Sicherheit entdeckten wir nur ein einziges Weibchen. Dies Verhältnis ist wohl so zu erklären, dass sich die Weibchen um diese Zeit in einer andern Gegend aufhielten.

Oft dicht nebeneinander, Seite an Seite, lagen die Tiere zwischen den Grasbüscheln, träge und ohne auf die sich nähernden Menschen zu achten. Als ein ausgewachsenes Elefantenmännchen durch einen Steinwurf gereizt wurde, erhob es den Vorderkörper, sperrte das Maul weit auf, blies die Schnauze auf und gab durch einen trompetenähnlichen Laut sein Missfallen zu erkennen. Aber es bedurfte eines energischen Angriffes, um es zu veranlassen, sich auch nur einige Meter von der Stelle zu bewegen. Man kann sich kaum ein phlegmatischeres Geschöpf vorstellen.

Das halb ausgewachsene Junge hat ein anderes Aussehen als die alten Tiere. Mit dem runden Kopf, dessen kurze Schnauze schon einen grossen Katzenbart hat, und den grossen, fromm dreinschauenden Glotzaugen sieht es gutmütig und zugleich höchst drollig aus. Es ist ein ganz ungezogener Balg, wenn es das Maul aufsperrt und den Friedenstörer anfaucht. Nichts, was ich an verschiedenartigen Szenen aus dem Tierleben gesehen habe, kann sich in Bezug auf unbeschreibliche Komik mit so einem

gedeihlichen Jungen messen, das gemächlich seine handähnliche Tatze in die Höhe hebt und sich damit den Kopf kraut.

Ausser diesen beiden von uns beobachteten Seehundsarten lebt in Süd-Georgien auch der von den Fängern seines wertvollen Felles wegen gesuchte Pelzseehund (Arctocephalus australis). Nach Klutschaks Angaben kommt er hauptsächlich auf den kleinen Inseln hoch oben im Nordwesten (Bird Island, Willis Island u. a.) vor.

Überall in Süd-Georgien, wo man durch die Täler und über die Felsabhänge streift, findet man Spuren einer früheren allgemeinen Vergletscherung des Landes. Ich habe schon die ersten derartigen Funde in der Cumberland-Bay erwähnt und angedeutet, wie sie davon zeugen, dass der grosse Fjord einstmals mit einem mächtigen Eisstrom angefüllt war, dessen Abbruchgletscher ein gutes Stück draussen in dem offenen Meer stand. Drinnen im Fjord beträgt die Meerestiefe 250—310 m, aber vor seiner Mündung liegt eine breite Bank mit einer Tiefe von nur 177—179 m. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese grosse Unterseeschwelle an der Mündung des Fjordes durch die Anhäufung der Kiesmassen gebildet ist, die der ehemalige Cumberlandgletscher vor seinem Ausläufer ablagerte.

Aber man findet in der Cumberland-Bay auch Spuren einer jüngeren Eiszeit, wo die Gletscher, die nach der grossen Vergletscherung sehr zusammengeschmolzen waren, wieder anschwollen und sich in Tälern ausbreiteten, die inzwischen eisfrei gewesen waren. Diese zweite Vereisung füllte freilich nur die inneren Fjordarme aus, aber die Spuren, die sie hinterliess, gehören zu dem schönsten und grossartigsten, was man an dergleichen Bildungen auf der ganzen Welt kennt.

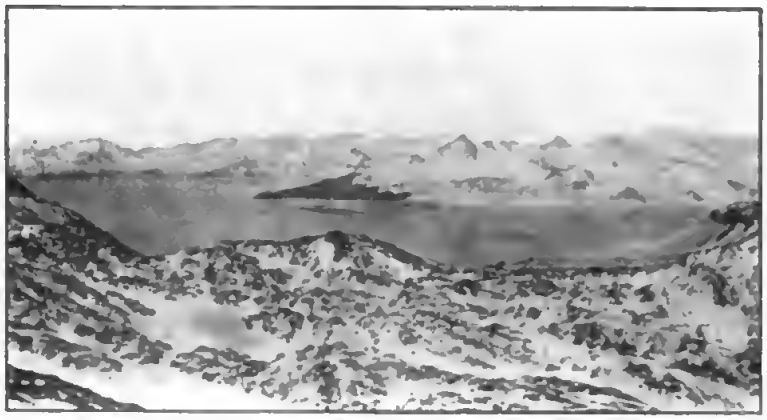
Manch ein Naturfreund würde entzückt sein, könnte er mit eigenen Augen den merkwürdigen Arm der Cumberland-Bay schauen, den ich den Moränenfjord genannt habe. Jeder, dem es Freude macht, eine Landschaft mit grossen, klaren Zügen zu sehen, deren Bildungsgeschichte einfach und leicht zu deuten ist, wird entzückt die Brandung betrachten, die an der Mündung der Fjordbucht über das Riff rollt, und die Terrassen, die seine Seiten bekleiden.

Aber der Weg dahin ist lang und die Reise beschwerlich. Deswegen, lieber Leser, wenn du Lust dazu hast, so lass mich dich auf eine kurze Weile im Geiste dahin führen. Nehmen

Junges Seeelefanten-Männchen. Cumberland-Bay

Digitized by Google

wir an, dass die „Antarctic", unsere gute alte Schute, die jetzt für immer in der Tiefe der Erebus-Bucht vertaut liegt, noch ihre hohe Takelage in dem stillen Wasser der Kochtopfbucht spiegelt, und dass die munteren Kameraden, die jetzt für immer zerstreut sind, noch die Messe mit ihrem fröhlichen Geplauder füllen. Du gehörst nun auf einen Tag unserm Kreise an, wir haben uns zu einem Ausflug gerüstet, und das Boot liegt an der Schiffsseite bereit. Die höchsten Schneegipfel erglühen in dem Purpurschimmer des Sonnenaufgangs, aber durch die Stille des windlosen Morgens tönt das dumpfe Brausen einer fernen Brandung.



Der Südfjord und der äussere Teil des Moränenfjords.
Das Bild zeigt die beiden auf einander zu laufenden Landspitzen an der Mündung, sowie die nach aussen abfallende Seitenmoränenterrasse an dem jenseitigen Ufer

Sobald wir auf den offenen Fjord hinausgelangt sind, wird unser Boot in sanften Wellenbewegungen von der Dünung gehoben und gesenkt, die vom Meer hier hereindringt. Die Brandung singt nun mit stärkerem Getöse, denn wir sind ihr ganz nahe gekommen. Die ganze Mündung des Fjordarmes, die vor uns liegt, ist ein einziger, schäumender Schlund. Die grosse Bucht ist offenbar von dem Hauptfjord durch eine Barriere getrennt, die die östliche Landzunge mit der westlichen verbindet, und diese Schwelle an der Mündung des Fjordarmes reicht allem Anschein nach bis an den Wasserspiegel herauf, denn hier und dort sehen wir dunkle Steinblöcke aus den Schaumrücken auftauchen. Es wäre interessant zu wissen, wie gross die Tiefe zu beiden Seiten dieses mächtigen Walles ist. Im Vordersteven unseres Bootes

Der innere Teil des Moränenfjords. Hinter der dunkeln Landzunge springt die Abbruchstelle des De Geer-Gletschers vor

ist eine kleine Handwinde mit einem dünnen Drahtseil befestigt, mittels welchem wir bis zu ein paar hundert Meter Tiefe loten können. Wir befestigen ein Tiefenthermometer an die Leine und lassen dann das Lot auslaufen. 108 m Tiefe und eine Grundtemperatur von +1,5° haben wir hier hart an der Barriere.

Es handelt sich für uns nun darum, zu sehen, wie weit wir mit dem Boot in die Bucht hineinkommen können. Das Boot in den zischenden Schlund hinein zu steuern, hiesse sich direkt ins Verderben stürzen, aber an einer Stelle, näher nach der west-

Brandungen auf der Barre, die den Moränenfjord absperrt

lichen Landzunge heran, rollen die Dünungen, ohne sich zu brechen. Dort muss man einen Kanal durch die Barriere finden können, und dahin lenken wir das Boot. Ein breiter Kelprand bekleidet die Aussenseite der unterseeischen Bank. Wir müssen gut acht geben, während wir das Boot durch die dichte Kelpmasse pressen, damit es sich nicht mit der Langseite gegen die hohe, wilde Dünung legt und dann kentert. Hier ist überall Grund, der helle Kiesboden schimmert an einigen Stellen zwischen den Kelpriffen hervor, es kann hier an den tiefsten Stellen höchstens zehn Meter Wasserstand sein.

Jetzt sind wir glücklich über die Barre hinübergelangt und steuern in den kleinen Fjord hinein. In der Mitte desselben

nehmen wir eine abermalige Lotung vor. Eine Tiefe von 148 m und eine Bodentemperatur von nur —0,35° finden wir hier drinnen! Welch ein Unterschied zu beiden Seiten der Barre! Vor derselben überall eine Tiefe von 108—250 m und ein Wärmegrad von + 1,5°, und hier drinnen bei einer Tiefe von 150 m ein Grundwasser, dessen Temperatur unter dem Gefrierpunkt liegt. Der Grund zu der niedrigen Temperatur ist bald gefunden. Die Schwelle an der Mündung der Bucht hindert allen Zufluss an warmem Wasser von dem Hauptfjorde, und im Laufe der Zeit ist das Grundwasser abgekühlt worden durch die Berührung mit

Treibende Gletschereisstücke im Moränenfjord

dem Gletscher, dessen Abbruchstellen wir ganz hinten in einer Ecke der Bucht sehen. Es ist ein schmaler Eisstrom, der voll von Riffen und Klüften in Zickzackform den Felsabhang hinabstürzt. Ich habe ihm den Namen De Geer-Gletscher gegeben, nach dem Forscher, der mehr als irgend ein anderer jetzt lebender Schwede die Kenntnis von den Bildungen der Eiszeit im Norden gefördert hat.

Hier und da auf der ruhigen Oberfläche der Bucht treiben ganze Scharen von Eisstücken, Miniatureisbergen, die von der Abbruchstelle des De Geer-Gletschers ausgekalbt sind. Drinnen, hart am Ufer, liegt eine grosse Eisscholle, deren Oberfläche eigentümlich dunkel gefärbt ist. Wir wollen dahin rudern und sie ein wenig näher in Augenschein nehmen. Sie ist auf der Ober-

fläche geriefelt. An einzelnen Rändern ist das blaue Eis ganz klar und rein, dazwischen aber liegen breite Rücken von dunkelfarbigem Staub, Kies und schön geschrammten Steinen. Es ist augenscheinlich ein beim Kalben gekentertes und deswegen umgedrehtes Stück von dem Bodenlager des Gletschers, auf das sich beim Hinabgleiten von dem Felsabhang ein Belag von Kies und Steinen gelagert hat.

Vor der westlichen Landzunge an der Mündung der Bucht läuft ein gewaltiger, breiter Wall nach dem Strande hinab, bis an den hohen, dunkeln Felsen, der auf halbem Wege nach dem De Geer-Gletscher am Strande steil aufragt. Wenn wir an Land gingen und diesen Wall ein wenig genauer untersuchten, würden wir finden, dass er aus einer unsortierten Kiesmasse besteht, unter der wir zahlreiche geriefelte Steine antreffen, das ganze völlig übereinstimmend mit dem Kiesbelag auf dem gekenterten Eisberg draussen in der Bucht. Dies gibt uns den Schlüssel zu der Deutung des Ganzen. Der heute sehr unansehnliche De Geer-Gletscher ist in früheren Jahren unendlich viel grösser gewesen. Er hat einstmals die ganze Fjordbucht ausgefüllt und zu dieser Zeit unerhörte Massen von Kies und mächtige Blöcke ausgeführt, die an seinem Rand abgelagert wurden. Die gewaltige, mindestens 150 m hohe Unterseebarriere, die die Bucht von dem Hauptfjord abtrennt, ebenso wie ihre 43 m über der Meeresfläche aufragende Fortsetzung nach dem westlichen Strand der Bucht zu, ist die kolossale Endmoräne des ehemaligen Gletschers.

Wenn wir, die wir hier auf diesem Moränenwall an der westlichen Seite des kleinen Fjordes stehen, zu dem östlichen Ufer hinüberblicken, so können wir dort am Felsabhang leicht eine ganze Serie von Terrassen unterscheiden, von denen die eine über der andern liegt, und die sich alle gleichförmig von dem inneren Teil des Fjordes, wo sie am höchsten liegen, nach dem Meere zu herüberneigen. Auch diese Terrassen sind Moränenbildungen, aber von anderer Art, als die grossen Moränenwälle. Es sind sogenannte Seitenmoränen, schmale Streifen aus Kies und mächtigen Steinblöcken, die am Rand des Gletschers nach dem Felsabhang zu angehäuft sind. Die höchste dieser Terrassen bezeichnet also die grösste Ausbreitung des ehemaligen Eisstromes nach Osten hin, ebenso wie die Barre seine Ausdehnung nach dem Hauptfjord anzeigt; da die oberste Terrasse ganz weit hinaus an der Mündung des Fjordes noch eine Höhe von

Der Hamberg-Gletscher und die alte Endmoräne

101 m über dem Meere hat, schliessen wir, dass der ehemalige De Geer-Gletscher in den Zeiten seines Glanzes, von der grössten Tiefe des Fjordes gerechnet, eine ungefähre Mächtigkeit von 250 m gehabt haben muss.

Fast rings umher umkränzt von den Ablagerungen des jetzt bis auf einen ganz geringen Rest eingeschrumpften Gletschers, hat der Moränenfjord den Namen, den ich ihm gegeben, wohl verdient. Aber wenn er auch eine der prachtvollsten Sammlungen von mächtigen und in einem Zusammenhang übersehbaren Moränenbildungen enthielt, die man überhaupt kennt, so ist er doch nicht der einzige seiner Art in der Cumberland-Bay. In dem linken Fjordarm befinden sich nämlich zwei kleine Seitenarme, in welche die Eisströme münden, die jetzt die Namen Lyell- und Geikie-Gletscher erhalten haben. Auch vor diesen kleinen Buchten liegen Unterseeschwellen, von üppigen Kelprändern markiert, und an ihren Seiten befinden sich Moränenbildungen, die in kleinerem Massstabe die Erscheinungen im Moränenfjord wiederholen.

Wenden wir uns oben auf dem Wall am Ufer des Moränenfjords nach Westen, so sehen wir vor uns ein ganz ebenes, flaches, breites Tal, das sich parallel mit dem Moränenfjord in südlicher Richtung zwischen die Berge hineinschiebt. Auch zu der Bildung dieser ebenen Talfüllung hat der ehemalige Gletscher kräftig beigetragen, indem die Schmelzbäche die Moräne ausschlammten und hier draussen auf der Talebene die feineren Sinkstoffe ablagerten.

Wenn wir nun über die grasbewachsene Flachebene landeinwärts wandern und schliesslich einen Berg besteigen, der den inneren Teil der Talsenkung von dem Moränenfjord trennt, so erblicken wir neue schöne Bilder von der Wirksamkeit der Gletscher in der Gegenwart und in der Vergangenheit.

Den Bergabhang im Innern des Tales bedeckt zum grössten Teil ein Gletscher, der zu dem Typus gehört, den man mit einem leicht verständlichen Namen als H ä n g e g l e t s c h e r bezeichnet. Ich habe diesen kleinen hübschen Gletscher nach Axel Hamberg benannt, der eine Musteruntersuchung einer Gruppe schwedischer Gletscher unternommen hat.

Inmitten der Eismasse ragt ein senkrechter, dunkler Felsabhang auf, der den Gletscher in einen oberen und einen unteren Teil spaltet. Ganz nach links schlängelt sich ein runder Arm des

Die nach aussen (gegen Westen) abfallende Seitenmoränenterrasse an dem östlichen Strand des Moränenfjords

Gletschers wie ein chaotischer, aber trotzdem zusammenhängender Eisstrom den Felsabhang hinab. An dem grösseren Teil des Gletschers aber schreitet die Eismasse langsam bis zu dem steilen Abfall vor, ein Teil der vorderen Masse verliert den festen Boden und stürzt in grössere und kleinere Blöcke zerschellend den Felsabhang hinab. Wenn wir Glück haben, können wir eine solche „Luftkalbung" erleben. Zuerst sehen wir, wie die gelöste Eismasse als weisser Schleier den dunkeln Felsabhang hinabstürzt. Einige Sekunden später dringt das donnerartige Getöse der zerschmetterten Eisblöcke bis an unser Ohr.

Das auf diese Weise am Fusse des Felsabhanges aufgehäufte Eis verschmilzt allmählich zu einer zusammenhängenden Masse, einem „wiedergeborenen" Gletscher.

Am Rande des Hamberg-Gletschers liegt ein kleiner See. Quer darüber führen drei Wälle, Endmoränen des Gletschers, die sicher aus der Zeit stammen, als der De Geer-Gletscher noch den ganzen Moränenfjord ausfüllte. Forscht man nach der Ursache der früheren grossen Vergletscherung von Süd-Georgien, so liegt der Gedanke an eine Temperatursenkung sehr nahe. Da die Durchschnittstemperatur hier + 1,4° beträgt, und die Schwankungen dieser Zahl nach beiden Seiten verhältnismässig gering sind, so braucht offenbar die Durchschnittstemperatur nur um einige wenige Grade zu fallen, damit der feste Niederschlag, der jetzt im Sommer im Flachlande gänzlich verschwindet, sich von Jahr zu Jahr anhäuft und Anlass zu einer neuen Vergletscherung gibt.

Als die deutsche Expedition im August 1882 in der Royal-Bay landete, war die Flachebene mit einer ein bis zwei Meter hohen Schneeschicht bedeckt, die im folgenden Sommer verschwand. Um ein zweites Beispiel anzuführen, fiel während der letzten Wochen unseres Aufenthalts auf Süd-Georgien eine mehr als meterhohe Schneedecke auf die bisher schneefreie Umgegend der Kochtopf-Bucht. Wäre das Klima von Süd-Georgien z. B. 5° kälter als es jetzt ist, so würde nur ein geringer Teil dieser grossen Winterniederschläge im Laufe des Sommers abschmelzen.

Wir haben festgestellt, dass Süd-Georgien zwei Vereisungen durchgemacht hat, erst eine totale, die die ganze Cumberland-Bay anfüllte, dann eine spätere, kleinere, die sich auf die inneren Fjordarme beschränkte. Das Klima hat sich hier also mehrmals hin und her verschoben. Auch von andern Teilen der Erde

hat man zwei oder mehrere mildere Perioden zwischen den einzelnen Vereisungen.

Zu der obigen Übersicht über die Naturverhältnisse von Süd-Georgien sind noch einige Worte über die Entdeckung der Insel und die Forschungsarbeiten hinzuzufügen, die hier von einer Reihe von Seefahrern und wissenschaftlichen Expeditionen betrieben worden sind.

Wann die eisige Alpeninsel zum ersten Male von Menschen erblickt wurde und wer ihre rechtmässigen Entdecker sind, dürfte wohl niemals mit Bestimmtheit aufgeklärt werden.

Nach einer Angabe des bekannten Florentiners Amerigo Vespucci trat die portugiesische Flotille, auf der er sich an den Untersuchungen der damals eben entdeckten brasilianischen Küste beteiligte, am 13. (oder 15.) Februar 1502 von einem auf der Grenze zwischen den jetzigen brasilianischen Staaten San Paolo und Parana gelegenen Ort eine lange Fahrt über den Ozean nach Südosten zu an, auf der am 7. April ein neues, felsiges, unbewohntes Land entdeckt wurde. Diese Angabe ist Gegenstand mehrerer verschiedener Deutungen gewesen, und u. a. hat man sie auch auf Süd-Georgien bezogen; die ganze Geschichte erscheint aber sehr zweifelhaft.

Im April 1675 wurden zwei Handelsschiffe unter dem Befehl von Antonio de la Roché, die an der Ostküste des Feuerlandes kreuzten, von dem Sturm so weit nach Osten verschlagen, bis sie ein unbekanntes, schneebedecktes Land in Sicht bekamen und an dessen Küste einen Ankerplatz fanden, wo sie Sturmes halber mehrere Wochen vor Anker liegen mussten. Als sich dann das Wetter aufklärte, erblickten sie in einer Entfernung von ungefähr 30 Seemeilen im Südosten ein anderes, ebenfalls schneebedecktes Land. Auch diese Entdeckung hat man auf Süd-Georgien beziehen wollen, aber die Angaben lassen sich schwerlich mit den tatsächlichen Verhältnissen vereinigen.

Im Jahre 1756 wurde Süd-Georgien von einem spanischen Handelsschiff „Leon" wiedergefunden oder entdeckt, und an dem Tage, nachdem dies geschehen war, dem 29. Juni, erhielt es den Namen Isla de San Pedro.

Die erste nähere Kenntnis von unserer Insel erhielten wir durch den grossen englischen Entdeckungsreisenden James Cook, der auf seiner zweiten Weltumsegelung auf hohen südlichen Breitengraden am 14. Januar 1775 die Insel in Sicht bekam, in

groben Zügen ihre Nordostküste kartierte, ihr die Benennung Süd-Georgien gab und sie im Namen seines Landes in einer Bucht in Besitz nahm, die aus Anlass dieses Ereignisses Possession-Bay genannt wurde.

Eine Vermessung derselben Art, wie sie Cook an der nordöstlichen Seite von Süd-Georgien ausführte, wurde im Dezember 1819 an der Westküste von dem russischen Südseefahrer Fabian Gottlieb von Bellingshausen vorgenommen, und von diesen beiden Männern stammen die Übersichtskarten über Süd-Georgien, die noch allgemein in Gebrauch sind.

Die Kenntnis von den Naturverhältnissen Süd-Georgiens rührten bis zu unserm Besuch der Insel ausschliesslich von der deutschen Überwinterungsexpedition 1882—1883 her, die eine sehr detaillierte und allseitige Untersuchung ihres Stationsgebietes, der Royal-Bay, vornahm.

Während des vorigen Jahrhunderts scheinen Seehundsfänger englischer und amerikanischer Nationalität die Insel oft besucht zu haben. Wir können von ihnen nur den wegen seiner Fahrt im südlichen Eismeer berühmten englischen Fangschiffer James Weddell nennen, der am 12. März 1823 in die Adventure-Bay an der nördlichen Spitze der Insel einlief, um seiner auf der Fahrt bis zum 74° 15′ s. Br. von Skorbut angegriffenen Mannschaft eine Erholung zu gönnen.

Das Fangschiff, das auf der Jagd auf den kostbaren Pelzseehund und in einigen Fällen auch auf den speckreichen Seeelefanten Süd-Georgien besucht hatte, ist offenbar mit einer gewissen Heimlichkeit verfahren, um nicht Konkurrenten nach dem guten Fanggebiet zu lenken. Hier und da in den Fjorden trifft man noch heute Spuren von dieser Fangexpedition. Ich habe schon im vorhergehenden Kapitel von unserm Fund von Lagerresten in einer Grotte an der Maibucht wie von dem grossen Boot auf der Landzunge an der Mündung der Kochtopfbucht berichtet.

An der letzteren Stelle, einem natürlichen Hafen ersten Ranges, sind offenbar häufig Menschen gelandet.

In dem innersten Teil der Bucht, an der nördlichen Seite der Mündung eines Baches, der aus dem Bore-Tal kommt, liegt eine Wohnhütte einfachster Art oben zwischen den Tussocks. Ein kleiner viereckiger Platz ist von niedrigen tussockbewachse-

nen Wällen umgeben, und in der einen Ecke steht eine aus flachen Steinen aufgeführte Feuerstelle.

Am südlichen Rande der Bucht liegt eine Sammlung von Seehundsfänger-Gräbern. Der Platz ist sehr hübsch: eine ebene Grasdecke in der Nähe eines murmelnden Baches, der oberhalb des kleinen Friedhofes als schäumender Giessbach von einem steilen Felsabhang herabstürzt. Einige in die Erde gerammte Pfähle bezeichnen die Grabstellen, und auf dreien von ihnen befinden sich noch deutlich lesbare Namentafeln. Die Inschriften lauten:

IN MEMORY
OF
W. H. DYKE
SURGEON
OF THE
ESTHER OF LONDON.
Jas. Carrich. Master.
JULY 1846.

IN MEMORY
OF
H. BROCKLOAE.
COOPER OF BARK TRINITY
NEW LONDON. CONN.
AGED 35. DIED JAN. THE 10 1871.
D. Rogers. Master.

JOSEP H. MONTARO. BRAVO. C. D. VERA
A. B. SCH. S. W. HUNT.
DIED FEB. 28TH 1891. AGED 19 YRS.
R. I. P.

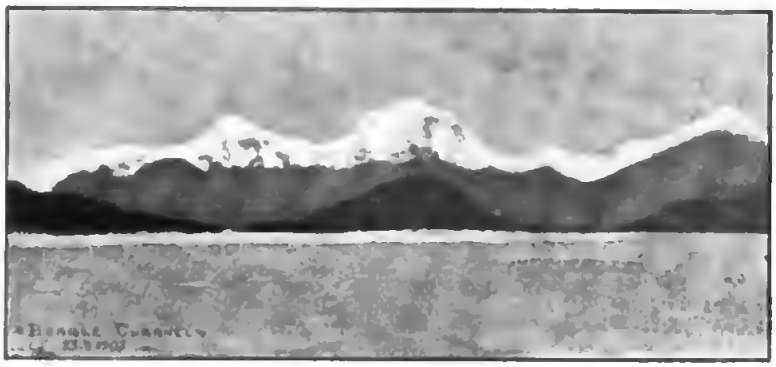
Die Gräber sind also verschiedenen Alters. Einmal war es der Schiffsarzt selber, ein andermal der Fassbinder, und im dritten Fall ein neunzehnjähriger Jüngling, der hier von dem heimkehrenden Schiff zurückgelassen wurde.

Jetzt ist es wahrscheinlich, dass die Kochtopfbucht bald ständige Bewohner bekommt. Kapitän Larsen, der auf seinen beiden

Reisen mit dem „Jason“ und mit der „Antarctic“ an den Küsten von Süd-Georgien grosse Scharen von Walfischen beobachtet hat, ist jetzt mit den Vorbereitungen zu der Anlage einer festen Fangstation in der Kochtopfbucht beschäftigt. Mit zwei grossen Fangschiffen wie mit einem Transportschiff zur Ueberführung der nötigen Gebäude usw. beabsichtigt er, binnen kurzem (im August 1904) dort hinunter zu gehen.

Während so ein Teil der durch das Walfischfang-Verbot in Norwegen ausser Tätigkeit gesetzten, fachkundigen Arbeitskräfte nach einem neuen Fangegebiet übergeführt wird, gewinnen wir durch dies Unternehmen einen vorzüglichen Stützpunkt für eine fortgesetzte Erforschung der interessanten Insel. Der für die wissenschaftlichen Arbeiten mit unermüdlichem Eifer strebende Kapitän hat bereits Verbindungen geschlossen, zwecks Regelung gewisser hydrographischer und zoologischer Beobachtungen.

Der alte Friedhof



Motiv aus dem Beagle-Kanal

VI.

Das Feuerland und die Ona-Indianer.

Am 15. Juni verliessen wir die Küste von Süd-Georgien, und nachdem wir uns in einem weiten Bogen noch Norden hinaufgekreuzt hatten, liefen wir am 4. Juli wohlbehalten in Port Stanley ein. Hier sollte die „Antarctic" bis zum Ende des Winters liegen bleiben, und es galt, während dieser Zeit den an Bord weilenden Naturforschern die bestmögliche Gelegenheit zum Arbeiten zu verschaffen. Ein Farmer, Mr. V. Packe, stellte uns in entgegenkommender Weise sein im Winter unbewohntes „Cook-house" in Port Louis zur Verfügung, und hier verbrachten Skottsberg und ich fast einen Monat des Spätwinters, mit allerlei botanischen und zoologischen Untersuchungen beschäftigt.

Mitte August kehrten wir nach Port Stanley zurück, um an Bord der „Antarctic" Anordnungen für unsere bevorstehende Reise nach dem Feuerland zu treffen.

Um diese Zeit wurde die Expedition und nicht zum wenigsten die gute Kameradschaft an Bord von einem schmerzlich empfundenen Verlust betroffen. Der ältere von den beiden an Bord befindlichen Zoologen, der Dozent Axel Ohlin, musste nämlich, seiner Gesundheit halber, unsern Kreis verlassen und nach Hause zurückkehren, wo er am 12. Juli 1903 starb.

Voll Dankbarkeit für die liebenswürdige und gastfreie Bevölkerung der Falklandsinseln verliessen wir am 6. September

Port Stanley und steuerten nach einem kurzen Besuch in Port Albemarle auf Westfalkland nach der südlich von den Falklandsinseln belegenen Brudwood-Bank, wo zwei erfolgreiche Schleppnetzzüge ausgeführt wurden. Dann liefen wir am 15. September in den Beagle-Kanal ein.

Axel Ohlin
† in Schweden den 12. Juli 1903

Der Hauptzweck unseres Besuchs in Feuerland war, vor Beginn der zweiten Sommerfahrt nach dem südlichen Eismeer die Segel und Takelage der „Antarctic" in Ushuaia einer gründlichen Ausbesserung zu unterwerfen und Kohlenvorrat und Konserven-Proviant einzunehmen, was alles, dank der grossartigen Freigebigkeit des argentinischen Staates, dort zu unserer Verfügung stand.

Aber wir wollten auch jede Gelegenheit benutzen, um unsere Kenntnisse von der Natur des Feuerlandes zu bereichern. Skottsberg war schon bei dem früheren Besuch der „Antarctic" in Ushuaia (im März) durch den Waldgürtel hindurchgedrungen und hatte die Flora der Bergregion bis zu einer Höhe von fast 1300 m studiert. Jetzt setzten er und K. A. Andersson die Untersuchungen in der Umgegend von Ushuaia fort und machten zusammen einen Ausflug nach dem in der Lapataia-Bucht gelegenen Lago Roca.

Ich selber wollte eine Aufgabe lösen, deren Vorgeschichte ich hier mit wenigen Worten erzählen will.

Als in der ersten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine argentinisch-chilenische Kommission mit der Ausarbeitung der Grenzlinie zwischen den beiden Ländern beschäftigt war, wurde im Innern des Feuerlandes ein bedeutender, zehn Meilen langer See entdeckt; er erhielt seinen Namen nach einem Pater Fagnano, der diesen See einige Jahre früher auf einer Fahrt landeinwärts von der Ostküste des Feuerlandes gesehen zu haben glaubte. Der Lago Fagnano mündete durch einen nur 15 km langen Fluss, den Rio Azopardo, in den Almirantazgo,

eine Bucht des Magelhaenssundes. Die Grenzkommission machte eine Kartenskizze von dem See und es wird auch berichtet, dass Boote der Kommission den Rio Azopardo hinauf in den Fagnanosee vorgedrungen wären und dass man eine sehr bedeutende Tiefe gelotet habe.

Im Februar bis März 1896 versuchten Nordenskjöld und Ohlin, die sich damals auf einer Expedition nach diesen Gegenden befanden, mit einem Boot den Rio Azopardo hinauf zu gelangen, um im Lago Fagnano zoologische Untersuchungen anzustellen. Der Versuch blieb indes wegen Mangel an Zeit resultatlos.

Da nun eine zoologische Untersuchung des grossen Sees im Innern des Feuerlandes von verschiedenen Gesichtspunkten aus grosses Interesse hatte, beschloss ich, mit einem leichten Fahrzeug dahin vorzudringen und mit Schleppnetz und Planktonketscher das unbekannte Wasser zu erforschen.

Ich hatte anfangs gehofft, mit der „Antarctic" eine Fahrt in den Magelhaenssund bis Almirantazgo zu machen, um mich von dort nach dem Lago Fagnano zu begeben. Allerlei Umstände, denen gegenüber ich machtlos war, verzögerten indes unsere Abfahrt von den Falklandsinseln, und der Gedanke an diese Fahrt und die Benutzung des Almirantazgo als günstige Operationsbasis mussten völlig aufgegeben werden. Die natürliche Einfahrt in den Lago Fagnano lag daher ausserhalb meines Bereichs.

Da fiel mir eines Tages während unseres letzten Besuchs auf den Falklandsinseln ein, dass Kapitän Willis mir einmal auf unserer gemeinsamen Fahrt mit der „Fair Rosamond" erzählt hatte, vor mehreren Jahren sei eine kleine Anzahl Indianer vom Onastamme, deren Heimat der nördlich von den Kordilleren gelegene Teil des Feuerlandes, d. h. das Gebirgsgebiet, ist, von dem östlichen Ende des Fagnanosees nach dem Beagle-Kanal bei Harberton durch einen Pass in der Bergkette hinab gekommen.

Der glückliche Zufall wollte, dass einer der drei Brüder, denen das Settlement Harberton gehört, Mr. William Bridges, der jüngste Sohn des verstorbenen Missionars unter den Yagan-Indianern, Thomas Bridges, sich zufällig auf Besuch in Port Stanley befand. Dieser junge Mann erzählte, er und seine Brüder hätten mit Unterstützung der argentinischen Regierung und mit Ona-Indianern als Arbeitern einen Reitweg durch den Urwald bis an den genannten Pass ausgeholzt und weiter auf der andern Seite

6*

desselben am Lago Fagnano vorüber, quer durch das Feuerland bis zu seiner östlichen Küste, fortgeführt wo sie südlich von Rio Grande von der argentinischen Regierung ein Landgebiet zur Anlegung einer neuen Schaffarm gepachtet hätten. Bei Harberton sei ein kleines Segeltuchboot angefertigt, das, von den Indianern getragen, über die Kordilleren bis an den Atlantischen Ozean transportiert werden sollte, um dort zur Lotung eines kleinen Hafens verwendet zu werden. Auf meine Bitte erklärte sich Mr. Bridges bereit, mir dies kleine Fahrzeug für die zoologischen Arbeiten in dem Lago Fagnano zu leihen.

Mit einem Empfehlungsschreiben Mr. Williams an die daheim weilenden Familienmitglieder versehen, wurde ich am 15. September von der „Antarctic" an Land gesetzt, die am folgenden Tage ihre Fahrt gen Westen durch den Beagle-Kanal nach Ushuaia fortsetzte.

In Harberton wurde ich auf das gastfreundlichste von dem ältesten der drei Brüder, Mr. Despard Bridges, und seiner jungen Frau, einer in Buenos Aires geborenen Dame englischer Abstammung, empfangen. In Gesellschaft dieses ebenso liebenswürdigen wie energischen jungen Paares wie einer älteren Verwandten von Mr .Bridges, einer wohlwollenden und freundlichen Greisin, verbrachte ich hier einige an angenehmen Erinnerungen reiche Wochen.

Den Schilderungen meiner Versuche, nach dem Lago Fagnano vorzudringen, muss ich noch einige Worte über das Verhältnis der Familie Bridges zu den Indianern vorausschicken.

Der Ona-Indianer war einstmals der Herr des Feuerlandes, der frei umherstreifte und das Guanaco jagte, wo er es antraf, von der Mündung der Magelhaensstrasse bis zu der Bergkette im Süden. Stürmisch und rauh war das Klima in seinem Lande, ein Guanacofell, lose um seinen Körper geworfen, machte seine ganze Bekleidung aus, einfach waren seine Waffen, und die Nahrung war oft kärglich. Aber er war ein freier Nomade. Bald schwelgte seine Familie in dem verfaulten Fleische eines im Atlantischen Ozean gefundenen Walfisches, bald stieg der blaue Rauch seines Lagerfeuers durch den Buchenwald am Strande des Cami, des grossen Sees im Herzen seines Landes, auf.

Da aber kamen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die weissen Eindringlinge, die Goldgräber und Schafzüchter. Der Ona-Indianer hatte keine Ahnung von dem Ver-

Gruppe von Ona-Indianern

Digitized by Google

hältnis des Eigentumsrechtes der Weissen. Das ihm neue Tier, „das weisse Guanaco", das die Jagdgründe seiner Väter betrat, war seiner Auffassung nach eine ihm gehörige Beute. Er jagte das Schaf, anfänglich nur zur Ernährung seiner Familie, später zu Hunderten, um sich für die Verfolgungen der Schafhirten zu rächen.

Der Ausrottungskrieg war bald im vollen Gange. Das Winchestergewehr säuberte nach und nach den nördlichen Teil des Landes von den rotbraunen Dieben, und es wird erzählt, man habe eine Zeit lang ein englisches Pfund für jeden gefällten Indianer verdienen können.

Während diese Verschiebungen des Landeigentumsrechts im nördlichen Feuerland stattfanden, traten auch wichtige Veränderungen in den Kolonisationsverhältnissen an der Südseite der Kordilleren, am Beagle-Kanal, ein. Die englische Missionsstation in Ushuaia, die schon 1869 unter den Kanalindianern vom Yaganstamme wirksam gewesen war, schwand mehr und mehr hin, nachdem der argentinische Staat im Jahre 1884 in Ushuaia eine Regierungsstation gegründet hatte. Als der Missionsvorsteher Thomas Bridges sein Amt niederlegte, erhielt er von der Regierung als Geschenk ein Landgebiet in der Gegend von Harberton und wandte sich mit seiner Familie der einträglichen Beschäftigung des Schafzüchtens zu.

Eines Tages erschien in der Nähe von Harberton, wahrscheinlich infolge des Druckes der im nördlichen Feuerland stattfindenden Verfolgungen, eine Schar der in diesen Gegenden fremden Ona-Indianer. Die Familie Bridges nahm von Anfang an die Inlandindianer freundlich auf, und mittels energischer und konsequenter, aber wohlwollender Behandlung schufen sie aus ihnen für dies Settlement einen billigen und leicht zu lenkenden Arbeiterstamm.

Zur Zeit meines Besuches war der alte Bridges bereits einige Jahre tot, aber seine tatkräftigen Söhne setzten die Entwicklung der Farm fort, die jetzt die blühendste am ganzen Beagle-Kanal war. Noch immer ist um Harberton herum eine grössere oder kleinere Zahl von Onafamilien ansässig, die teils in hölzernen oder in Blechhütten der einfachsten Art wohnen, teils, ihren eigentümlichen Lebensgewohnheiten folgend, in Fellzelten bald hierhin, bald dorthin ziehen. Kaum eine dieser Familien kann bei Harberton als fest ansässig bezeichnet werden. Wenn die Wanderlust über

sie kommt, brechen sie auf und ziehen über die Kordilleren nach Norden hinauf am Lago Fagnano vorbei. Sie kommen und gehen, aber die Gebrüder Bridges haben allmählich Verbindung mit allen Onas südlich vom Rio Grande angeknüpft, so dass es ihnen nie an willigen Arbeitern fehlt. Ein wenig einfache Speisen, hin und wieder ein altes Kleidungsstück und ein ganz geringer Tageslohn, das ist der Ersatz, den die arbeitenden Ona-Indianer erhalten und mit dem sie sehr zufrieden zu sein scheinen.

Nach und nach dehnten die jungen Gebrüder Bridges ihre Exkursionen von den nächsten Umgebungen des Settlements nach Norden zu bis an die Kordilleren aus. Mit Ona-Indianern als Begleitern überschritten sie die Bergkette auf dem Pass, der den Indianern als Weg diente und den ich auf meiner Kartenskizze nach diesen ehemaligen, jetzt im Aussterben begriffenen Herren des Landes benannt habe. Die unternehmenden Ansiedler drangen an dem östlichen Ende des Fagnanosees vorüber, bis an die Ostküste südlich von Rio Grande vor, und da sie hier ein unbewohntes, für die Schafzucht geeignetes Gebiet fanden, unternahmen sie die Riesenarbeit, einen Reitweg durch die ganze Waldregion von einem Ufer zum andern auszuhauen.

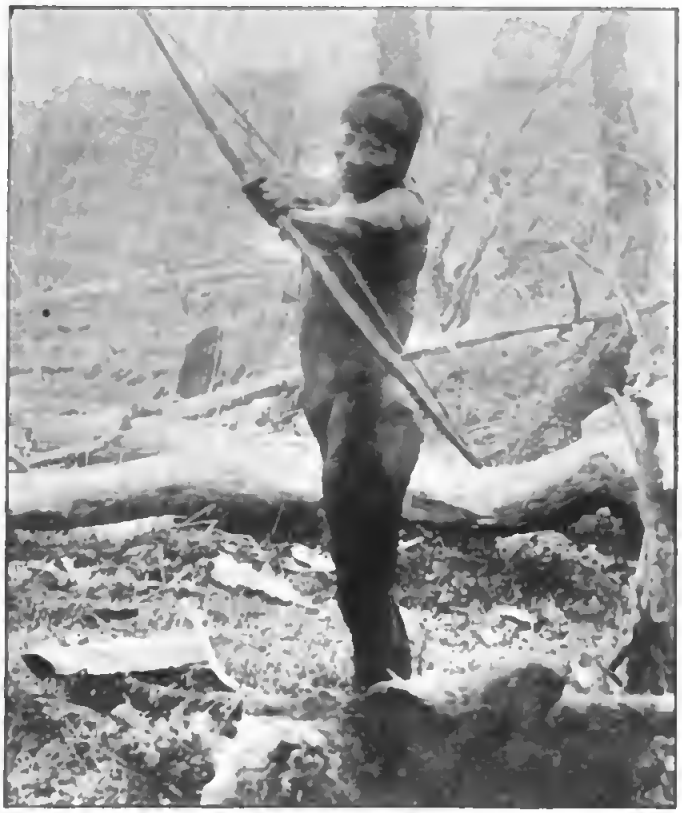
Als ich am 15. September in Harberton anlangte, hatten die ersten Frühlingsboten sich eben gezeigt. Draussen am Ufer des Sees lagen die Felder schon schneefrei da, drinnen in den Wäldern aber waren noch hohe Schneemassen aufgehäuft und zeugten von einem ungewöhnlich harten Winter.

Es war meine Absicht, das Segeltuchboot, Proviant und meine übrige Ausrüstung auf einem Schneeschuhschlitten zu transportieren, den während unseres Aufenthalts in Port Stanley und der Ueberfahrt nach dem Feuerlande der erste Steuermann der „Antarctic", Reinholdz, angefertigt hatte. Meine Kameraden auf dieser Fahrt waren der junge Matrose Wennersgaard, der mit mir die „Antarctic" verliess, sowie zwei Indianer, die Mr. Despard für mich ausgewählt hatte. Der ältere der letzteren, ein noch junger Mann, aber Familienvater mit zwei Frauen, trug den echten Indianernamen Anikin, während sein jüngerer Kamerad Modesto seinen Namen aus der spanischen Sprache erhalten hatte, in der die Gebrüder Bridges mit den Indianern verkehrten.

Diese beiden Ona-Indianer, die meine Begleiter auf der Reise an den Lago Fagnano sein sollten, waren nach europäischen Begriffen keineswegs angenehme, zuverlässige Individuen. Im

Gegenteil, sie waren schlimme Mörder, obwohl sie vielleicht gerade deshalb in den Augen ihrer Stammesgenossen für ehrenhafte, tüchtige Kerle gelten mochten.

Unter vielen der kleinen Familiengruppen, in die der Onastamm sich zergliedert, herrscht nämlich eine alte Vendetta. Der ursprüngliche Anlass zu solchem Zwist soll oft so alt sein,



Ona-Indianer.
Vor ihm liegen seine Kleider, links sein Köcher

dass er völlig in Vergessenheit geraten ist, trotzdem aber schleicht die Blutrache heimtückisch und verheerend durch den Urwald als innerer Feind eines in seiner wilden Freiheit herrlichen Menschenschlages, der jetzt schnell dezimiert wird durch die teuflischen Gaben der Weissen: Winchestergewehr, Lungenschwindsucht und andere Infektionskrankheiten.

Anikins und Modestos Stamm besass eine Gruppe von Feinden irgendwo in den Wäldern nördlich von dem Lago Fagnano.

Ona-Frau, das Familienzelt tragend

Diese Nordindianer — wie ich sie der Einfachheit wegen nennen will —, hatten einmal zwei Männer des Stammes getötet. Das war an und für sich nichts ungewöhnliches und würde ohne weiteres keinen Anlass zu einer so mächtigen Fehde gegeben haben, wie sie hier zum Ausbruch gelangte. Da aber trugen umherstreifende Indianer ein Gerücht bis zu der Sippe des Anikin und Modesto, welches besagte, dass die Frauen der Nordindianer die Leichname genommen und sie dann ihren Hunden als Frass vorgeworfen hätten. Eine so unerhörte Kränkung forderte Rache, blutige, vernichtende Rache, nicht nur an den kampffähigen Männern, sondern vor allem an den Frauen, eine totale Vernichtung der ganzen Rotte!

Ein weisser Mann, ein Goldgräber, ein „explorer", wünschte Indianer als Wegweiser durch die Wälder und über die Berge von Harberton bis an den Atlantischen Ozean. Anikin und alle Männer seines Stammes zeigten die grösste Bereitwilligkeit, unter sehr billigen Bedingungen mit ihm zu gehen. Der Goldgräber war im Besitz eines Winchestergewehres. Aber die Indianer meinten, das sei nicht genug. Es sind unsichere Zeiten in den Wäldern, sagten sie. So gingen sie mit dem Weissen nach einem Sägewerk, das in der Nachbarschaft von Harberton lag, und liehen sich dort noch ein zweites Gewehr.

Als sie eine Strecke jenseits des Lago Fagnano angelangt waren, machten die Indianer den Vorschlag, der weisse Mann solle bei dem Gepäck bleiben und dieses bewachen, während sie das Gewehr nahmen und auf die Guanacojagd gingen. Ein wenig tiefer in den Wald hineingekommen, legten die Indianer ihre Schuhe aus Guanacofell ab, wie es unter den Onas Sitte ist, wenn sie in den Kampf ziehen. Der junge Modesto, der jüngste der Schar, musste sie bewachen.

Während er hier neben dem Bündel Schuhe sass, in der grössten Spannung auf den Ausgang des Streites wartend, schlichen die Krieger mit lautlosen Schritten davon.

Plötzlich, ohne alle Vorbereitung, brachen sie in das feindliche Lager ein. Schüsse knatterten und Pfeile pfiffen durch die Luft. Als der Kampf beendet war, lagen elf tote Feinde, Männer, Frauen und Kinder auf dem Platz, aber auch Anikins Schar zählte Tote und Verwundete.

Dies hatte sich ein halbes Jahr vor meiner Ankunft in Harberton zugetragen, und die Sache war daher noch in frischem

Andenken. Die Indianer waren von den Gebrüdern Bridges gestraft worden, indem diese sich weigerten, ihnen Arbeit zu geben. In die Wälder wagten sie sich nicht, aus Furcht vor der Rache der überlebenden Feinde, und schliesslich kamen sie mit sehr demütigen Mienen nach dem Settlement und baten, man möge sie wieder in Gnaden annehmen.

Ich hatte nichts von Anikin und Modesto zu fürchten, als ich mich unter ihrem Geleit auf den Weg machte. Der Lohn, den ich für jeden täglich auf zwei englische Shilling festgesetzt hatte, sollte durch Mr. Bridges nach meiner Rückkehr ausbezahlt werden, und zwar erst, nachdem ich meine Zufriedenheit mit ihren Leistungen geäussert hatte. Mr. Bridges meinte, es sei ihnen ganz klar, dass sie alles verlieren und nichts gewinnen würden, wenn sie mir einen Schaden zufügten. Sollten sie auf den törichten Gedanken kommen, mich und Wennersgaard zu überfallen, um sich unsere Waffen und unser Gepäck anzueignen, so wussten sie, dass ein solches Verbrechen weitgehende Folgen haben würde. Anikin durfte nie wieder zu seinen Frauen und Kindern zurückkehren, die in Harberton als Pfänder für unsere Sicherheit zurückgehalten wurden, und die kleine Unterstützung, die Modestos Mutter durch meine Fürsorge während seiner Abwesenheit zu teil wurde, hörte auf. Nach einer gewissen, verabredeten Zeit sollte Mr. Bridges mit seinen Arbeitern aufbrechen, um uns zu suchen. Anikin und Modesto hatten in den Wäldern Feinde genug, die nur zu bereit gewesen sein würden, sich an der Suche nach ihnen zu beteiligen. Und die beiden Indianer wussten aus alter Erfahrung, dass Señor Despard, obwohl er der sanfteste der drei Brüder war, eine harte Hand hatte, wo es sich darum handelte, zu strafen.

Von diesen meinen beiden Begleitern hatte ich also nichts zu befürchten. Wie sich indessen die Verhältnisse gestalten würden, wenn wir mit ihren Feinden oben im Walde zusammentrafen, das war eine andere Frage. Aber ich konnte gewiss sein, dass sie gegen diese Eventualität gut auf der Hut sein würden, indem sie rechtzeitig Schutz suchten hinter den Schusswaffen, die Wennersgaard und ich mit uns führten.

Wennersgaard im Segeltuchboot auf dem Lago Fagnano

VII.

Nach dem Lago Fagnano.

Am Morgen des 18. September brachen wir von Harberton auf. Über das unbewaldete und schneefreie Land mussten wir unsere in mehrere Lasten verteilten Sachen tragen, aber oben im Walde, wo der Schnee noch tief lag, luden wir die ganze Ausrüstung auf unsern Schlitten. Mit Mühe schleppten wir ihn einige Schritte vorwärts, dann stand er fest. Es wurde uns klar, dass wir die Last teilen und zweimal fahren mussten. Wir gingen also mit der ersten Hälfte der Bagage vorwärts, so weit, wie wir auch mit dem Rest noch bis Einbruch der Nacht zu kommen glaubten.

Der Schnee war tief und lose. Fast beständig sanken wir bis an die Knie hinein, und der Schlitten schnitt trotz seiner breiten Kufen tief ein. Während die Indianer und ich vorangingen und zogen, blieb Wennersgaard in der Regel hinten oder an der Seite, um den Schlitten zu lenken und ihn loszumachen, wenn er hinter einer Baumwurzel oder dergleichen hängen blieb.

In der Dämmerung hatten wir unser sämtliches Gepäck an dem Punkt vereint, wo wir unser Nachtlager aufzuschlagen ge-

dachten. Wir waren nicht viele Kilometer von Harberton entfernt, und es sah trostlos aus mit unserm Vorwärtskommen infolge dieses ewigen Hin- und Herfahrens. Wir hofften, am nächsten Tage aber doch eine Strecke weiter vorzudringen.

Jetzt handelte es sich darum, ein Lagerfeuer anzuzünden, und darauf verstanden sich die Indianer natürlich am besten. Aber es war nicht sehr leicht für mich, mich ihnen verständlich zu machen. Ich, der zivilisierte Mann, befand mich nämlich diesen Wilden gegenüber in der eigentümlichen Lage, dass sie eine europäische Sprache redeten, die ich nicht beherrschte. Mit einem kleinen Vorrat von spanischen Vokabeln und, wo diese nicht ausreichten, mit Zeichen, gelang es mir schliesslich doch, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ich sagte „fuego" und machte Bewegungen, die den aufsteigenden Rauch bedeuten sollten. Die Indianer nickten und lachten. Mit bewundernswürdiger Sachkenntnis sammelten sie prächtig trockenes Holz, und bald warf ein flackerndes Reisigfeuer seinen rötlichen Schein zwischen die Bäume hindurch.

Alle Speisen wurden in Portionen verteilt. Die Butter wurde von mir auf alle Schiffszwiebacke gestrichen und die bestimmten Stücke Zucker auf einmal in alle vier Teeschalen gelegt. Alles wurde gleichmässig zugeteilt, uns wie auch den Indianern.

Um die Last so leicht wie möglich zu machen, hatten wir kein Zelt mitgenommen, Wennersgaard und ich krochen in unsere Schlafsäcke und bedeckten uns mit dem Segeltuchboot, während die Indianer in den ihnen zuerteilten Schlafsäcken unter freiem Himmel schliefen. Alle waren wir so dicht wie möglich an das noch glühende Feuer herangekrochen. Die Indianer lagen eine Weile da und plauderten in ihrer eigenen, sonderbaren, harten Sprache, deren seltsam rollende Laute für eine europäische Zunge so schwierig auszusprechen sind.

Nachdem sie schwiegen, lag ich noch eine Weile wach. Die Nacht war kalt und klar. An dem Bootsrande vorbei konnte ich hoch oben unter dem Laubwerk ein paar schimmernde Sterne erkennen. Ein schwacher Wind strich über die Baumwipfel, und in der Ferne ertönten von Zeit zu Zeit die rauhen Locktöne eines Vogels. Der schwache Schein der ersterbenden Gluten, die schlafenden Kinder der Wildnis neben mir, und alle die geheimnisvollen Laute des Waldes, die das Ohr nur in der Stille der

Nacht auffängt, dies alles rief in mir eine Stimmung wach, die lange den Schlaf fernhielt.

In der Frühe des nächsten Morgens brachen wir auf. Nach einer mühseligen Arbeit, bergauf und bergab, bald hinab in das tiefe Tal eines glücklicherweise noch eisbedeckten Stromes, bald auf steilen Felsabhängen, wo der Schlitten oft ausglitt und zuweilen ganz umfiel, waren wir gegen Abend mit der ganzen Ladung bis zu einem der obersten dünnen Waldgürtel an der Grenze des waldlosen Bergtales gelangt. Als wir uns aber am nächsten Morgen in elend losem Schnee bis an einen flachen Höhenrücken hinaufgequetscht hatten, wo wir den noch recht fern gelegenen Kordillerenkamm erblickten, hielt ich es für ratsam, Halt zu machen und mich über die Situation zu vergewissern. Bei diesem zeitraubenden Hin- und Herfahren hätten wir noch zwei Tage gebraucht, um über den Bergpass zu gelangen, und dann noch ungefähr vier Tage bis an den Lago Fagnano. Das war viel zu lange, der mitgenommene Proviant hätte für eine so langsame Wanderung nicht entfernt ausgereicht. Modesto, der die ganze Zeit hindurch seinen Bedenken über diese Art und Weise des Vorwärtskommens Ausdruck verliehen hatte, kam heran und hielt alle zehn Finger in die Höhe, um mir begreiflich zu machen, wie viele Tage es noch währen würde, bis wir den Lago Fagnano erreichen konnten.

Es blieb uns nichts weiter übrig, als nach Harberton zurückzukehren, um von dort aufs neue mit einer passenderen Einrichtung aufzubrechen. Der Schlitten eignete sich offenbar nicht für diese unwegsamen Wälder.

Das Boot und einen Teil des Proviants liessen wir im Walde in einem Versteck zurück, und so von dem beschwerlicheren Teil der Last befreit, kehrten wir, unserer alten Spur folgend, im Eilmarsch nach Harberton zurück.

In der Nähe des Indianerlagers, das am innersten Teil der Harbertonbucht lag, machten wir einige Minuten Rast, um uns zu verschnaufen. Bald waren wir von einer neugierigen Schar umgeben, von widerwärtigen alten Weibern, vertrockneten Greisen, rundlichen Mädchen und halbnackten Kindern in buntem Durcheinander. Sie redeten alle auf einmal, bestürmten Anikin und Modesto mit Fragen, sahen mich an und lachten. Namentlich ein uralter Greis fand die Sache sehr ergötzlich. Hihihi, hihihi! kicherte er, bis ihm der Atem ausging.

Nicht ein Wort konnte ich verstehen von den sonderbaren, harten Tönen, die in ungeordnetem Wirrwarr um mich herum schnarrten. Aber den Sinn verstand ich nur zu gut. Alle machten sich auf meine Kosten lustig.

Am nächsten Tage aber schon sollten die Indianer erfahren, dass „el doctor" trotz der ersten Widerwärtigkeiten sich den Lago Fagnano nicht aus dem Sinn geschlagen hatte.

Auf meine Anfrage erklärten sich vier Ona-Indianer bereit, das Segeltuchboot und einen Teil des Proviants über die Kordilleren bis an den Fagnano-See zu tragen. Sie wurden mit einem kleinen und einfachen, ihrer eigenen Auffassung nach aber guten Proviantvorrat ausgerüstet, der aus Schiffszwiebacken und ein paar Dosen corned beef sowie etwas Tee und Zucker bestand. Von Mr. Bridges bekamen sie ein Winchestergewehr und einige Patronen geliehen, um ihren obenerwähnten Proviant durch die Guanacojagd zu vervollständigen. Die beiden neuen Leute, die auf diesem Ausflug meinen alten Kameraden Anikin und Modesto Gesellschaft leisteten, hiessen Halimink und Hattah; der letztere war ein stattlicher junger Mann, ein wenig zu fett für europäische Schönheitsbegriffe, aber offenbar eine bewunderungswürdige Erscheinung in den Augen der Ona-Indianer. Die drei älteren Indianer nahmen ihre Frauen auf die Wanderung mit, und Modesto, der noch Junggeselle war, verschaffte sich ein unverheiratetes Frauenzimmer als Begleiterin. Ich habe allen Grund zu der Annahme, dass die Teilnahme dieser Frauen an der Fahrt für sie nicht eitel Lust und Freude war. Wie das bei den Wanderungen der Indianer in der Regel der Fall ist, mussten sie wohl den schwersten Teil der Last tragen. Am 24. September brach die kleine Gesellschaft auf, und am 3. Oktober waren sie wieder in Harberton zurück und behaupteten, ihren Auftrag meinem Befehl gemäss ausgeführt zu haben.

Während dieser Zeit hatte ich mich in der Umgegend von Harberton mit geologischen Arbeiten beschäftigt und mit einem Kutter eine Fahrt nach der Slogget-Bay, einem interessanten kleinen Kohlenlager an der östlichen Mündung des Beagle-Kanals, gemacht.

Am 7. Oktober brachen wir abermals auf, jeder seinen Teil des Gepäcks tragend. In dem Rio Varela, der bei unserer ersten Expedition vollständig mit Eis bedeckt war, hatte sich jetzt eine

offene Rinne in der Mitte gebildet, aber bei einiger Vorsicht gelangten wir doch glücklich über den Fluss.

Um 4½ Uhr nachmittags schlugen wir unser Lager in dem letzten Wald am Fusse des Bergrückens auf. Das Gebiet, das wir jetzt im Laufe eines Tages von dem Ufer des Beagle-Kanals bis zu der Bergregion durchwanderten, ist ein aus zwei Buchenarten gemischter Wald, aus Fagus antarctica und Fagus betuloides, von denen erstere ihre Blätter abwirft, während letztere wintergrün ist. Wir legten frisch gepflückte Zweige dieser letzteren Buchenart in das Zelt als Unterlage für die Schlafsäcke, und diese verbreiteten darin denselben herrlichen Duft, wie frisches Birkenlaub; so verdient der Baum auch in der Hinsicht die Benennung „betuloides".

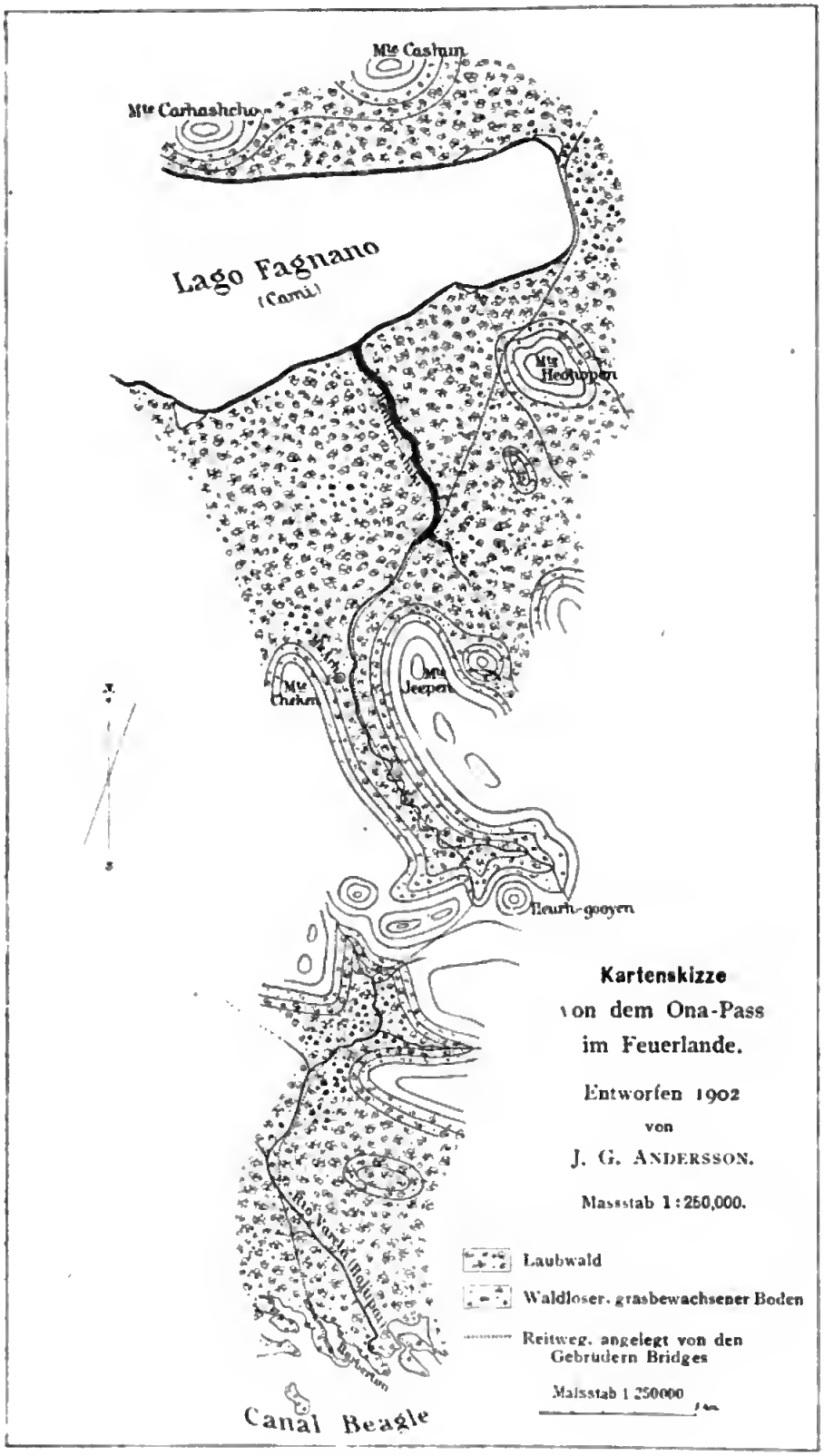
In der Frühe des nächsten Morgens sah ich vom Bergabhang an der linken Seite des eigentlichen Passes zum ersten Male einen Schimmer des von dunkelm Waldland umsäumten Wasserspiegels des Lago Fagnano in weiter Ferne nördlich von der Mündung eines fast steilen Tals aufblitzen.

Und in dies Tal mussten wir jetzt hinab. Der Abstieg war sehr steil und hatte sich im Laufe des Winters noch verschlimmert, indem der Wind eine mächtige, jäh abfallende Schneewehe hier aufgehäuft hatte.

Von dieser hatten sich jetzt bei dem Tauwetter hin und wieder grosse Schneeblöcke losgelöst und waren eine tüchtige Strecke talabwärts gerollt, schnell anwachsend auf ihrem Wege über die Decke aus leicht ballendem Schnee. Einige dieser kleinen Lawinen hatten sich einen Weg durch das obere Unterholz gebahnt, wo sie Bäume und Büsche geknickt hatten.

Während wir über die offenen Stellen in dem übrigen Teil des Tales wanderten, schien die Sonne so glühend auf uns herab, dass Wennersgaard und ich arg schwitzten, obwohl wir Rock und Weste ausgezogen hatten. Die Indianer aber schienen unempfindlich gegen Kälte und Hitze. Nicht ein Schweisstropfen erschien auf ihrem gesunden, rotbraunen Gesicht, obwohl sie ihre grossen Guanacofelle über Kleidern nach europäischem Schnitt trugen, die sie während dieser Wanderung angelegt hatten.

Wir folgten jetzt dem Laufe eines Flusses, der sich in den Lago Fagnano ergiesst und in der Onasprache den Namen Henuenshiki trägt. In dem oberen Teil des Tales verfolgt er eine ziemlich gerade Richtung, aber weiter hinunter windet er sich in


Mte Cashun
Mte Carhashcho
Lago Fagnano
(Cami)
Mte Heohopen
Mte Cheken
Mte Jeepen
Heurh-gooyen
Rio Varela (Holuban)
Canal Beagle
Kartenskizze
von dem Ona-Pass
im Feuerlande.
Entworfen 1902
von
J. G. Andersson.
Massstab 1:250,000.
Laubwald
Waldloser, grasbewachsener Boden
Reitweg, angelegt von den Gebrüdern Bridges
Maßstab 1:250000

scharfen Serpentinen, so dass wir im Laufe des Tages gezwungen waren, ihn ungefähr zehnmal zu überschreiten. Er wurde durch kleine Nebenflüsse immer wasserreicher, und es war nicht gerade angenehm, wieder und wieder durch den eiskalten Strom zu waten.

Die wintergrüne Buche (Fagus betuloides)

Der Wald hat hier ein ganz anderes Gepräge als auf der Südseite der Kordilleren. Die schöne wintergrüne Buche war jetzt ganz verschwunden. Die Fagus antarctica war hier der alleinherrschende Waldbaum, und seine entblätterten Zweige, mit langen Guirlanden der Bartflechte behangen, verliehen dem

Andersson Wennersgaard Modesto Anikin

Nach dem Lago Fagnano

Walde eine eigentümlich düstere Stimmung, die jetzt noch verstärkt wurde durch den Regennebel unter einem niedrigen, dunkeln Gewitterhimmel.

Nachdem wir in der Dämmerung unser Lager an dem Ufer des murmelnden Flusses aufgeschlagen hatten, zündeten wir ein flammendes Feuer an, vor dem wir standen und uns wärmten, während der Tee kochte und der Dampf wie eine Wolke aus unsern feuchten Kleidern aufstieg.

Am folgenden Tag setzten wir die Wanderung an dem Fluss entlang bis zu einem Punkte fort, wo dieser, der jetzt in einer tiefen Schlucht dahinströmt, eine Biegung macht, um die hügelige Waldlandschaft bis an den Lago Fagnano zu durchqueren. Hier verlässt der von den Gebrüdern Bridges ausgeschlagene Weg den Lauf des Flusses und geht dann geradewegs bis an den Fuss des in der Nähe der südöstlichen Ecke gelegenen isolierten Berges, der von den Onas Heohopen genannt wird. Hier deuteten die Indianer mit Zeichen an, dass wir den Weg verlassen und eine nördliche Richtung durch den Wald einschlagen müssten. Erst während der beschwerlichen Wanderung, die jetzt folgte, über umgestürzte Baumstämme, Reisig und Gestrüpp, ward es uns klar, welchen Nutzen wir von dem gesäuberten Weg gehabt hatten, dem wir bisher gefolgt waren.

Gegen 6½ Uhr abends gelangten wir an eine anmutige Lagune am Ufer des Fagnano-Sees. Modesto zeigte mir mit grosser Befriedigung, dass das Boot mit dem darin befindlichen Proviant in ungekehrter Lage an einem Baum hing, so wie ich es den Indianern, die diese Sachen hierherschafften, vorgeschrieben hatte. Sie hatten offenbar ihren Auftrag pünktlich ausgeführt.

Die drei folgenden Tage waren den zoologischen Untersuchungen gewidmet, die den Hauptzweck der ganzen Expedition bildeten. Wennersgaard und ich ruderten abwechselnd mit dem kleinen schwanken Segeltuchboot auf den See hinaus, um Schleppzüge und Planktonfänge zu machen.

Die beiden Indianer waren schon bei dem Aufbruch von Harberton von einer Influenzaepidemie ergriffen, an der damals fast alle Weissen wie auch die Indianer erkrankten. Das Waten durch die eiskalten Bäche und die Bekleidung am Tage wie auch während der Nacht mit den vom Regen durchnässten Guanacofellen, dazu der angestrengte Marsch mit schwerem Gepäck, verschlimmerten natürlich ihren Zustand. Deswegen liess ich sie im Lager

am Lago Fagnano fast ganz in Ruhe, damit sie sich für den Rückweg erholen konnten. Anikin war am schlimmsten dran, und ich gab ihm das beste, was ich bei der Hand hatte, nämlich Chininsulfat. Nachdem er dies mehrmals genommen hatte, gab er mir zu verstehen, dass er Gefühle in den Ohren habe, was bekanntlich durch zu grosse Chinindosen veranlasst wird. Deswegen gab ich ihm nicht mehr von dieser Medizin, Anikin war aber nicht zufrieden damit, sondern ordnete selbst eine einheimische Gegenkur gegen dies neue Übel an. Als ich zufällig aus meinem Zelt hinausblickte, sah ich nämlich etwas ganz sonderbares, übrigens das einzige während unseres ganzen Zusammenlebens mit diesen beiden Indianern, das mich direkt daran erinnerte, dass sie Kinder eines wilden Volksstammes waren. An der Erde lag Anikin lang ausgestreckt, das eine Ohr war nach oben gewendet, und auf seinem Kopf stand Modesto und trampelte mit den nackten Füssen darauf herum! Freilich hatte ich gehört, dass die Onas die Massage, die oft mit den Füssen verabreicht wird, als Generalkur gegen alle Arten von Krankheiten anwenden, aber dass diese Behandlung auch gegen Ohrensausen gebraucht werden konnte, war mir allerdings überraschend. Am nächsten Tage war indessen Anikin von dem Übel befreit, und der glückliche Ausgang bestärkte natürlich seinen Glauben an die uralte Kur.

Den letzten Tag unseres Aufenthalts am Lago Fagnano benutzte ich zu einer Besteigung des Heohopen-Berges, der über der Waldgrenze aufragt, und wo ich hoffen konnte, nach allen Richtungen hin eine freie Aussicht zu erlangen, die es mir ermöglichte, meine Karte über das von uns durchwanderte Gebiet zu vollenden.

Am Morgen des 13., als ich mich zu dieser Wanderung rüstete, waren die beiden Indianer hart von der Influenza befallen, und ich beschloss daher, die Bergbesteigung mit Wennersgaard allein zu unternehmen. Als uns aber die Indianer im Begriff sahen, das Lager mit unsern beiden Schiesswaffen zu verlassen, wurden sie sehr unruhig. Sie zeigten auf den Wald, murmelten etwas von „Onas malos", bösen Onas. Sie waren offenbar in Angst, waffenlos den alten Feinden überlassen zu sein, die sich möglicherweise während unserer Abwesenheit einstellen konnten. Als ich ihnen meine Flinte und einige Patronen gab, beruhigten sie sich wieder und legten sich still und zufrieden an das Lagerfeuer.

Die Besteigung des Heohopen-Berges war von schönem klaren Wetter begünstigt. Dort oben hatte ich die weitausgedehnteste

und wechselvollste Aussicht, die ich je geschaut habe; nach Westen zu konnte man den grössten Teil des 100 km langen Fagnano-Sees überblicken, nach SW.—S.—SO. die Nordseite der feuerländischen Kordilleren und nach O.—N. die Tiefebenen des Feuerlandes. In der letztgenannten Richtung konnte man auf eine weite Strecke am Horizont hin den Atlantischen Ozean erkennen, dessen mächtige Wellen sich in dieser Entfernung im Fernrohr wie feine wogende Streifen ausnahmen. Aus den Wäldern im Norden stieg an ein paar Punkten der Rauch von Indianerfeuern auf. Wenig Menschen, vielleicht niemand, ist es wohl vergönnt gewesen, so wie uns, an diesem klaren, sonnigen Tage alle die Wechsel in der Natur des Feuerlandes zu überblicken.

Am folgenden Morgen (den 14. Oktober), traten wir den Rückweg an, und nach zwei und einem halben Tagesmarsch waren wir am 16. wieder in Harberton.

Von dieser Heimwanderung möchte ich nur eine einzige Episode erzählen.

Es war am letzten Tage des Marsches zwischen den Kordilleren und dem Beagle-Kanal. Schon zuvor hatten allerlei Anzeichen darauf hingedeutet, dass der Frühling allen Ernstes mit der Schmelzarbeit begonnen hatte, während wir am Lago Fagnano lagen. Der Waldweg war jetzt ganze Strecken lang schneefrei und in den Tälern von grossen Schmelzteichen überschwemmt. Das Waten über die zahlreichen Windungen des Henuen-shiki war noch beschwerlicher als auf dem Hinwege. Aber die grösste Überraschung harrte unser beim Übergang des Rio Varela. Dieser Fluss war nun wirklich ein „rio malo", wie ihn die Indianer nennen. Jede Spur von Eisdecke, auf der wir früher einen bequemen Weg gehabt hatten, war jetzt verschwunden. Mit dem ganzen unbändigen Übermut der Frühlingsflut brauste der Strom jetzt schäumend und tief zwischen steilen und steinigen Ufern dahin.

Mir erschien es unmöglich, durch den Fluss zu waten, ohne Gefahr zu laufen, von seinem reissenden, wirbelnden Strom mit fortgerissen zu werden. Deswegen suchte ich mir eine alte, hohe Buche aus, die über den Fluss geneigt stand, und fing an, sie mit unserer kleinen Axt zu bearbeiten, in der Hoffnung, dass sie so fallen würde, dass der Stamm die tiefste und reissendste Stelle überbrücken konnte.

Aber die Indianer, die offenbar eine grosse Übung im Durchwaten von Flüssen besassen, warteten den Ausgang nicht ab.

Das Gepäck hoch oben auf dem Rücken und mit einem Schneeschuhstab ausgerüstet, kletterten sie in das Wasser hinab. Der grössere und stärkere Anikin ging zur Rechten, und in seinem Schutz watete Modesto, auf den älteren Kameraden gestützt. Langsam, vorsichtig nach einer sicheren Unterlage für den Fuss tastend, schritten sie vorwärts, bis ihnen das Wasser in dem stärksten Stromwirbel bis an die Taille reichte. Zweimal mussten sie umkehren, fanden aber schliesslich eine Stelle, wo sie hinüber kommen konnten. Nachdem sie ihre Last am südlichen Ufer niedergelegt hatten, kehrten sie zurück und nahmen unsere Ränzel. Ich war ein wenig skeptisch in Bezug auf das Vorhaben der Indianer, denn wenn es ihre Absicht war, dass wir schliesslich hinter ihnen drein waten sollten, so bezweifelte ich sehr, ob dies Wennersgaard und mir gelingen würde, ungeübt in diesem Sport wie wir waren. Aber noch einmal kehrten die Indianer zurück und forderten uns ganz ruhig auf, als sei es die natürlichste Sache von der Welt, auf ihre Rücken aufzusitzen. Anikin nahm mich, Modesto Wennersgaard. Mit langsamen, vorsichtigen Schritten wateten sie in den Fluss hinaus. Ein unangenehmes, schwindelndes Gefühl ergriff mich, als ich so untätig dort auf dem Rücken des Indianers sass und auf die schäumenden Wasserwirbel hinabstarrte. Ich musste mich bezwingen, um nicht durch eine unfreiwillige Bewegung das Gleichgewicht des Trägers zu erschüttern. Nach einigen ängstlich tastenden Schritten wurde der Gang sicherer, schneller, und bald waren wir wohlbehalten am andern Ufer.

Als ich wenige Minuten später an einem flammenden Reisigfeuer sass, an dem die Indianer ihre triefenden Kleider zu trocknen suchten, musste ich sie nicht nur mit Dankbarkeit, sondern auch mit Neid, ja mit Scham betrachten. Waren sie doch nicht einmal frisch und gesund wie Wennersgaard und ich, sie zitterten nicht nur vor Kälte nach dem Bade in dem Eiswasser des Varelaflusses, sondern auch vor Fieber, das der lange Marsch noch gesteigert hatte.

Und das waren ein paar von den Wilden, die die Weissen wie schädliche Tiere gejagt hatten! Es bedurfte also nur einer freundlichen Behandlung, um ihnen eine willige Ausdauer in der Arbeit, eine fröhliche Laune unter allen Schwierigkeiten und eine rührende, gleichmässige Ergebenheit abzugewinnen. Mich quälte der Gedanke an alle die Ungerechtigkeiten, die weisse Männer den Kindern der Wildnis zugefügt haben. Wer kann sich darüber

wundern, dass die Ona-Indianer unter diesen Umständen Böses mit Bösem, Verschlagenheit mit List, Tod mit Tod vergolten haben? Wer wagt den armen Wilden anzuklagen, der bestrebt ist, das kleine armselige Fleckchen Erde gegen die weissen Eindringlinge zu verteidigen, die alle Länder der Welt unter ihre Gewalt zu bringen suchen?

Die Expedition nach dem Lago Fagnano hat nur angenehme Erinnerungen hinterlassen, ich verdanke ihr Aufzeichnungen, Kartenentwürfe und praktische Erfahrungen, die mir bei einer künftigen Reise nach dem Feuerlande, die ich jetzt plane, zu Nutzen kommen werden. Alle auf unserer kleinen Expedition gemachten Sammlungen sind nämlich mit der „Antarctic" untergegangen.

Auch mein Kamerad auf der Wanderung über die Kordilleren, der junge norwegische Matrose Wennersgaard, ward ein Opfer der Schwierigkeiten, die uns in dem Kampfe mit dem Eis und dem Polarwinter entgegentraten. Auf der Paulet-Insel liegt jetzt sein Grabhügel, im Winter von den pfeifenden kalten Stürmen umheult, im Sommer umgeben von dem verwirrenden Geschrei zahlloser Pinguinscharen.

Wenn meine Gedanken zuweilen zurückschweifen zu dem Leben in den Urwäldern des Feuerlands, so verweilen sie gern bei einem bestimmten Bilde

Es ist Abend, und wir liegen am Lagerfeuer, während das Essen kocht. Modesto und Wennersgaard sind dicht neben einander gekrochen und führen nun eine eigentümliche Unterhaltung miteinander. Der letztere stellt allerlei Fragen auf Norwegisch, und der erstere antwortet mit langen Sätzen in seiner harten, sonderbaren Muttersprache. So fahren sie eine Weile fort, bis die Heiterkeit sie überwältigt. Das lustige Gekicher des jungen Indianers vermischt sich mit dem klingenden Lachen des norwegischen Jünglings.

Ole Wennersgaard
† den 7. Juni 1903 auf der Paulet-Insel

VIII.

Gen Süden!

Während ich mit naturgeschichtlichen Untersuchungen am Lago Fagnano und in der Umgegend von Harberton beschäftigt war, lag die „Antarctic" in Ushuaia und traf Vorbereitungen für die kommende Sommerreise nach dem südlichen Eismeer. Die Besatzung hatte genug zu tun, um die verschiedenen Teile des Schiffes in stand zu setzen. Nachdem der Boden durch Umkehren der Schute, so gut es gehen wollte, freigelegt war, schabte man ihn von Algen und kleineren Seetieren rein, die während der letzten Zeit die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes sehr verringert hatten. Neue Segel wurden genäht, gewisse Teile der Takelage ausgebessert usw. Schliesslich wurde die ganz bedeutende Proviantausrüstung (Mehl, Kartoffeln, Zucker, Kaffee und dergl.) an Bord geschafft, ebenso die Kohlen, die als Geschenk des Magazinschiffes des argentinischen Staates, „El Tiempo", für die Expedition bereit lagen.

Am 30. Oktober kam die „Antarctic" nach Harberton, um mich und Skottsberg abzuholen, der mit mir dort ein paar Tage früher angelangt war, wie auch, um einen Vorrat an frischem Hammelfleisch einzunehmen. Am 4. November kehrte das Schiff mit uns allen an Bord nach Ushuaia zurück, und in der Frühe des nächsten Morgens traten wir die Fahrt nach dem Süden an.

Unter der Post, die wir in Ushuaia abgaben, befanden sich zwei gleichlautende Schreiben, das eine an den Sekretär der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie, das andere an den schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Buenos Aires gerichtet, Anweisungen in Bezug auf die Entsatzversuche enthaltend, die im Falle unseres Ausbleibens notwendig werden konnten.

Am Abend des 7. November überschritt die „Antarctic" den Breitengrad von Kap Horn, südwestlich von der Hermiteinsel, und steuerte den ganzen folgenden Tag mit nur einem Segel bei guter Fahrt südost-südlichen Kurs. Am folgenden Tage um 2 Uhr nachmittags beobachteten wir den ersten Eisberg, ziemlich klein und von unregelmässiger Form, und in der Nacht vom 9. auf den 10. begegneten wir auf dem 59° 30 Min. s. Br. und dem 66° w. L. den ersten von Wellen zerfressenen Treibeisschollen.

Dies war eine unerwartete Begegnung. Die Süd-Shetlandsinseln pflegen im allgemeinen ohne Eishindernisse zugänglich zu sein, und die „Antarctic" hatte im vorhergehenden Jahr — freilich später im Sommer — hier völlig eisfreies Wasser angetroffen.

Zwei Tage später, in der Nacht vom 11. auf den 12. November, wurde unser Weg auf dem 61° s. Br. von einem dicken Packeisgürtel versperrt, und nach einigen Versuchen, ihn zu durchbrechen, lagen wir bald im Eise fest. Während der nun folgenden Tage (13.—17. November) war das Wetter still und sonnig. Sobald das Eis sich ein wenig zerteilte, arbeitete sich Larsen ein Stück hindurch, da es sich aber gleich wieder schloss, mussten wir uns damit begnügen, Messungen von den Dimensionen der Eisschollen vorzunehmen, unsere Planktonketscher in die kleinen Senken an der Seite des Schiffes hinabzulassen, oder eine kleine Pinguinschar zu beobachten, die zufällig auf einer in der Nähe befindlichen Eisscholle sichtbar wurde. Oft konnten wir an den klaren, sichtigen Tagen von der Kommandobrücke aus bis zu fünfzig Eisberge von wechselnden Formen rings um uns her zählen, unter denen sich stets einige mächtige glattgeformte Riesen mit senkrechten, ebenen Wänden befanden, ein Typus, der für das südliche Polarmeer charakteristisch ist.

Um die Mittagsstunde des 17. November hatte das gute Wetter ein Ende. Die Luft wurde nebliger, und der Wind frischte auf, bis wir in der Nacht einen vollkommenen Sturm hatten.

Gegen einen Eisberg treibend. Der Morgen des 21. November

Das Eis kam bald in Bewegung, hier und dort entstanden offene Flächen, während die Eisschollen an andern Stellen dicht gepackt lagen und sich gegen einander schränkten und rieben. Gegen 2 Uhr nachts wurde die „Antarctic" mit zwei Trossen an einer grossen Eisscholle vertäut, aber am Morgen des folgenden Tages barst diese in mehrere Stücke, und das Schiff kam ins Treiben.

Unter dem Druck des Sturmes kam Fahrt und Bewegung in das Treibeis.

Die Eisberge, deren solide Masse sich ein paar hundert Meter und mehr unter der Meeresfläche fortsetzt, sind am wenigsten vom Winde beeinflusst. Gleich tief wurzelnden, festen Pfeilern ragen sie aus den leicht beweglichen Treibeismassen auf.

In alle Schraubtäler und Unebenheiten der Eisschollen fasst der Sturm hinein, bald ist die Masse in Bewegung, leise vor dem Sturm hertreibend, während die einzelnen Schollen gegen einander reiben. Wo sich ein Eisberg dem treibenden Packeis in den Weg stellt, werden die Eisschollen unter Krachen und Getöse zersplittert und der Eisschaum rasselt gegen die festen Seiten des unbeweglichen Kolosses. Wehe dem Schiff, das in diese Riesenmühle hineingerät!

Die „Antarctic" trieb schneller als das Eis. Ihre hohe Takelage bildete einen tüchtigen Windfang. Das Schiff glitt und drängte zwischen den Eisschollen hindurch, die mit anhaltendem Getöse gegen ihre Seiten scharrten. Zuweilen erhielt es einen Stoss, der wie ein Zittern durch den ganzen Schiffsrumpf lief. Mehrmals musste man die Maschine das Schiff durch das Eis hindurch arbeiten lassen, um einem der Eisberge auszuweichen, gegen die es mit dem Packeis getrieben wurde.

Der Sturm hielt an. Gegen 2½ Uhr morgens am 21. November wurde ich durch laute Kommandorufe an Deck geweckt. Ich kleidete mich schnell an und eilte hinauf.

Ungefähr drei bis vier Schiffslängen gerade vor uns im Lee lag ein Eisberg, der bedeutend höher war als der Grossmast der „Antarctic" und ungefähr drei Schiffslängen lang sein mochte. Der Eisberg ragte in teilweise überhängenden Partien auf, von denen die höchste zum Teil von der Hauptmasse abgespalten war. Es lag augenscheinlich die Gefahr vor, mit dem Eise, das rings um unser Schiff lag, auf den Eisberg zuzutreiben. Es wehte ein dichter Schneesturm. Die Maschine arbeitete unter höchstem

Druck; Klüver, Fock- und Vormarssegel waren gesetzt. Lange glitt das Schiff nur wenige Meter vorwärts, um gleich wieder von den Eisschollen zurückgedrängt zu werden, schliesslich gaben diese aber doch dem Druck der Maschine und der Segel nach, und wir glitten an dem Eisberg vorüber in das offene Wasser hinein, das sich in seinem Schutze gebildet hatte.

Wir hatten schon den ganzen Tag still gelegen, teils in offenen Stellen mit halbem Dampf, um das Schiff gegen den Wind zu halten, teils in dichtem Packeis. Es herrschte orkanähnlicher Schneesturm und Nebel, so dass wir nur wenige Schiffslängen in die Runde sehen konnten.

In der Nacht zum 22. liess der Sturm ein wenig nach, und am Nachmittage konnten wir wieder anfangen, uns nach dem Lande durchzuarbeiten, zuerst durch ganz dicht gepacktes, später durch spärlicher werdendes Eis hindurch. Gegen 9 Uhr abends erreichten wir das offene Küstenwasser an der Aussenseite der Süd-Shetlandsinseln. Die zunächst gelegene derselben, Smith-Island, lag jetzt vor uns in einer Entfernung von ca. 30 Seemeilen.

Am folgenden Tag (den 23.) liefen wir in den Bransfield-Sund nahe der Westküste von Snow-Island ein und machten einen wunderschönen Besuch auf einem der kleinen Werder in der Nähe dieser Insel, worauf wir den Kurs nach der Deception-Island nahmen. Die Eisverhältnisse gestalteten sich hier sehr günstig. Einige zerstreute Gürtel aus Schneeeis, die uns den Weg versperrten, waren so wenig dicht, dass sie kaum unsere Fahrt verlangsamten.

Die Deception-Insel ist als eine der typischten und grössten Kraterinseln der Erde bekannt. Bei einem Längsdurchschnitt von 19 km ist sie ringförmig und enthält in ihrem Innern ein Kraterbecken, das durch eine schmale Öffnung mit dem Meere in Verbindung steht.

Als die Insel im Jahre 1828 von der englischen Fregatte „Chanticleer" unter Forsters Befehl besucht wurde, fanden am Strande des Kraterbeckens Ausströmungen von Schwefeldunst und Wasserdampf statt, und in der Nähe dieser Fumarolen wurden heisse Quellen mit einer Temperatur von 88° angetroffen.

Der amerikanische Seehundsfänger Smiley, der 1842 die Insel anlief, teilt mit, dass sich die ganze Südseite in lebhafter vulkanischer Tätigkeit befand, mit nicht weniger als 13 Eruptionsstellen.

Digitized by Google

Da keine späteren Mitteilungen von dieser eigentümlichen Insel vorlagen, so hatten wir lebhaftes Interesse an einer Landung, um den jetzigen Zustand kennen zu lernen. Bei unserer Annäherung (am Abend des 23.) erfuhren wir jedoch eine grosse Enttäuschung. Der Einlauf zum Krater war nämlich mit Packeis versperrt, und durch die schmale Öffnung konnten wir sehen, dass das Kraterbecken mit einer dichten, offenbar ungebrochenen Eisdecke geschlossen war. So mussten wir denn jeden Gedanken an ein Eindringen in den Krater aufgeben. An der Aussenseite war nicht die geringste Spur jetziger vulkanischer Tätigkeit zu entdecken. An der südlichen Seite der Einfahrt hatten die Meereswellen im Laufe der Zeit einen hübschen lotrechten Schnitt in den Kraterwall gescheuert, der dessen innere Struktur mit sowohl nach innen, wie nach aussen neigender Lagerung zeigte.

Wir lagen während der Nacht still vor der Insel, und in der Frühe des nächsten Morgens ruderten Skottsberg und ich an dem südlichen Ufer an Land, in der Nähe des kleinen Felsenwerders süd-südwestlich von der Einfahrt in den Krater. Die Insel war hier eisbedeckt, und wir hatten Gelegenheit, die eigentümliche Wechsellagerung von Gletschereis und vulkanischer Asche zu beobachten, die schon von früheren Besuchern erwähnt wird und die sicherlich nicht auf wiederholte Aschenerupționen zurückzuführen ist, sondern ganz einfach auf die heftigen Stürme, die von Zeit zu Zeit das reichlich vorhandene Aschenmaterial über die Landeisdecke zerstreuen.

Oben auf dem Abhang, unter einigen aus der Eisdecke aufragenden Aschenhügeln, ja, sogar draussen auf dem Inlandeise, wo dies von einer dicken Schicht vulkanischer Asche bedeckt war, fanden wir eine ganz stattliche Pinguinkolonie (Pygoscelis antarctica), in der das Eierlegen jetzt im vollen Gange war. Während Skottsberg und einer der Bootsleute eifrig Pinguineier in ihre Mützen und dergleichen sammelten und eine Ladung nach der andern zum Boot hinabtrugen, stieg ich ganz allein den Eisabhang hinan, in der Hoffnung, möglicherweise von der Spitze aus eine Übersicht über den Krater zu erlangen. Bald geriet ich indes hier oben in so zerklüftetes Eis, dass ich mich gezwungen sah, unverrichteter Sache wieder umzukehren.

Von der Deception-Insel steuerten wir nach dem Mr. Farlane-Sund zwischen der Livingstone- und der Greenwich-Insel, auf

welch letzterer wir nach dem in Ushuaia hinterlassenen Plan eine Mitteilung über unsere Fahrt niederlegen wollten.

Der Sund war indes derartig mit dichtem Packeis angefüllt, dass der Weg nach der angegebenen Bucht an der Westseite der Greenwich-Insel versperrt war.*) Wir mussten uns daher mit einer hastigen Landung an dem östlichsten Teil der Livingstone-Insel begnügen, wo wir eine kleine Kolonie von Antarctica-Pinguinen antrafen, denen wir alle in den Nestern befindlichen Eier raubten. Die Ernte war jedoch nicht sehr reich, denn das Eierlegen hatte hier erst ganz kürzlich begonnen.

Antarctica-Pinguine

Seit unserer Einfahrt in den Bransfield-Sund war das Wetter windstill und schön gewesen bei klarer und deutlicher Fernsicht. Auf der entgegengesetzten Seite des breiten Sundes konnten wir deutlich die Berggipfel und die schneebedeckten Plateaus zu beiden Seiten des Orléans-Kanals unterscheiden — das alte Trinity-Land. Wir konnten jedoch nichts von Middle-Island entdecken, der Insel, die den Karten nach draussen im Bransfield-Sund zwischen dem Mac Farlane-Sund und der Astrolabe-Insel liegen soll. Schon früher ist die Existenz dieser Insel bezweifelt worden,**) und für

*) Dahingegen wurde am 26. November auf der Nordwestseite der Astrolabe-Insel auf einer kleinen Landzunge neben einer Signalstange ein Schreiben niedergelegt.

**) Vergl. darüber Fricker, »Antarctis«, S. 127—128.

uns handelte es sich jetzt darum, mit unanfechtbaren Beweisen die sagenhafte Insel aus der Welt zu schaffen. Deswegen steuerten wir am Morgen des 25. November vom Mac Farlane-Sund nach dem Punkt, wo Middle-Island angeblich liegen soll. Hier nahmen wir eine Lotung vor, die eine Tiefe von 1450 m ergab. Der Horizont war zu dieser Zeit rings um uns her so klar, dass jede Wahrscheinlichkeit eines Vorhandenseins von Middle-Island, selbst wenn die Lage unrichtig angegeben sein sollte, ausgeschlossen erscheint.

An der Stelle, an der die nicht auffindbare Insel liegen sollte, machten wir eine eigentümliche hydrographische Entdeckung. Schon am vorhergehenden Tage (am 24.) hatten wir bei einer Lotung von 977 m Tiefe eine auffallend niedrige Grundtemperatur, —1,65 °, gefunden. Da diese auch hier in einer Tiefe von 1450 m wieder auftrat, bestimmten wir die Temperatur auch für eine Anzahl intermediärer Tiefen und erhielten so die Temperaturserie, die ich unten mitteilen werde. Zum Vergleich ist eine von der Belgica-Expedition nördlich von den Shetlands-Inseln im Jahre 1898 gelotete Serie daneben gestellt:

Tiefe in m	„Middle Island"	Drakesund 61° 05' s. Br. 63° 04' w. L.	
0	— 1,50	+ 3,2	
10	— 1,27	—	
25	— 1,38	+ 2,6	
50	— 1,40	+ 1,3	
75	—	— 1,0	
100	— 1,28	— 0,9	
125	—	— 1,4	
150	— 1,27	— 0,9	
200	— 0,54	—	
250	—	+ 1,1	
300	+ 0,02	+ 1,3	
400	— 0,98	+ 1,8	
500	— 1,30	+ 1,9	
800	— 1,47	—	
1,200	—	+ 1,9	
1,450	— 1,65 Grund	—	
1,700	—	+ 1,4	
2,700	—	+ 0,8	
3,660	—	+ 0,6	nahe am Grunde (3,690 m).

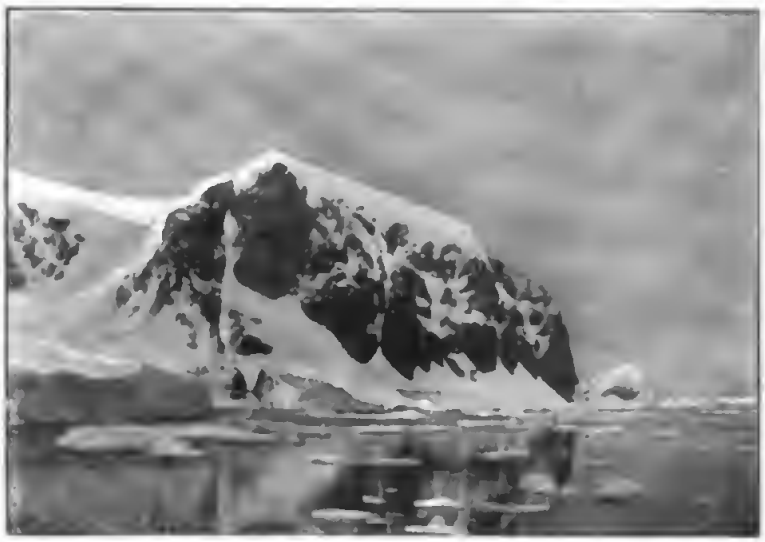
Ohne auf die komplizierten Temperaturverhältnisse der verschiedenen Wasserschichten einzugehen, können wir bei einem

Vergleich der beiden Serien sofort sehen, dass die ganze Wassermasse im Bransfield-Sund bedeutend kälter ist, als diejenige an der der Aussenseite der Süd-Shetlands-Inseln. Wenn wir den Vergleich auf alle andern Temperatur-Serien ausdehnen wollten, die aus den kalten Meeren vorliegen, so würden wir finden, dass das Tiefseewasser (500—1450 m) in der Sektion „Middle-Island" eine weit niedrigere Temperatur hat als das Grundwasser in irgend einem andern Teil des antarktischen Meeres, dessen normale Tiefentemperatur niemals unter —0,5° sinkt, wie auch, dass es in der Tat das kälteste Grundwasser ist, das man aus irgend einem Teil des Ozeans kennt, kälter sogar als das Wasser in der Tiefe des norwegischen Nordmeeres (—1,5°). Wie dies letztgenannte Gewässer durch eine mächtige Unterseebank (Faröer-Island-Grönland) von der Verbindung mit dem nördlichen Atlantischen Ozean abgesperrt ist, dessen relativ warmes Grundwasser (+1,3 bis +2,4°) deswegen nicht in das Nordmeer einströmen kann, so muss offenbar der Bransfield-Sund ein durch unterseeische Schwellen isoliertes Bassin sein, das durch die ständige Berührung mit dem Treibeis und den Eisbergen abgekühlt und von dem Eindringen des wärmeren Wassers der umliegenden Meere fast vollständig abgesperrt ist. Die relativ warme Wasserschicht in einer Tiefe von 300 m (+0,02°) zeigt aber doch, dass ein solcher Zufluss auch hier zu spüren ist, wenn auch nur in sehr geringem Masse.

Das Bransfield-Bassin ist folglich das kälteste bekannte Gewässer der Erde. Ein Vergleich zwischen dem Tierleben auf seinem Grunde und der Tiefenfauna in dem offenen antarktischen Ozean musste daher von besonderem Interesse sein. In einer Tiefe von 818—849 m gewannen wir bei einem Schleppnetzzug eine ausserordentlich reiche und eigentümliche Ausbeute, die unter anderm mehrere Grundfische, grosse Seegurken (Elasipoda) usw. enthielt. Alle diese Sammlungen gingen aber leider bei dem Schiffbruch der „Antarctic" verloren, und wir sind dadurch gezwungen, einer nach uns kommenden Expedition die biologischen Konsequenzen unserer Entdeckung dieses kalten Gewässers zu überlassen.

Als wir von der hydrographischen Station, die oben geschildert ist, weiter über den Bransfield-Sund nach der Astrolabe-Insel steuerten, lag eine wichtige kartographische Aufgabe vor uns.

Im Januar 1898 war die Belgica-Expedition in den Archipel eingedrungen, der als Nordwestküste des Grahamlandes bezeichnet wird, und hatte einen grossen, zwischen der Inselwand und dem Teil des Festlandes verlaufenden Längskanal entdeckt, der den Namen Danco-Land erhielt. Der neue Kanal (der Belgica-, später der Gerlache-Kanal) wurde von dem Punkt, wo die Belgica in denselben eindrang (Kap Neyt), bis zu seiner südwestlichen Mündung kartographiert. Die Fortsetzung nach NO. und der Verlauf des Festlandsufers nach dieser Richtung hin blieben dahingegen unbekannt, und die Mitglieder der belgischen Expedition



Strandpartie von der Ostseite der Trinity-Insel

haben in verschiedenen Kartenskizzen allerlei wechselnde Deutungen dieser Verhältnisse versucht.

Während der ersten Fahrt unserer Expedition an den Küsten des Graham-Landes entlang drang die „Antarctic" in eine bis dahin unbekannte Mündung ein, die Dumont d'Urville den Orléans-Kanal genannt hat und die, wie sich jetzt herausstellte, eine nach Südwesten zu verlaufende Strasse innerhalb einer anfangs nur zerstreut liegenden Inselkette war. Bald befand sich die „Antarctic" in einer Gegend, in der Nordenskjöld gewisse Züge aus dem Gerlache-Kanal der belgischen Expedition wieder zu erkennen glaubte, und namentlich meinte er mit Bestimmtheit eine Landzunge mit dem von Dr. Cook in seiner Reiseschilderung

wiedergegebenen Bilde des Kap Murray auf der belgischen Karte (vergl. Nordenskjölds Darstellung und Bild, Bd. I, S. 56) identifizieren zu können. Aber die Abweichungen zwischen den Landzungen, Buchten und Inseln und den Konturen auf den belgischen Karten waren so gross, die ganze Identifizierung war so zweifelhaft, dass der Kartograph unserer Expedition, Duse, sich vor die Alternative gestellt sah, anzunehmen, dass entweder das Zeugnis der Kap Murray-Photographien zweifelhaft und folglich die ganze Identifizierung falsch sei, oder dass die belgischen Karten überall innerhalb der befahrenen Strecke in den Einzelheiten unrichtig seien.

So standen die Sachen, als die „Antarctic" im ersten Sommer nach einer zweitägigen Rekognoszierung diese Gegend verliess.

Jetzt lag es uns ob, endgültig das Problem zu ergründen. Wir mussten also erstens uns selber eine klare und sichere Auffassung in Bezug auf diese Frage verschaffen, zweitens einen auf unumstössliche Beweise gestützten Zusammenhang mit der belgischen Karte herstellen, sowie drittens eine Kartierung des Orléans-Kanals ausführen. Auf der einen Seite stellte es sich jetzt heraus, dass Nordenskjölds Identifizierung des Kap Murray richtig war und dass er recht hatte in seiner Annahme, dass der Orléans-Kanal und der Belgica-Sund nur verschiedene Teile desselben grossen Längskanals waren, auf der andern Seite konnte Duse in mehreren Fällen mit seinen Kartierungsarbeiten direkt die Mängel der belgischen Karte nachweisen, die er im vergangenen Sommer als höchst wahrscheinlich bezeichnet hatte und die eine Identifizierung in so hohem Masse erschwert hatten.

Als wir am Abend des 1. Dezember bei Kap Murray anlangten, hielten wir uns, wie das auch im vorhergehenden Sommer der Fall gewesen war, für orientiert, teils durch diese Landzunge, teils durch die Ähnlichkeit zwischen der Two Hummocks-Insel und der Zeichnung, die Arctowski davon reproduziert hatte.*) Als aber Duse am folgenden Tage eine neue Kartenaufnahme von der Festlandsküste im Hughes-Golf von Kap Murray bis Kap von Steineck machte, wies er so bedeutende Abweichungen von der belgischen Karte nach, dass wir wieder zweifelhaft wurden. Ein Vergleich zwischen dem „croquis provisoire" der Belgier, das in vielen verschiedenen Abzügen reproduziert wurde, dem

*) »Exploration of Antarctic Lands«, Geogr. Journal, Febr. 1901.

8*

aber noch keine definitive Auflage folgte, und Duses hier wiedergegebener Karte zeigt dieses ganz klar. Die Inseln auf der Nordseite von Kap Murray sind auf der belgischen Karte nicht angedeutet, und das auf dieser verzeichnete Kap W. Spring löst sich in Wirklichkeit in eine Gruppe recht grosser Inseln auf.

Von diesen steuerten wir quer über den Kanal, um den Versuch zu machen, das Bild von Kap Neyt und Mont Allo zu identifizieren, das von mehreren Mitgliedern der belgischen Expedition publiziert worden ist.*) Dies gelang auch. Das beistehende Bild gibt die betreffende Landschaft wieder mit einer Übereinstimmung der kleinsten Einzelheiten, die keine Zweifel aufkommen lässt. Nur einige kleinere Eisberge an dem Strande auf unserm Bild bekunden, dass die Photographien zu verschiedenen Zeiten aufgenommen sind.

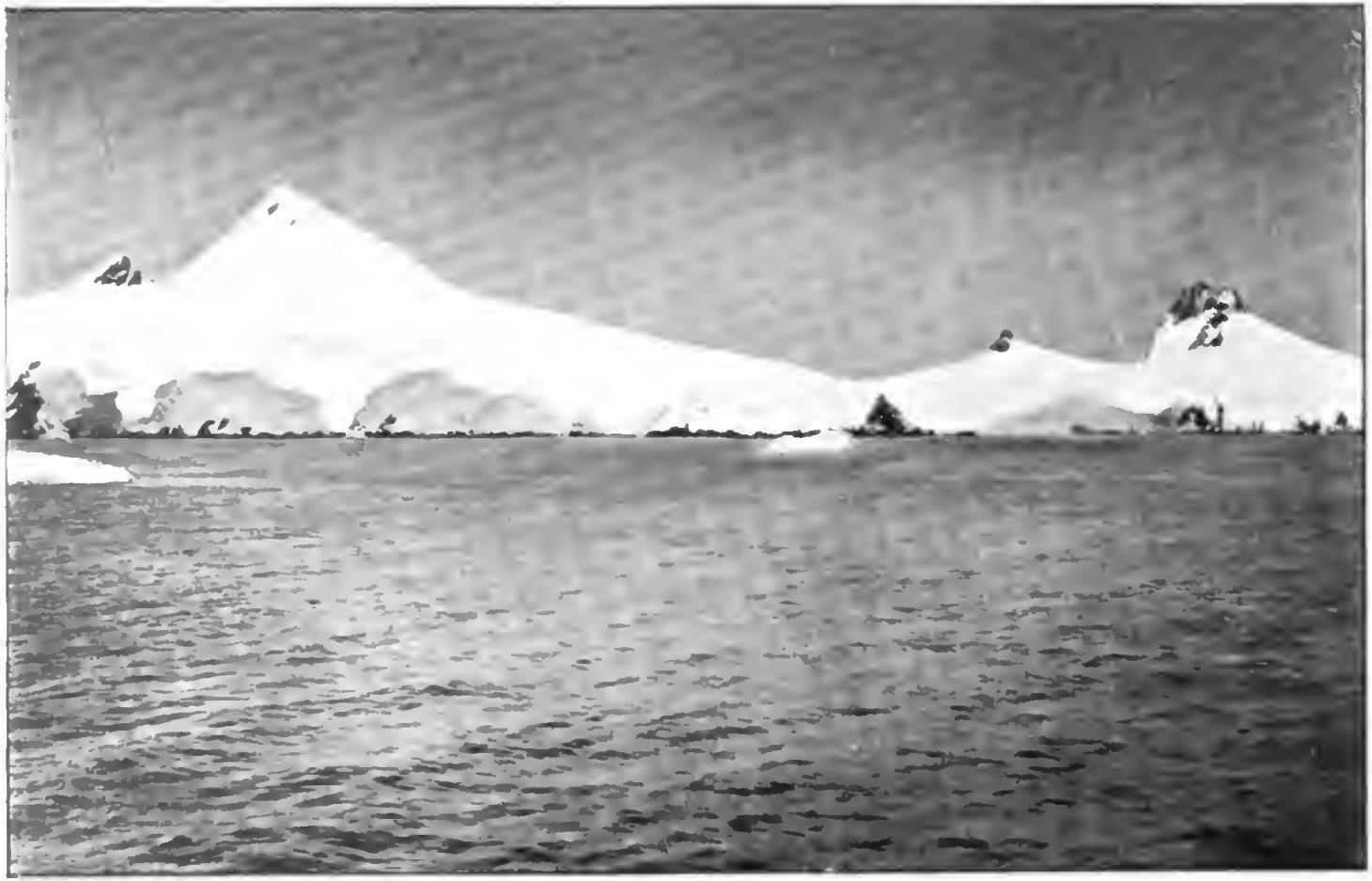
Diese beiden Photographien von den an der südwestlichen Grenze von Duses Kartengebiet belegenen Kaps Murray und Neyt verbinden dieses auf unumstössliche Weise mit der Karte der Belgier. Es ist wirklich ein eigentümlich glücklicher Umstand, dass diese Photographien vor unserm Besuch in dieser Gegend reproduziert wurden, denn ohne sie hätte sich schwerlich ein Zusammenhang mit der von Fehlern wimmelnden belgischen Karte finden lassen.

Um nur noch ein Beispiel anzuführen: In nordöstlicher Richtung von Kap Neyt erstreckt sich, wie auf Duses Karte ersichtlich ist, eine sehr charakteristische Inselwand, die aus zwei grösseren und einigen kleineren Inseln besteht. Diesen entsprechen die Iles Christiania der belgischen Karte, doch sind sie an einem ganz verkehrten Platz und viel zu klein wiedergegeben.

Es ist eine peinliche Pflicht, diese Bemerkungen über die Kartierungsarbeiten der Belgica-Expedition zu machen, weil wir aus eigener Erfahrung die schwierigen Verhältnisse kennen, unter denen der Kartograph in diesen Gegenden arbeiten muss, und weil uns die belgischen Naturforscher nach verschiedenen Richtungen hin das grösste Entgegenkommen gezeigt haben.

Zum Verständnis der Widersprüche zwischen der Karte und der Wirklichkeit, mit denen wir zu kämpfen hatten, ehe wir volle Klarheit in Bezug auf das Verhältnis zwischen dem Orléans- und dem Gerlache-Kanal gewannen, ist es notwendig gewesen,

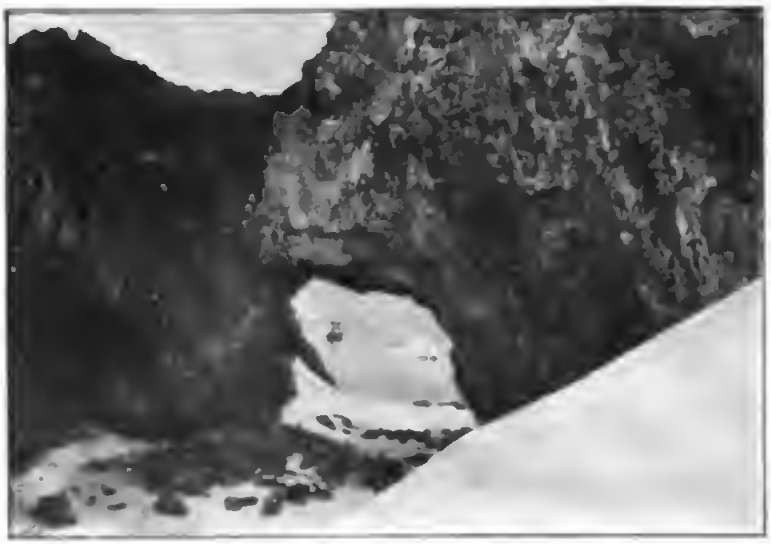
*) Vergl. z. B. Racovitza, »Vers le Pôle Sud«, S. 181, Paris 1900.



Kap Neyt und Mont Allo

diese ziemlich eingehende Auseinandersetzung erfolgen zu lassen. Künftige Expeditionen, die einstmals die von der „Belgica" und der „Antarctic" befahrenen Küsten besuchen, werden sicher diesen Schwierigkeiten volles Verständnis entgegenbringen.

Während der Zeit, die zu der Kartierung des Orléans-Kanals erforderlich war (26. November bis 5. Dezember), stand das Schiff in erster Linie zu Duses Verfügung. Er bestimmte den Kurs und die Landungen, die für die kartographische Arbeit erforderlich waren. Bei fast allen den 18 Landungen, die ausgeführt wurden, war er von Skottsberg und mir begleitet, die



Motiv aus dem Orléans-Kanal. Die »Antarctic«, durch ein Felsentor sichtbar

wir jede Gelegenheit zu botanischen und geologischen Sammlungen benutzten, während K. A. Andersson gleichzeitig vom Schiffe aus mit dem Schleppnetz Proben der üppigen Meeresfauna ans Licht beförderte.

Keine andere Periode unserer ganzen langen Reise war so ausgefüllt von angestrengter, allseitiger und nach jeder Richtung hin erfolgreicher Arbeit, wie diese schönen denkwürdigen Tage im Orléans-Kanal. Es muss auch gerechterweise anerkannt werden, dass das günstige Ergebnis nicht allein der eisernen Ausdauer der Kartographen und dem Sammeleifer der Naturforscher zuzuschreiben ist, sondern ebenso sehr der willigen Mitwirkung der Besatzung und der Offiziere des Schiffes. Es wurden hier

Ansprüche an sie gestellt, die weit über ihre gewöhnlichen Pflichten hinausgingen. Es gab jetzt keine Freiwachen: in der hellen Nacht wie in den Stunden des Tages folgten die wissenschaftlichen Arbeiten in ununterbrochener Reihe aufeinander. Aber ohne das geringste Zeichen von Verstimmung, unser Interesse und unsere Freude über die schönen Funde mit uns teilend, standen diese prächtigen Seeleute uns unverdrossen bei mit einer Bereitwilligkeit, die in ihrer Art ebenso rühmenswert ist, wie der kühne Mut, mit dem sie später den Kampf mit dem Treibeis der Erebus-Bucht und dem langen Polarwinter auf sich nahmen.

Der umfangreichere und gewichtigere Teil unserer Sammlungen aus dieser Zeit ist mit der „Antarctic" verloren gegangen. Aber mit ruhiger Überlegung veranstalteten K. A. Andersson und Skottsberg in den Tagen, als das Schicksal des Schiffes bereits besiegelt war, eine transportable Auswahl unter den wertvollsten wissenschaftlichen Schätzen. Diese wurden nach der Paulet-Insel mitgenommen und auf diese Weise gerettet.

Da die umfassendsten Sammlungen, die unsere Expedition von der dürftigen und unansehnlichen Flora des antarktischen Landes gemacht hat, gerade von den eisfreien Felseninseln und Bergabhängen im Orléans-Kanal stammen, so dürfte diese Schilderung passenderweise auch einige Worte über diese abgehärtete kleine Pflanzengesellschaft enthalten.*)

Der erste Anblick einer antarktischen Küste erweckt unleugbar die Vorstellung eines vollkommen öden, vegetationslosen Landes. Ja, selbst der Ausdruck „Land" ist ein schöner, einem milderen Himmelsstrich entlehnter Euphemismus. Was wir sehen, ist nur ein lichter Schimmer, eine blendend weisse Wand, ein Abhang oder eine flache Kuppel aus Eis, zwischen denen einige scharfe Spitzen oder dunkle, steil abfallende Ufer uns einen Untergrund von festem Bergland ahnen lassen.

Wenn wir uns dann dieser eisumhüllten Küste nähern und auf einigen der kleinen, eis- und schneefreien Felsenwerder in ihrer Nähe an Land gehen, kann es wohl vorkommen, dass wir uns plötzlich mitten in einer der grossen Strandansiedlungen, in einer Pinguinkolonie, befinden.

Hier können wir möglicherweise auch an den Stellen, wohin die Pinguine nicht kommen, auf steilen Felsabhängen und grossen

*) Die Schilderung des Pflanzenlebens in der Antarktis ist im wesentlichen einem Manuskript entnommen, das mir Skottsberg zur Verfügung gestellt hat.

Blöcken Andeutungen eines kümmerlichen Pflanzenlebens in Form von Flechtenarten finden, mit denen die Oberfläche der Felsklippen notdürftig bekleidet ist. Es sind krustenähnliche Überzüge der Lecanora-Art, Gyraphorae, die wie grosse zusammengefaltete Ohren wachsen, und die bartflechtenähnliche, in allen möglichen Nuancen von schwarzgrün bis ins Schwefelgelb prangende Neuropogon melaxantus. Aber überall, wo sich die Pinguine aufhalten, ist der Boden fast vegetationslos. Durch ihr bewegliches Leben, namentlich aber durch ihre Guanoanhäufungen, die während der Brutzeit einen fest zusammenhängenden Teppich über den ganzen Nistplatz bilden, haben sie alle Vegetation von dem Boden verdrängt, der im übrigen für das Wachstum der Pflanzen gute Bedingungen zu bieten scheint.

Aira antarctica
Orléans-Kanal. Fast natürl. Grösse

Es gibt aber doch einzelne Punkte mit reicherem Pflanzenleben. Auf einem der Werder, der nicht nach Geschmack der Pinguine zu sein scheint, und an den Felsabhängen, die nach der Sonnenseite gelegen sind, finden wir die einzigen Oasen in dieser öden Region von Meer und Eis und kahlem Gestein. Eine grünlich-braune Matte fesselt hier schon von weitem den Blick des Beschauers. Sie ist in erster Linie aus allerlei verschiedenen Blattmoosen zusammengesetzt, unter denen die Polytrichum-Arten eine bedeutende Rolle spielen. Verschiedene zierliche Lebermoose und einige Flechten, darunter eine, die viele Ähnlichkeit mit der nordischen Renntierflechte hat, wachsen auch zerstreut zwischen den vorherrschenden Massen der Blattmoose. Wenn man Glück hat, kann man vielleicht auch ein Exemplar der einzigen phanerogamen Pflanze antreffen, die in der Antarktis vorkommt, nämlich ein kleines büscheliges Gras, Aira antarctica.

Kärglich und hart ist das Leben der antarktischen Landpflanzen. Einen grossen Teil des Jahres fegen die einander schnell ablösenden Winterstürme mit unerhörter Kraft über die oft schneefreien bewachsenen Stellen hin, während des Sommers ist das Wetter oft stürmisch und rauh bei bewölktem Himmel, vereinzelt nur sind die sonnigen, schönen Tage, die den Pflanzen in ihrer Entwicklung förderlich sind. Nur selten haben sie Gelegenheit, ihre empfindlichen Befruchtungsorgane zu entfalten, in den meisten Fällen müssen sie sich mit einer Fortpflanzung auf geschlechtslosem Wege begnügen. Es ist deswegen eine angenehme Über-

Eiersammeln in einer antarktischen Kolonie

raschung für den Sammler, zuweilen einmal ein Moos mit einer ausgebildeten Frucht zu sehen.

Auf allen Teilen der Erde besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der Üppigkeit der Vegetation und der Entwicklung der Insektenwelt. Arm wie die Pflanzenwelt, ist daher auch die Insektenfauna der Antarktis. Eine kleine flügellose Fliege, kleine Poduriden, die zwischen den Moosen leben, und schliesslich einige Arten von Akariden, spinnenartige Tiere von der Grösse eines Stecknadelkopfes, die in dichten Haufen in den Felsspalten sitzen, das ist alles, was die Antarktis an wirklichen Landtieren aufzuweisen hat.

Ich kann das Kapitel über unsern letzten Aufenthalt im Orléans-Kanal nicht schliessen, ohne mit einigen Worten einen

Fang von praktischer Bedeutung zu erwähnen, der dort gemacht wurde. Auf mehreren kleinen Inseln trafen wir nämlich recht ansehnliche Pinguinkolonien an, die aus einer einzigen Art, Pygoscelis antarctica, bestanden. Hier ging die Zeit des Eierlegens jetzt zu Ende, und wir benutzten jede Gelegenheit, um unsern Proviantvorrat mit dieser leckeren Ware zu bereichern. Einmal wurde eine ganze kleine Bootsladung an Bord befördert und mehrere Fässer wurden mit Eiern gefüllt, die wir in Salz verpackten.

Die Pinguineier sind ungefähr von der Grösse eines Gänseeis. Beim Kochen gerinnt das Weisse zu einer fast glasklaren (nicht wie bei dem Hühnereiweiss porzellanweissen) Masse, ein Umstand, der manch einen anspruchsvollen Tischgast ein wenig stutzig machte. Aber die Pinguineier sind in hohem Grade geniessbar, auch in gekochtem Zustand, und haben nicht den scharfen Beigeschmack, der z. B. die Eiderganseier weniger appetitlich macht. Der reichliche Vorrat an frischen Eiern beeinflusste unsere ganze Speisenbereitung. Der Koch und der Steward wetteiferten beständig, neue Gerichte aufzutischen; fast jeder Tag führte eine angenehme Überraschung in Form einer neuen Omelette oder eines leckeren Gebäckes mit sich.

Künftigen antarktischen Expeditionen, namentlich solchen, die zu überwintern gedenken, kann man nicht kräftig genug empfehlen, rechtzeitig eine Pinguinkolonie aufzusuchen und sich dort mit einem reichlichen Eiervorrat zu versehen.

Pfeilerförmige Klippen bei der Pendleton-Insel

IX.

Der Weg versperrt.

Gegen 3 Uhr am Nachmittag des 5. Dezembers war die Kartierung des Orléans-Kanals beendet. Duse, der mit dem Kapitän auf der Kommandobrücke gestanden und Arbeiten mit den Azimutkompassen unternommen hatte, machte seine Skizzenbücher zu und packte seine Instrumente ein.

„Die Sache ist klar!" sagte er ganz einfach.

Der erste Heizer stand unten auf Deck und schwatzte mit Karl Andreas Andersson, der über Schlammsiebe und Behälter gebeugt stand.

„Karlsen!" rief der Kapitän ihm von der Brücke zu, „jetzt gehen wir nach der Winterstation."

Der Angerufene sah auf, nickte und lachte zufrieden.

Diese kleine Episode steht mir noch deutlich in der Erinnerung, verbunden mit dem Eindruck eines schönen, antarktischen Sommertages.

Das Meer lag spiegelglatt da. Fern im Norden, jenseits des breiten Sundes, tauchte, wahrscheinlich infolge einer Luftspiegelung, die schneebedeckte Alpenlandschaft der Livingstone-Insel auf. Nach dem Louis-Philippe-Lande zu lag dichter Nebel, aber

durch einen schmalen Streif hoch oben in der Nebelwand schimmerte ein sonnenbeschienener Felsabhang.

Die letzten Tage waren eine köstliche Arbeitszeit gewesen mit herrlichem Wetter und reichlicher Beschäftigung nach verschiedenen Richtungen hin. Schöne Schleppzüge, reiche botanische Ausbeute, wichtige geologische Funde und eine vollständige Kartenaufnahme des kritischen Gebiets hatten sie uns beschert. Das geographische Problem, wie sich der Orléans-Kanal zu dem Belgica-Kanal verhält, hatte unser Interesse derartig in Anspruch genommen, dass wir erst jetzt, nachdem das Rätsel gelöst und die Spannung überstanden war, eine lebhafte Vorstellung davon erhielten, dass die Wiedervereinigung mit den Kameraden auf Snow Hill nahe bevorstehend war.

Wir würden zu ihnen kommen als ersehnte Überbringer der Post aus der Heimat, wie allerlei Neuigkeiten aus der Aussenwelt. Wir würden ihnen auch Bericht erstatten über unsere Winterfahrten mit der „Antarctic", die auf das angenehmste verlaufen waren und ein reiches Resultat ergeben hatten. Mit Spannung würden wir ihrer Schilderung von dem einsamen Leben während der Überwinterung, von den Schlittenfahrten und den Observationsarbeiten lauschen. Wir hofften, dass alle Besorgnisse um ihr Wohlbefinden sich unbegründet erweisen und dass es ein nach jeder Richtung hin schönes Wiedersehen werden würde.

Wir waren auch bereit, sie an Bord mit offenen Armen zu empfangen. Am Vordertopp der „Antarctic" hingen frische Schafkeulen und wilde Gänse vom Feuerland, Leckerbissen, mit denen wir sie bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit bewirten wollten. Mit grünen Zweigen von der ewig grünen feuerländischen Buche sollte Nordenskjölds Kajüte geschmückt werden, als Gruss aus dem Lande, nach dem er seine erste Forschungsreise gerichtet hatte.

In zwei bis drei Tagen hofften wir dort unten zu sein.

Nachdem wir einen südlichen Sturm im Schutz des Louis-Philippe-Landes abgewartet hatten, näherten wir uns am Vormittag des 7. der nördlichen Mündung des Sunds zwischen der Joinville-Insel und dem Festlande, der jetzt der Antarctic-Sund heisst. An der Backbordseite in der Bransfield-Strasse sahen wir grosse Felder von Packeis; die offene Küstenrinne, in der wir entlang dampften, wurde enger und enger, bis der Eisrand vor Mount Bransfield hart an das Land herantrat. Der Weg in den Sund

hinein schien hier völlig verrammelt, wohin das Auge fiel, überall dichtes Eis, nur hinter uns ein schmaler Rückzugsweg, der sich freilich jeden Augenblick an der Stelle zu schliessen drohte, wo sich ein Eisberg fast bis an das Ufer heranschob. Es schien, als bliebe uns nichts anderes übrig, als umzukehren und uns um die Aussenseite der Joinville-Insel herum einen Weg zu suchen.

Vorher wollten wir uns aber gern durch eine Rekognoszierung an Land eine bessere Übersicht über die Eisverhältnisse im Antarctic-Sunde verschaffen. Wir setzten deswegen das Boot aus, und Karl Andreas, Skottsberg und ich ruderten mit zwei Mann

Nordküste des Louis Philippe-Landes

unterhalb Mount Bransfield an Land. Nachdem wir an einem ziemlich hohen Eissockel hinaufgeklettert waren, gingen wir quer über einige mit grossen Steinblöcken überstreute Kieshöhen (Moränenwälle), die von dem Gletschereis zusammengeschoben waren und deren Material wahrscheinlich den aus dem Landeise aufragenden Berggipfeln (Nunataks) entstammt, die den Namen Mount Bransfield tragen. Skottsberg blieb hier, um Moose und Flechten zu sammeln, während Karl Andreas und ich weiter über das Inlandeis, sundeinwärts wanderten.

Die Schneeschmelze, die nach älteren Schilderungen in den Südpolargegenden unbedeutend ist, konnte man hier überall beobachten. Die harte Schneefläche des Inlandeises war an vielen

Stellen mit förmlichen Eiswällen bedeckt, und an den Moränenwällen entlang sprudelten Schmelzbäche durch die Schneeschanzen hindurch.

Das Inlandeis war mit zahlreichen, lotrechten Spalten durchsetzt, die hier nur ausnahmsweise mehr als einen Meter breit waren. Die Vorsicht gebot uns jedoch, sehr behutsam vorzugehen, da die Spalten sich in der Regel unter verräterischen Schneebrücken versteckten. Wir untersuchten das Terrain mit den Holzstäben, und wenn diese durch die Schneebrücken hindurchstiessen, stürzten grosse Schollen der hartgefrorenen Schneekruste mit einem dumpfen Gerassel in den Abgrund. Beugte man sich nun über die Kluft, so konnte man dort unten unter dem Schneegewölbe die schönsten tiefblauen Eiswände erkennen, die sich in einem konturenlosen Dunkel in der Tiefe verloren.

Nachdem wir ein paar Undulationen der wellenförmigen Eisoberfläche passiert hatten, gewannen wir von einem dritten Höhenrücken herab freie Aussicht über den Sund. Hier ward mir nun zum ersten Male der Anblick zu teil, der später während der einsamen Tage unserer unfreiwilligen Überwinterung von einem etwas südlicher gelegenen Punkte aus noch viele, viele Male meinen Blicken begegnen sollte.

Das Landschaftsbild wurde im Norden, nach der Bransfield-Strasse zu, von der flachen, ebenen Schneekuppel der d'Urville-Insel abgeschlossen. Von dem Punkte aus, wo wir jetzt standen, erschien dieser niedrige Eishügel uns wie eine vorspringende Landzunge der Joinville-Insel; aber auf unsern Ausflügen während der nächsten Wochen an die Nordküste der letztgenannten Insel konnten wir feststellen, dass dieser Hügel eine kleine, selbstständige, mit einer ganz ebenen, nach dem Meere zu abfallenden Eisdecke überzogene Insel ist, die von uns nach dem französischen Entdeckungsreisenden benannt wurde, der die erste Karte von dieser Küste gezeichnet hat.

Die Begrenzung des Antarctic-Sundes nach Osten zu wird von der Joinville-Insel und den flachen Schneekuppen der Dundee-Insel gebildet, deren weiche Rundungen von aufragenden Felsspitzen unterbrochen werden, die jedoch ebenfalls alle mit Schnee bedeckt sind.

In dem südlichen Teil des Sundes liegen drei Inseln so verteilt, dass sie diese südliche Mündung in drei Einläufe nach der Erebus- und der Terrorbucht zu zerteilen. Zwei von den In-

seln, die dicht neben einander liegen und von dem Festlande durch einen ganz schmalen Sund getrennt werden, tauften wir die Argentina-Inseln (die Uruguay-Insel und die Irizar-Insel), nach dem Lande, das unserer Expedition eine so kräftig helfende Hand reichte.

Die dritte Insel nimmt die Mitte des Sundes zwischen den Weihnachtsinseln und der Dundee-Insel ein. Ihre Form ist sehr charakteristisch mit hohen, senkrecht abfallenden Ufern und einem niedrigen, konischen Gipfel. Es gibt mehrere Inseln von gleichem Aussehen in diesen Gegenden, z. B. die Bridgeman-Insel in dem nordöstlichen Teil des Bransfield-Bassins, die Paulet-Insel und mehrere kleinere in dem nördlichsten Teil des Kronprinz Gustav-Sundes nördlich von der Vega-Insel. Alle bestehen sie, was in einigen Fällen durch eine direkte Untersuchung, in andern nur von weitem mit dem Fernrohr festgestellt wurde, aus vulkanischem Material, Basalt und Tuff. Bringt man diese Erfahrung in Zusammenhang mit ihrer Form, die immer mehr oder weniger an einen Vulkankegel erinnert, so könnte man sich versucht fühlen, in diesen Bergen wohlerhaltene Vulkane zu sehen. Eine umfassendere geologische Untersuchung ergibt jedoch, dass diese kleinen Inseln (vielleicht mit Ausnahme der isoliert gelegenen, von einer grossen Meerestiefe umgebenen Bridgeman-Island) nur Überreste einer jetzt zerstückelten, ehemals wahrscheinlich aber zusammenhängenden, grossen vulkanischen Formation sind, die auch das Gestein auf den Argentina-Inseln und dem zunächst liegenden Teil des Festlandes bildet, und aus der auch die grossen Vega- und Ross-Inseln aufgebaut sind. Möglich, wenn auch nicht ganz sicher, ist es auf der andern Seite, dass diese kleinen charakteristischen Inseln die Eruptionsstellen vulkanischer Produkte, Krater, sind, um die sich die Basaltmassen des Meeres angesammelt haben, die infolge ihrer grösseren Widerstandskraft der Zerstörung besser zu trotzen vermögen. An diese Gruppe kleiner, aufragender Vulkaninseln mit steil abfallenden Ufern schliesst sich in Bezug auf die Form auch die Cockburn-Insel an, wenn diese auch zum grösseren Teil aus losen Sandsteinschichten besteht, auf denen ein Kegel aus Basalt und Tuff ruht.

Die kleine Insel in der südlichen Mündung des Antarctic-Sundes, die den Anstoss zu den obigen geologischen Betrachtungen gegeben hat, liegt ganz frei und kann infolge ihrer hohen, leicht

erkennbaren Form auch aus bedeutender Entfernung erkannt werden. Es muss daher diese Insel gewesen sein, die Dumont d'Urville gesehen und unter der Bezeichnung Rosamel-Insel auf seiner Karte in den Sund zwischen der Joinville-Insel und dem Louis-Philippe-Lande vermerkt hat.*)

Vorüber an den Weihnachtsinseln und der Rosamel-Insel hatten wir eine freie Aussicht in die Erebus- und Terrorbucht hinein, die als blendend weisse Eisfläche dalag, ohne einen einzigen erkennbaren Streifen offenen Wassers. Auch der Antarctic-Sund war nördlich von den kleinen Inseln zum grössten Teil mit grobem Packeis angefüllt, aber unterhalb der Joinville-Insel lagen einige grosse offene Stellen, von denen sich schmale Arme durch das Packeis bis nach Bransfield hinaufstreckten, wo die „Antarctic" jetzt lag. Man musste daher annehmen, dass, wenn man sich auch den Weg in den Sund hinein bis an die Rosamel-Insel erzwingen konnte, das Eis von dort an, golfeinwärts, unbewegbar dicht lag.

Als wir am Nachmittag gegen 4 Uhr wieder an Bord gekommen waren und dem Kapitän das Ergebnis unserer Rekognoszierung mitgeteilt hatten, beschloss er, sich den Weg in den Sund hinein zu erzwingen.

Sobald es sich um einen wirklich ernsten Kampf mit dem Eise handelte, stieg Larsen immer selbst in die Aussichtstonne hinauf und übernahm persönlich das Kommando. Es herrschte unter den Steuerleuten und Matrosen die ungeteilte Meinung, dass er in ganz überlegener Weise mit den Eisschollen Billard spiele. Nie war er so in seinem Element, wie da oben in der Tonne. Einen langen, braunen Shawl um den Hals geschlungen, die Pelzmütze über die Ohren gezogen, kühn und wettergebräunt, guckte er über den Rand der Tonne hinaus. Er ist in beständiger Bewegung. Bald muss er mit dem Fernrohr einen Weg zu einer weit entfernt gelegenen Wake erspähen, bald berechnet er die nächsten Stösse gegen die Eisschollen, die sich an dem Bug auftürmen, bald hängt er über dem Rand der Tonne, sein ganzes Interesse auf einen verräterischen Eissockel gerichtet, der unter dem Hinterteil des Schiffes zum Vorschein kommt und den Propeller bedroht. Er schlägt

*) »L'île haute, qui semblait occuper la moitié du canal laissé entre les deux grandes terres, reçut le nom d'île Rosamel.« Dumont d'Urville, Voyage au Pôle Sud; Tome II, p. 148.

auf die Glocke, die in den Maschinenraum führt, und der zweiflügelige Propeller steht augenblicklich. Das Schiff ist an dem Eissockel vorübergeglitten, die Gefahr ist überstanden. Zwei Glockenschläge, und der Propeller setzt sich wieder in Bewegung. Die Kommandorufe für den Steuermann folgen schnell aufeinander und das Rad dreht sich fast ununterbrochen. „Hart Steuerbord!" — „Leicht Steuerbord!" Jetzt ertönt ein Glockenschlag, die Maschine steht, und lautlos gleitet das Schiff durch die kleine offene Fläche gegen die sperrende Eisscholle. Es dreht und bohrt mit Krachen und Getöse den Bug einige Dezimeter in den Rand der Eisscholle hinein. Der Stoss läuft wie ein

Die Rosamel-Insel

Zittern durch den ganzen schweren Rumpf und pflanzt sich bis in den Grossmast fort, wo sich die Tonne in schwankende Bewegung setzt.

Aber die Eisscholle liegt noch immer da. Das Schiff bockt und nimmt einen neuen Anlauf. Jetzt dreht sich die Scholle und wird ein wenig bei Seite gedrängt. Die kleineren Eisstücke rings umher tanzen lustig herum, das Wasser um sie her siedet und sprudelt. Der dritte Anlauf gelingt vollständig, die Eisschollen krachen und fliegen zu beiden Seiten des Schiffes, das sich durch das Eis hindurcharbeitet.

Allmählich kommen wir in weniger fest gepacktes Eis hinein und erreichen schliesslich die grossen offenen Wasserflächen

unterhalb der Joinville-Insel. Gegen 9 Uhr abends langten wir unten an den kleinen Inseln an, wo jedoch unser Weg völlig versperrt wurde durch dichte Packeismassen, die den Golf anfüllten, soweit man von der Tonne aus einen Überblick hatte. Dahingegen lag der östliche Teil der grösseren, südlichen Weihnachtsinsel frei, und hier landete ich spät am Abend, um einige geologische Beobachtungen zu machen. Die Insel erhebt sich ganz senkrecht aus dem Meere mit einem hohen Felsabhang, dessen wüste Unzugänglichkeit wohl mit seinem chaotischen und düsteren Aussehen in Einklang steht: eine aus unregelmässig aufgetürmten Basaltblöcken zusammengesetzte dunkelfarbige vulkanische Tuffmasse, hier und da mit helleren, ziegel- oder schokoladenfarbenen Schichten durchsetzt.

Ganz oben an dem oberen Rand des Abhanges umkreisten zahlreiche Vögel einen Felsvorsprung. Die Entfernung war so gross, dass sie aussahen wie kleine, helle Fliegen, aber an ihrer völlig weissen Farbe und ihrem scharfen, eleganten Flug erkannten wir sie sogleich. Es war ein Schwarm Eiszugvögel (Pagodroma nivea), die offenbar da oben nisteten.

Ein fester Schneesockel am Fusse des Felsabhanges ermöglichte es uns, hier an Land zu steigen. Die Schneeoberfläche war von heruntergerolltem verwitterten Gestein beschmutzt, und ein paar grosse Felsblöcke in der Mitte des Schneeabhanges liessen erkennen, dass der Platz unsicher war. Bei dem jetzt herrschenden ruhigen Wetter plätscherten und rasselten Wassertropfen, Kies und kleine Steine unaufhörlich von dem Felsvorsprung herab. Ich beeilte mich daher, meinen Besuch an diesem ungastlichen Ort schleunigst zum Abschluss zu bringen. Kapitän Larsen war auch besorgt, uns so bald wie möglich wieder an Bord zu nehmen, denn das Treibeis befand sich infolge der Flut in unberechenbar wechselnder Bewegung, die in unruhigen schnellen Wirbeln die Insel umkreiste.

Da wir keine Möglichkeit sahen, in der nächsten Zeit tiefer in den Golf einzudringen, begann Larsen in der Frühe des nächsten Morgens (8. Dezember), sich wieder aus dem Sund herauszuarbeiten, um einen Weg an der Aussenseite der Joinville-Insel entlang zu suchen. Die groben Schraubeismassen lagen jetzt dichter als am vorhergehenden Tage, deswegen mussten wir schwer arbeiten, um die nördliche Mündung des Sundes zu erreichen. Zuweilen ging es nur Zoll für Zoll vorwärts, schliesslich aber

pressten wir uns doch hindurch und fuhren dann im Nebel und Schneegestöber um die d'Urville-Insel und eine Strecke an der Nordküste der Joinville-Insel entlang. In der Nähe von Français Point trafen wir aber wieder auf das dichte Packeis. So war denn auch hier der Weg versperrt. Das einzige, was uns jetzt übrig blieb, war, dem Eisrande zu folgen, der sich hier von der Joinville-Insel nördlich durch den Bransfield-Sund erstreckte, um zu sehen, ob wir nicht irgendwo nach Osten zu eine Öffnung finden und so schliesslich in kreisender Bewegung eine Durchfahrt in südlicher Richtung gewinnen konnten.

In mein Tagebuch habe ich an diesem Tage (9. Dezember) geschrieben:

Die Aussichten, die Winterstation auf östlichem Wege zu erreichen, sind nicht gerade sehr licht. Man sollte in Erwägung ziehen, ob es nicht möglich ist, über Land nach Snow Hill zu gehen, von dem Sund unterhalb der Joinville-Insel oder von Kap Roquemaurel aus.

10. Dezember. Wir konnten am Vormittag einen ostsüdöstlichen Kurs nehmen, fanden aber bald, dass wir nun in eine von dem dichten Packeis gebildete Bucht gelaufen waren. Mussten deshalb nach N W.-N. umkehren. Sehr grobes Schraubeis.

Der Plan, einen Versuch über Land zu wagen, am liebsten von Kap Roquemaurel aus, ist jetzt ernstlich in Erwägung gezogen. Duse wünscht mitzugehen.

Die Elefanteninsel kam am Vormittag deutlich in Sicht.

Gegen 5 Uhr nachmittags legten wir an einer grossen Schraubeisscholle an, um Wasser zur Füllung der Wassertanks einzunehmen. Nach dem Abendbrot unternahm ich eine einsame Wanderung auf dieser sehr unebenen und zusammengeschobenen Eisscholle. Erhielt hier einen starken Eindruck von der öden Stimmung der Eiswelt. Sah eine Schar Pinguine auf einer kleinen Eisscholle. Einige Kaptauben und ein paar Sturmeisvögel (Oceanides) umflatterten den Rand der grossen Eisscholle, und eine Pagodroma kreiste lautlos über dem Eise.

Es liegt eine gedrückte Stimmung über uns allen: wann und wie werden wir unsere Kameraden auf Snow Hill finden?

Während der nun folgenden Tage (11. bis 16. Dezember) lagen wir fest im Packeis, willenlos von diesem getrieben. Ein paarmal löste sich das Eis ein wenig, so dass sich das Schiff einige Stunden lang leise fortbewegen konnte, doch schloss es

9*

sich bald wieder, und oft war die Umarmung so kräftig, dass wir unten in den Kajüten hörten, wie der Rumpf ächzte und stöhnte. Das treibende Eis führte uns langsam in nordöstlicher Richtung mit fort, entfernte uns also mit jedem Tage unserm Ziel mehr und mehr.

Es war nichts dabei zu machen, als sich ruhig in das Schicksal zu finden und diese Tage der Gefangenschaft aufs beste anzuwenden. Unsere Lotungsapparate wurden nun fleissig benutzt, und oft gingen die Drähte mit Kippthermometer und Schöpfgefässen beinahe den lieben langen Tag hindurch auf und nieder in den kleinen Öffnungen an den Seiten des Schiffes. Diese Lotungen bildeten eine wertvolle und belehrende Fortsetzung zu unsern früheren Untersuchungen der eigentümlichen Hydrographie des Bransfield-Bassins.

Am 10. hatten wir 1187 m Tiefe gelotet, und die niedrige Grundtemperatur bewies, dass wir uns noch immer in dem genannten Bassin befanden. Zwei Tage später loteten wir um 7½ Uhr des Morgens 1055 m, einige Stunden später erreichten wir bei einem Planktonzug mit dem Vertikalschöpfnetz den Boden schon in einer Tiefe von 873 m. Um 2½ Uhr nachmittags betrug die Tiefe 638 m, und am Nachmittag des folgenden Tages 625 m. Es war ganz klar, dass wir über die unterseeische Schwelle trieben, die das kalte Bassin von dem offenen antarktischen Meere absperrt. Eine besonders angenehme Bestätigung dieser Annahme ward uns zwei Tage später (am 15.), als wir auf dem 61° 35′ s. Br. und dem 53° w. L. auf eine Tiefe von 1631 m mit —0,4° Bodentemperatur stiessen. Wir hatten nun die Schwelle des Bransfield-Bassins passiert und befanden uns auf dem Abhang zu dem antarktischen Tiefwasser, dessen niedrigste Grundtemperatur —0,4° beträgt.

Während dieser Gefangenschaft im Packeise beschäftigten wir uns auch mit den Vorbereitungen zu der Schlittenfahrt nach Snow Hill. Alle waren bereit, nach besten Kräften zu helfen, um uns, die wir das Schiff verlassen wollten, so gut wie möglich auszurüsten. Der dritte Steuermann besserte unsere Schuhe aus, der Schmied versah den Schneeschuhschlitten mit frischem Beschlag, der Segelmacher nähte Brotsäcke, der Steward schaffte Proviant herbei usw.

Jetzt waren wir uns auch ganz im Klaren in Bezug auf den Plan zu unserer Reise. Sobald wir aus dem Eise herauskamen,

wollten wir auf dem Louis-Philippe-Land einen passenden Ausreisepunkt suchen. Hier sollte die Schlittenpartie, die aus mir, Duse und dem sich freiwillig stellenden Matrosen Grunden bestand, mit der nötigen Ausrüstung an Land gesetzt werden. Wir sollten versuchen, über Land eine Verbindung mit Snow Hill herzustellen und in dem Falle, dass es der „Antarctic" bis zu einem verabredeten Tage nicht gelingen sollte, bis an die Winterstation vorzudringen, Nordenskjöld und seine Kameraden an unsere Ausreisestelle führen, wohin die „Antarctic" gegen Ende des Sommers zurückkehren würde, um uns abzuholen.

Nur in Bezug auf den Ausgangspunkt für unsere Schlittenfahrt waren wir uns noch unschlüssig. In der Gegend von Mount-Bransfield hatten wir Aussicht, einen grossen Landungsplatz zu finden und das Inlandeis bildete hier an dem Antarctic-Sund ebene, flache Rundungen, die förmlich zu Schlittenfahrten einluden.

Aber noch ein anderer Punkt, von dem aus die Entfernung bis Snow Hill bedeutend kürzer ist, lockte uns, nämlich eine Bucht an der Mündung des Orléans-Kanals, südlich von Kap Roquemaurel. Während der Kartierungsarbeiten hatten wir beobachtet, dass das Inlandeis im Gegensatz zu dem sonst bergigen und stark zerklüfteten Terrain von dem inneren Teil der genannten Bucht leise und gleichmässig zu einer ebenen Passlinie anschwillt. Dies alles schien uns anzudeuten, dass das Land hier sehr schmal und ziemlich niedrig ist, wie auch, dass das Landeis sich in ebener Wölbung von einem Ufer zum andern erstreckt. In Anbetracht dieser Verhältnisse waren wir sehr geneigt, einen Start von der Bucht südlich von Kap Roquemaurel aus zu unternehmen.

In der Nacht zum 17. wurde das Eis so dünn, dass wir schon am Morgen anfangen konnten, uns nach dem offenen Wasser im Westen hindurchzuarbeiten. Um die Mittagszeit stiessen wir auf eine Tiefe von 424 m, ein Beweis, dass wir wieder die Unterseeschwelle passierten, diesmal bei der Einfahrt in das Bransfield-Bassin, und am folgenden Tage loteten wir in einer Entfernung von zehn Seemeilen, östlich von der kleinen, steil abfallenden Bridgeman-Insel die grösste von uns festgestellte Tiefe, 1511 m.

Am Abend des 19. waren wir wieder unten an der Nordküste der Joinville-Insel. Der Eisrand lag hier jetzt ebenso undurchdringlich wie bei unserm ersten Besuch elf Tage früher,

er hatte sich sogar ein wenig weiter nach Westen zu verschoben. Dieselbe beunruhigende Erfahrung machten wir bei einer erneuten Rekognoszierung der Eisverhältnisse im Antarctic-Sunde. Schon ein gutes Stück nördlich von dem Punkt, wohin wir am 7. gelangten, ward jetzt unser Weg durch unpassierbares Eis versperrt. Hatten bisher noch Zweifel in Bezug auf die Notwendigkeit eines Versuches, über Land zu gehen, geherrscht, so schwanden diese jetzt vollständig bei dem Anblick der undurchdringlichen Packeisdecke, die über der Erebus- und Terrorbucht lag.

Wir blieben während des ganzen Weihnachtsfestes hier ruhig im Eise liegen; es waren Weihnachtstage unter blendender Mittsommersonne, aber in düsterer Feststimmung. Tag für Tag hatten wir dasselbe wolkenlose, windstille Sommerwetter mit ausserordentlich klarer Aussicht über das lichtgesättigte Packeisfeld und die Eisabhänge am Ufer. Von der Aussichtstonne aus konnten wir ganz unten am südlichen Horizont die Cockburn-Insel sehen. Die Entfernung war so gross, dass die schroff abfallende Küste nicht sichtbar war, dahingegen waren das Plateau und der konische Berggipfel deutlich zu erkennen. Die Cockburn-Insel, das war ja fast dasselbe wie Snow Hill, nur zwei Meilen von der Winterstation entfernt. Jedesmal, wenn unsere Kameraden dort unten in ihrem Wohnhause zum Fenster hinaussahen oder aus dem Stationshause traten, mussten sie diesen gewaltigen Bergkegel an der Mündung des Admiralitäts-Sundes erblicken. Als wir nun hier oben in der Tonne standen und den kleinen dunkeln Fleck anstarrten, der dort unten in weiter Ferne aus dem endlosen Weiss aufragte, empfanden wir noch tiefer die Bitterkeit unserer Ohnmacht. Beständig hatten wir, seit dieser Kampf mit dem Eise begann, auf eine Veränderung gehofft, auf eine Öffnung im Eise, einen Weg nach Süden, so dass wir wenigstens alle mit einander Weihnachten feiern konnten. Jetzt aber hielt uns hier wieder die Macht des Feindes gefangen, unser Ziel lag fast innerhalb unseres Gesichtskreises, wir waren zu tatenlosem Stillliegen verdammt, die Tage schwanden dahin, und die Sonne, deren Nachtbahn jetzt verschwindend kurz war, überschritt bereits ihren Kulminationspunkt.

Aus den frischgrünen Buchenzweigen, die wir aus dem Feuerlande mitgenommen hatten, um Nordenskjölds Kajüte zu schmücken, wand Skottsberg jetzt Guirlanden, die er in Erinnerung an unsere grünen Weihnachtsbäume um die Lampen in der

Offiziersmesse hängte. Hier versammelte sich am heiligen Abend die ganze Schiffsbesatzung. Larsen brachte in ein paar warmherzigen Worten das Wohl der Kameraden auf Snow Hill aus, und wir sassen noch lange bei Gesang und fröhlichem Geplauder zusammen. Aber im Grunde war es ein trauriges Weihnachtsfest, darüber konnten wir uns nicht hinwegtäuschen.

Der Gedanke an die bevorstehende Schlittenfahrt war der einzige Lichtblick in diesen Tagen. Die Ausrüstungsarbeiten näherten sich ihrem Ende, und am zweiten Weihnachtstag kämpften wir uns wieder in nördlicher Richtung aus dem Eise heraus, um an der Mündung des Orléanskanals einen Platz zur Ausreise zu wählen.

In der Nähe gesehen, stellte es sich indes heraus, dass das Inlandeis an der genannten Küste südlich von Kap Roquemaurel besonders schwer zugänglich war, und als wir nach eingehender Rekognoszierung keinen geeigneten und sicheren Platz für die Errichtung eines Proviantdepots finden konnten, mussten wir den Gedanken fallen lassen, unsere Fahrt von hier aus anzutreten, und wieder in den Antarctic-Sund zurückkehren. Auf der Fahrt dorthin legte ich am 28. Dezember in der verabredeten Poststation auf der Astrolabe-Insel ein neues Schreiben mit einem Bericht über die Ereignisse der letzten Wochen nieder. Die Signalstange wurde jetzt rot angestrichen, damit sie sich von dem weissen Schnee wie von dem schwarzen Felsen abheben sollte, und an die senkrechte Bergwand auf dem Vorgebirge, auf dem die Stange steht, malte ich mit derselben roten Farbe einen grossen runden Klecks.

Am nächsten Vormittag (den 29. Dezember) rekognoszierten wir die Küste nördlich von Mount Bransfield, fanden aber auch hier keinen guten Landungsplatz. Wir fuhren deshalb an Mount Bransfield vorüber in den Sund hinein, um die Verhältnisse an der Bucht zu untersuchen, die Kapitän Larsen während der ganzen Zeit befürwortet hatte.

Vom Landeise her kamen jetzt jedoch schwere Böen auf uns herabgestürmt, verhinderten die geplante Landung und zwangen uns, das Schiff in langsamer Fahrt im Schutze des Ufers entlanglaufen zu lassen. Um 6 Uhr nachmittags flaute indes der Wind ab, so dass wir ein Boot herablassen konnten. Mit dem grössten Teil der Schlittenausrüstung und allerlei Depotproviant begab ich mich jetzt an Land. Das Boot sollte dann zurück-

kehren, um Duse und Grunden sowie den Rest der Bagage abzuholen.

Während wir quer über die Bucht ruderten, hatte ich Gelegenheit, mich ein wenig genauer umzusehen.

Im Grunde der Bucht, die sich einige Kilometer südwestlich in das Land hineinschiebt, mündet ein schöner Talgletscher, zu beiden Seiten von steilen, scharfzackigen Felsen eingerahmt. An der nordwestlichen Seite der Bucht wird die Küste von dem Ausläufer des Inlandeises, einer steilen, mit Rissen und Klüften durchsetzten Eiswand, gebildet, aus der nur in ganz vereinzelten Punkten Felspartien aufragen. Das gegenüberliegende Ufer der Bucht zeugt von einer ganz andern Natur. Das Landeis senkt sich hier mit ganz sanftem Abfall auf ein schneefreies hügeliges Vorland herab.

Auf diesem schneefreien Tieflande wollten wir unser Proviantdepot errichten und dann die Schlittenfahrt über das Landeis antreten.

Als wir näher kamen, sahen wir, dass alle Hügel mit Vogelscharen bedeckt waren, und bald führte uns der Landwind nicht nur das Getöse von Tausenden von krächzenden und schreienden Pinguinen zu, sondern auch die verpestete Luft, die solchen grossen Kolonien eigen ist.

Auf dem nach dem Sunde zu gelegenen Ufer des Flachlandes entdeckten wir eine kleine Bucht, wo wir an dem Strandeis anlegen und unsere Sachen mit Leichtigkeit an Land schaffen konnten. Das Boot kehrte sofort wieder um, und einsam am Strande zurückbleibend, machte ich in Erwartung der nächsten Ladung eine Wanderung ins Inlandeis hinauf.

Zweifelsohne war ich der erste menschliche Friedenstörer in dieser zahlreichen Vogelgesellschaft.

Dem Strande zunächst nisteten in zerstreuten Gruppen phlegmatische, gutmütige Papua-Pinguine, die mit ängstlichem Zischen gutwillig auswichen, als ich ganz in die Nähe ihrer Nester kam. Ihre Jungen, die schon recht ausgewachsen waren, sahen sehr zierlich aus in ihrem feinen, schwarzweissen Daunenkleide, das in Bezug auf die Verteilung der Farben ganz mit dem Federgewand der Alten übereinstimmte.

Oben auf den mit grossen Steinblöcken bestreuten Hügeln weiter landeinwärts, herrschte dahingegen ein kampflustiges, cholerisches Geschlecht. Es waren Tausende und aber Tausende

von Adeliae-Pinguinen, die in mächtigen, dichten Haufen brüteten. Ihre Jungen waren noch ganz klein, jämmerlich hässliche, graubraune Tierchen. Als ich in einen Heckplatz hineingeriet, stürzten sofort die alten Pinguine auf mich los mit eifrigem heiseren Geschnatter, die aufgeregtesten hackten mir mit ihren Schnäbeln in die Beine und brachten meinen hohen Schnürstiefeln tiefe Schrammen bei.

Bald war ich auf den Rand des Landeises gelangt. Kleine Schmelzgerinsel sickerten den Schneeabhang hinab. Wo die Oberfläche des Eises entblösst dalag, machte es oft einen porösen Eindruck, eine Folge der dicht nebeneinander liegenden vertikalen Schmelzlöcher, die einen Durchschnitt von einigen Zentimetern hatten und verhältnismässig tief waren. Sie waren zum Teil mit Wasser angefüllt, und auf ihrem Boden lag eine kleine Menge dunkel gefärbten Stoffes. Offenbar sind diese Schmelzlöcher identisch mit den „Kryokonitlöchern", die A. E. Nordenskjöld in dem grönländischen Inlandeis beobachtet hat.

Sowohl an den Rändern der Schmelzgerinsel wie in der Umgebung der erwähnten kleinen Löcher hatten die Schnee- und Eismassen eine mehr oder weniger kräftige rosenrote Färbung, die offenbar durch mikroskopische Schneealgen *) erzeugt wird. Es war dies das erste und einzige Mal während unserer Expedition, dass wir auf dem antarktischen Landeise „roten Schnee" beobachteten.

Als ich über den steilsten Teil des Abhanges zu einem kleinen, aus dem Eise aufragenden Moränenrücken hinaufgelangt war, konnte ich sehen, dass das Landeis sich ziemlich gleichmässig mit kleinen Wellenlinien in südwestlicher Richtung an einem hohen, pyramidenförmigen Nunatak hinzog. Dies erschien mir als gutes Omen für den Anfang unserer Fahrt.

Unter mir lag nun das schneefreie Flachland ausgebreitet mit seinen steinigen Hügeln und dem Gewimmel von unzähligen beweglichen Punkten, deren tausendstimmige Laute wie ein wirres Gemurmel an mein Ohr drangen.

Zwischen den Hügeln bemerkte ich jetzt auch einen kleinen See, der zum grössten Teil mit Eis bedeckt war, nur um den Ablauf war ein Stück offen geblieben. Es würde sich schon lohnen, dort einen Versuch mit einem Planktonnetz zu machen,

*) Nach Professor G. Lagerheims Bestimmung die gewöhnliche Schneealge Sphaerella nivalis.

vielleicht würde man damit die ersten antarktischen Süsswasserorganismen ans Licht befördern! Da war gar vieles an diesem Ort, was den Naturforscher lockte.

Aber die Pflicht mahnte uns jetzt, ohne Zögern dem Unbekannten entgegenzuziehen, in die Eiswüste einzudringen.

Draussen auf der Bucht sah ich das Boot mit den Kameraden zurückkehren. Bald hatten wir unsere Ausrüstung glücklich an Land geschafft. Andreassen, der das Boot führte, half uns mit seinen Matrosen die schwersten Kolli, das Brotfass usw. an den Platz zu befördern, wo wir unser Depot aufzuschlagen gedachten. Dann wünschten sie uns Glück für unsere Fahrt, stiegen ins Boot und stiessen vom Ufer ab.

Wir hatten noch eine Weile mit der Errichtung des Depots zu tun. Nachdem alle Vorräte sorgfältig mit einer alten Schiffspersenning zugedeckt und mit Stricken und Steinblöcken befestigt waren, beluden wir unsern Schlitten und schirrten uns davor.

Hier, wo wir im Begriff stehen, unsere Schlittenfahrt anzutreten, will ich einen Augenblick verweilen, um in kurzen Zügen unsere Ausrüstung zu schildern.

Alle für die Schlittenfahrt bestimmten Gerätschaften, die bei der Abfahrt aus der Heimat von der Expedition mitgenommen waren, hatten die Gefährten mit nach der Winterstation genommen, da es ganz ausserhalb des eigentlichen Arbeitsplanes lag, weitere Schlittenfahrten zu unternehmen. Aus den uns zu Gebote stehenden Mitteln mussten wir uns nun eine Ausrüstung zusammensuchen, so gut es eben ging.

Die erste Sorge galt einem tüchtigen Schneeschuhschlitten. Ein solcher war für meine Fahrt nach dem Lago Fagnano an Bord hergestellt worden. Er war stark verbraucht durch die Benutzung in den unwegsamen Wäldern des Feuerlandes, ward nun aber mit einem neuen Beschlag aus Bandeisen versehen. Während der ersten Fahrten über den Tauschnee glitt er ganz leicht dahin, aber im Oktober, auf unserer zweiten Fahrt nach Süden, wo wir fast ausschliesslich eine Temperatur von weit unter Null hatten, waren die rostigen Beschläge sehr hinderlich, und der Schlitten bewegte sich sehr schwer über den harten Schnee dahin.

Nach der Heimkehr hat man mich verschiedentlich gefragt, warum wir keine Segeltuchkajaks mitgenommen hätten, die auf dem Schmelzwasser im Meereis von Nutzen hätten sein können. Der Grund lag darin, dass wir nur ein Kajak an Bord hatten

Digitized by Google

und es uns an Material gebrach, noch weitere herzustellen. Bei drei Kajaks hätten wir auch drei Schlitten für je einen Mann haben müssen, doch verfügten wir nur über einen, der für drei Männer bestimmt war. Und schliesslich, mit Kajaks wären wir hier kaum weiter gekommen, wie jetzt ohne solche, denn die Schmelzgewässer waren mit Schneeschlamm angefüllt oder mit dünnem, frisch gefrorenem Eis bedeckt, das freilich oft unter unserer Last brach, auf der andern Seite aber die Benutzung von Kajaks unmöglich gemacht hätte. Es befanden sich verschiedene Paare Schneeschuhe an Bord, so dass wir in der Beziehung nur zu wählen hatten. Die beiden Schlafsäcke aus Guanacofellen, die für Wennersgaard und mich zu der Fagnanoreise angefertigt waren, nahmen Grunden und ich jetzt in Gebrauch, während sich Duse einen ebensolchen Sack aus an Bord befindlichen Guanacofellen machen liess.

Ein Zelt mussten wir auch haben, und hier blieb uns nichts weiter übrig, als mein kleines Privatzelt zu nehmen, das nur für zwei Personen berechnet war. Der Platz war denn auch dementsprechend.

Zur Bereitung unserer Speisen nahmen wir zwei Primusapparate und 10 Liter Petroleum sowie zwei Aluminiumkochtöpfe mit. Diese wurden während des Kochens zusammen mit dem Primusapparat in ein zylindrisches Schutzgefäss, den sogenannten Kochapparat, gestellt, der die Zirkulation der erwärmten Luft um die Kochgeschirre regulierte und das Kochen im Freien bei allen Witterungsverhältnissen ermöglichte.

An Geschirr nahmen wir nur drei Suppenschüsseln aus emailliertem Eisenblech und dazu gehörige Esslöffel mit. Messer, Teller, Tassen, Gabeln und Teelöffel betrachteten wir als überflüssigen, beschwerenden Luxus.

Ausser diesen Ausrüstungsgegenständen hatten wir uns mit einer Menge nützlicher und notwendiger Kleinigkeiten versehen, z. B. einer Mauserpistole mit 50 Patronen, zwei Fernrohren, Schneebrillen, einem Vorrat an Medikamenten, verschiedenen Leinen und Schnüren, Nägeln, Hammer, Zangen, eingelöteten Streichhölzern usw.

Von persönlichen Gebrauchsgegenständen müssen erwähnt werden: verschiedene Schusterwerkzeuge, ein Paar hohe Schnürstiefel und ein Paar besohlte Bandschuhe für jeden Mann. Als Reserve nahm ich für mich noch ein Paar unbesohlte Bandschuhe mit.

In der Bibliothek an Bord befanden sich nur zwei Reisebeschreibungen, die uns als Vorbild für unsere Proviantberechnung dienen konnten: A. E. Nordenskjölds Bericht über die Eiswanderung in Grönland im Jahre 1883, sowie Nansens „Auf Schneeschuhen durch Grönland". An der Hand dieser beiden Werke arbeiteten wir unsern Proviantierungsplan aus, mit dem wesentlichen Unterschied, dass unsere Tagesration bedeutend schwerer (1267 g) berechnet werden musste, als die Nansens (etwa 1 kg), da dieser speziell konzentrierten, wasserfreien Schlittenfahrtproviant verwendete, der uns nicht zu Gebote stand.

Unsere tägliche Ration war folgendermassen zusammengesetzt:

Brot	600 g
Margarine	67 »
Konserven. Fleisch und Fisch	413 »
Zucker	27 »
Kaffee	20 »
Schokolade und Kakao	68 »
Suppe	72 »
Summa	1267 g

Unsere Proviantausrüstung, nach obenstehenden Tagesrationen für drei Mann auf 25 Tage berechnet, stellte sich wie folgt:

Hartes Brot		7	kg
Cakes		1	
Schiffsbrot		35	»
Konserviertes Fleisch		30	
Konservierte Makrele		1	
Margarine		5	»
Zucker		2	
Kaffee		1.5	
Kakao		0.5	
Schokolade		4.5	»
Tee		0.2	»
Getrocknete Konservensuppen	0.6	5.4	
Bouillonkapseln	0,1		
Gedörrtes Obst	1.5		
Gezuckerte Milch	1.0		
Haiergrütze	0.5		
Fruchtgelee	0.7		
Gedörrte Gemüse	1.0		
Salz		0,1	
Kognak		0.5	
Summa		93.7	kg

Unsere ganze Ausrüstung, einschliesslich des Schlittens und der Schneeschuhe, hatte ein Totalgewicht von 240,5 kg.

Wie bereits erwähnt, wurde für etwaigen späteren Bedarf dort, wo wir an Land gingen, ein Proviantdepot errichtet, dessen Zusammenstellung aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

Schiffsbrot	225	kg
Margarine	30	»
Konserviertes Fleisch	95	»
Konservierter Hering u. Fisch	105	»
Zucker	10	»
Kaffee	5	»
Kakao	5	»
Tee	1	»
Konservierte Suppen	35	»
Gedörrtes Obst	3	»
Gezuckerte Milch	8	»
Gerstgrütze	25	»
Getrocknete Gemüse	12	»
Salz	7	»
Summa	566	kg

Dieser Depotproviant war für uns und für die Mitglieder der Winterstation während der Wartezeit auf die Rückkehr der „Antarctic" bestimmt (siehe unten die schriftliche Verabredung mit Larsen), oder genauer, sie war für neun Mann auf zwei Monate berechnet. Durch meine Schuld wurde indes ein geringeres Quantum Brot mitgenommen, als wie es nach diesem Plan veranschlagt war (270 kg nach einer Tagesration von 500 g), und der Mangel machte sich um so fühlbarer, als es meine Absicht gewesen war, einen Extra-Reservevorrat dieses wichtigen Proviantartikels mitzunehmen.

In dem Depot befand sich ausser dem oben aufgezählten Proviant ein grösseres Zelt mit dazu gehörigem Tisch, ein Fass mit 40 Liter Petroleum, ein Bündel kleiner Lichte, fünf Liter reiner, 96prozentiger Spiritus, eine grössere Dose mit Zitronensäurekrystallen, ein Gewehr, ein Blechkasten mit 295 Patronen und ein anderer, ebenfalls verlöteter Kasten mit Streichhölzern. Duse und ich fügten jeder noch einige Reservekleider hinzu.

Um die Dürftigkeit dieser Depotausrüstung recht zu verstehen, muss man die eigentümliche Lage kennen, in der wir uns um diese Zeit befanden. Freilich waren die Eisverhältnisse so ungünstig, dass ein Versuch, über Land vorzudringen, sich als notwendig erwies. Auf der andern Seite aber glaubten wir keinen Grund zu haben, unsere bisherige, optimistische Auffassung von den wissenschaftlichen Arbeitsmöglichkeiten während des Sommers aufzugeben. Eine alte antarktische Erfahrung lehrt, dass

man gerade oft auf relativ eisfreies Wasser von beträchtlicher Ausdehnung stösst, nachdem man einen Packeisgürtel von ansehnlicher Breite durchbrochen hat. Hatten wir selber doch das eisfreie Bransfield-Bassin nach einer langwierigen Arbeit durch das Eis an der Aussenseite der Süd-Shetlands-Inseln erreicht. So hofften wir denn, dass sich dasselbe in dem Gebiet der Joinville-Insel und des Kap Seymour wiederholen würde. Wahrscheinlich entsprachen die groben Packeismassen, die jetzt die Erebus- und Terrorbucht anfüllten, einer bedeutenden eisfreien Fläche weiter südlich. Wir sprachen bei der Trennung hoffnungsvoll von einem Zusammentreffen der „Antarctic" und der Schlittenpartie auf der Winterstation. In diesem Falle würde es sich nach Anbordnahme der Kameraden von der Winterstation darum handeln, ob man den Versuch machen sollte, weiter südlich vorzudringen, mit der Möglichkeit, einzufrieren, wozu dann jede Kleinigkeit von den nicht allzu reichlich bemessenen Vorräten an Proviant und Kleidern dringend erforderlich war. Aus diesem Grunde wollten wir Nordenskjölds Handlungsfreiheit nicht beschränken, indem wir ein grosses und teures Depot errichteten, das bei einer eventuellen Fahrt gen Süden wieder abgeholt werden musste. Nach unserm Programm sollte das Depot nur das allernotwendigste enthalten, nicht mehr, als dass es, falls die Verhältnisse es erforderten, ganz ausser Betracht gelassen werden konnte.

Ehe ich das Schiff verliess, traf ich mit Kapitän Larsen folgende Vereinbarung:

„1. Falls die „Antarctic" die Winterstation erreicht: Hat die Landpartie bis zum 25. Januar die Winterstation nicht erreicht, so muss man annehmen, dass sie den Weg versperrt fand, und muss auf dem Depotplatz nach ihr suchen.

2. Falls die Landpartie die Winterstation erreicht: Hat die „Antarctic" nicht bis zum 10. Februar die Verbindung mit der Winterstation erreicht, so gehen sämtliche dort anwesende Personen über Land nach dem Depotplatz ab. Die „Antarctic" hat dann den Depotplatz zwischen dem 25. Februar und 10. März aufzusuchen; vor dem letztgenannten Tage darf die Nachforschung auf dem Depotplatz nicht ohne zwingenden Grund unterbleiben.

Dies waren die Voraussetzungen, unter denen wir hinausgingen, um über das Inlandeis Snow Hill zu erreichen.

Aufbruch aus dem Lager am 8.—11. Januar.

X.

In einem unbekannten Archipel.

Es war uns nicht möglich, das ganze Gepäck den steilsten Teil des Eisabhanges auf einmal hinaufzuziehen. Wir mussten zweimal fahren, und doch war es noch eine saure Arbeit. Zwei Mann zogen den Schlitten, während der dritte von hinten nachschob. Zuweilen, bei sehr glattem Eis, schwankte und schlingerte der Schlitten, zuweilen fuhr er sich an einer Schneeschanze fest. Da galt es dann, kräftig anzugreifen und gleichzeitig tüchtig zuzustossen. Langsam ging es bergan, und schliesslich hatten wir unser sämtliches Gepäck glücklich an den Ort geschafft, den wir zum Zeltplatz ausersehen hatten. Hier, in einer Höhe von 180 m über dem Meere, fing das Landeis an, sich flacher zu wölben, so dass wir schon am nächsten Tage den Versuch machen konnten, alles auf einer Fuhre zu ziehen.

Das Zelt war aufgeschlagen, und der Primus summte in dem Kochapparat. Ein Gericht warmes Essen sollte uns munden nach dieser ersten harten Arbeit. Im übrigen war es eine Wohltat, in Tätigkeit zu sein nach dem langen Stillliegen im Treibeis. Das Zeltleben ist ja stets frei und fröhlich, hierzu kam aber noch ein Reiz, der uns allen neu war, nämlich das Leben in der freien Luft, hoch oben auf dem weissen Schneelande, das sich unbe-

treten, einsam, weit erstreckend, zwischen scharf gepackten Nunataks dem Unbekannten entgegenwölbt.

Weit draussen im Sunde, unten im Treibeis, konnten wir noch einen kleinen, dunkeln Fleck unterscheiden, die „Antarctic", die sich zwischen den Eisschollen hindurch arbeitete, um einen Weg an der Aussenseite der Joinville-Insel zu finden.

Aber wir hatten jetzt nicht viel Zeit, nach der alten „Antarctic" auszuschauen. Es handelte sich für uns darum, zu sehen, wie wir uns mit unsern Schlafsäcken in dem kleinen Zelt einrichten sollten. Grunden und ich legten uns jeder auf eine Seite, mit den Füssen nach dem Eingang zu, und nachdem Duse die Zeltöffnung zugeschnürt hatte, quetschte er sich mit seinem Schlafsack zwischen uns. Wir waren nun buchstäblich nebeneinander „verstaut", kaum eine flache Hand Raum war von dem Boden des Zeltes frei geblieben, und die Längsseiten des Zeltes bogen sich ganz nach aussen unter dem Druck von Grundens und meiner körperlichen Fülle. Aber wir waren doch froh, dass der Versuch so gut ausgefallen war. Und nun zogen wir die Nachtmützen über die Augen, um uns gegen das Licht zu schützen, denn während all dieser Arbeit war es 4 Uhr morgens geworden.

Gegen 1 Uhr mittags krochen wir, vom Schlaf erquickt, wieder aus unsern Säcken, und ein paar Stunden später hatten wir gekocht und gegessen, das Zelt abgebrochen und die Bagage auf den Schlitten geladen. Die Schneeschuhe wurden oben auf dem übrigen Gepäck befestigt, denn wir waren der Ansicht, dass wir uns auf dem harten, festen Boden besser ohne sie fortbewegen würden.

Während unserer Vorbereitungen an Bord hatten wir befürchtet, dass die Last uns zu schwer werden würde, so dass wir gezwungen sein würden, einen Teil des Proviants unterwegs zurückzulassen. Jetzt stellte es sich heraus, dass wir überall, wo das Inlandeis eben war, ganz gut vorwärts kamen. Über das wellenförmige Terrain ging es natürlich schwerer, aber im ganzen waren wir sehr zufrieden mit dieser unserer ersten Erfahrung im Schlittenziehen.

Unsere Gedanken bewegten sich hauptsächlich um drei Punkte, während wir uns mit unserer Last abmühten: um das gute Essen, das unser harrte, wenn die Tagesarbeit getan war, um Mutmassungen bezüglich der zurückgelegten Entfernung und um die Beschaffenheit des vorliegenden Weges. Nach Ross'

Karte von der Erebus- und Terrorbucht hatten wir berechnet, dass wir einen süd-südwestlichen Kurs nehmen müssten, um an den innersten Teil der Sidney Herbert-Bay zu gelangen. Jetzt grübelten und berechneten wir, wie lange Zeit wir bis dahin gebrauchen würden, und alle Berechnungen gipfelten in dem einen Wunsch, dass wir eine so ebene, günstige Schlittenbahn behalten möchten.

Das Landeis hob und senkte sich in unregelmässigen, flachen Wellen, und hier und da guckten dunkle, schneefreie, spitze oder scharfgezackte Berggipfel aus der Eisdecke hervor. Quer vor uns lag ein Schneerücken, höher als die vorhergehenden. Es ging eben bergan, und wir mussten oft Rast machen. Aber schliesslich waren wir nahe am Gipfel und eine neue Aussicht breitete sich vor uns aus: Ferne Felsketten und flache Schneekuppen, von dunkeln Bergabhängen begrenzt. Aber — was war denn das da unten? — Wir standen still und starrten schweigend, unschlüssig dies neue, sonderbare Bild an. Eine meilenweite Schneeebene, wie wir sie nie zuvor gesehen hatten, wahrlich, man hätte sich einbilden können, eine ganz in Schnee gehüllte Riesenstadt zu sehen mit zahllosen Häusern und Palästen in ewig wechselnden, unregelmässigen Formen, mit Türmen und Zinnen und allen Wundern der Welt!

Dieser Anblick erschien uns im ersten Augenblick ganz unerklärlich, aber es konnte ja nichts anderes sein, als eine Meeresbucht, die mit einer Unmenge von Eisbergen bedeckt war. Das Festlandeis erstreckte sich in einem sanften Abhang bis an die Bucht und schloss mit einem niedrigen Gletscherausläufer ab, der offenbar einstmals diese zahllosen und unregelmässigen Eisberge „ausgekalbt" hatte. Hart am Ufer, der Abbruchstelle des Gletschers zunächst, war das Treibeis, das die Eisberge miteinander verband, hier und da zersplittert und zu Wällen und Hügeln aus Eisblöcken und grossen, auf der Kante stehenden Eisschollen zusammengeschoben. Es sah aus, als sei die Bucht lange, mindestens mehrere Jahre hindurch, mit einer zusammenhängenden Eisdecke belegt gewesen. Das Festlandeis, dessen Abbruchstelle überall den Strand der Bucht bildete, hatte, seit die Bucht zugefroren war, ihren Überschuss nicht durch Kalbung absetzen können. Daher war es allmählich weiter und weiter in die Bucht hinausgeschritten, das Treibeis mit unwiderstehlicher Kraft vor sich herschiebend und zusammenschraubend. Nie zuvor hatte ich mir

ein solches Bild von der souveränen Gewalt des Eises machen können, wie es diese Landschaft vor unsern Blicken aufrollte. Das Meer mit seiner unzähligen Menge von Eisbergen und Eishügeln *) und seine mächtige alte Eisdecke, die stellenweise unter dem Druck der noch mächtigeren Eisdecke des Festlandes zersplittert und zusammengeschoben dalag, das alles bildete eine erstarrte Welt, die mir die Erzählung von dem hypothetischen „altkrystallinischen" Eis des Nordpolarmeeres ins Gedächtnis zurückrief, die in einer Bucht des antarktischen Festlandes zur Wirklichkeit geworden zu sein schien.

Jetzt hatten alle Hoffnungen auf eine gute Eisbahn über Land ein Ende. Die Küste machte in einem weiten westlichen Bogen eine Biegung um die neue Bucht, schon ganz in unserer Nähe fing das Eis an, uneben zu werden; da waren zahlreiche klaffende Spalten, und an der gegenüberliegenden Seite der Bucht schoben sich die Felsen mit ihren zerklüfteten Eisrücken bis an das Ufer heran. Es würde äusserst mühsam und zeitraubend gewesen sein, die Fahrt über das Festlandeis um die Bucht herum fortzusetzen, ja, es erschien sogar sehr zweifelhaft, ob wir überhaupt zwischen den Bergspitzen und Gletscherspalten würden vordringen können. Auf alle Fälle hätte sich unsere Schlittenreise derartig in die Länge gezogen, dass unser knapp bemessener Vorrat an Proviant wohl kaum ausgereicht haben würde. So wiesen uns denn alle Verhältnisse auf einen andern Weg hin: Durch das Labyrinth der Eisstadt auf das ebenere Treibeis hinaus, das wir in der Ferne liegen sahen, bis nach dem Lande, dessen dunkle, steil abfallende Küsten weit vor uns im Süden aufragten. Aber wir wussten nicht recht, wo wir uns befanden. Ross' Karte von der Erebus- und Terrorbucht deutete in keiner Weise das Vorhandensein dieses weit ausgedehnten, eisbedeckten Gewässers an, das hier vor uns lag. Die uns zunächst gelegene Bucht mündete in einen grösseren Fjord, der uns von dem ganz im Süden aufragenden Lande trennte und nach Südosten zu, wo ein in Nebel gehüllter Bergkamm die Aussicht verschloss, mit dem offenen Meere in Zusammenhang stehen musste. War etwa dieser Fjord identisch mit der Bucht, die Ross auf seiner Karte als Sidney Herbert-Bay

*) Unter Eishügeln sind hier alle aus dem niedrigen Pack- und Landeis aufragenden Eismassen zu verstehen, sei es Schraubeis oder Gletschereis. Erst wenn die Gletschereisblocke grössere Dimensionen annehmen, werden sie Eisberge genannt.

bezeichnet? Duse, der im vorhergehenden Sommer mit der „Antarctic" in der Sidney Herbert-Bucht gewesen war, konnte nichts von dem, was er hier sah, wiedererkennen. Deswegen beschlossen wir, unser Zelt dort aufzuschlagen, wo wir jetzt standen, und am nächsten Tag den Bergkamm im Südosten zu besteigen, um eine bessere Übersicht über die Verhältnisse zu gewinnen.

Es war bereits Mitternacht, ehe wir unsere Schlafsäcke aufsuchten.

Als wir am nächsten Morgen gegen 9½ Uhr erwachten, schien die Sonne von dem jetzt wolkenlosen Himmel mit blendendem Glanz auf die Schneelandschaft und die Bucht mit den Tausenden von Eisbergen herab. Bei unserer Wanderung auf den Bergkamm trugen wir Schneebrillen; oben angelangt, nahm Duse die seine ab, um bei dem Ausmessen und Skizzieren für die Kartierungsarbeiten besser sehen zu können. Aber er sollte diese Unvorsichtigkeit so schwer büssen, dass es für uns alle eine Mahnung zu grösster Vorsicht war.

Auch oben auf dem Berge war die Aussicht nach dem Meere zu durch hochgelegenes Land in südöstlicher Richtung versperrt. Aber was wir hier oben sahen, diente uns doch in mehr als einer Hinsicht zur Aufklärung. Das Eis auf dem grossen Fjord lag offenbar ungebrochen da, und nur einzelne, zerstreute Eisberge schienen dort aus dem Treibeise aufzuragen. Das Land am jenseitigen Ufer dieses Fjords war an den meisten Stellen unzugänglich infolge seiner lotrechten, dunkeln Küstenabhänge, an einem Punkte aber schien das Festlandeis sanft nach dem Meere zu abzufallen. Hier musste es also möglich sein, nach dem Inlandeis hinauf zu gelangen, das sich in ebenen Wölbungen bis an einen völlig schneebedeckten, flach konischen Felsgipfel erstreckte, dessen sich von dem hellen Himmel nur undeutlich abhebende Konturen hoch über die ganze Umgebung emporragten. Dieser mächtige eisumhüllte Kegel musste der auf Ross' Karte als Mount Haddington bezeichnete Kegel sein. Dahinter lagen der Admiralitäts-Sund und Snow Hill! Und der Fjord vor uns musste doch die Sidney Herbert-Bay sein.

Unser Plan lag jetzt klar vor uns. Wir mussten über das Meereis bis an den Punkt des südlichen Landes wandern, wo eine Landung möglich erschien, um auf dem Festlandeise die Reise um den Haddington-Berg bis nach dem Admiralitäts-Sund fortzusetzen. Ob dies Gewässer ein Sund oder eine Bucht war,

wussten wir nicht. Die Frage, wie wir hinüber gelangen sollten, mussten wir also der Zukunft überlassen.

Nachdem wir zu unserm Zelt zurückgekehrt waren und den Schlitten beladen hatten, setzten wir uns nach der Bucht zu in Bewegung. Wir schnallten jetzt zum ersten Male unsere Schneeschuhe an, und in schneller Fahrt ging es den ebenen, langen Hügel hinab.

Hier am Abhang machten wir eine eigentümliche Beobachtung. Vom Strande herauf, quer über unsern Weg lief eine breite, zickzackförmige Spur über die ebene Schneefläche. Sie sah ganz frisch aus, und nirgends kreuzte sie unsern Kurs wieder in der Richtung nach dem Strande zu. Leider hatten wir keine Zeit, die Spur zu verfolgen; offenbar musste das Tier, von der sie herrührte, sich irgendwo oben auf dem Abhang befinden. Etwas anderes als ein Seehund konnte es nicht sein. Es war uns sehr überraschend, die Spuren eines vierfüssigen lebenden Wesens hier mitten in der Schneewüste in meilenweiter Entfernung von dem offenen Wasser zu finden. Wahrscheinlich war es irgend ein armes Tier, das, nachdem es sich auf das feste Eis verirrt hatte, vom Hunger getrieben, einen letzten, verzweifelten Versuch gemacht hatte, über Land das ersehnte offene Meer wieder zu finden.

Während wir den Abhang des Festlandeises hinabzogen, grübelten wir über diese geheimnisvolle Spur nach. Wir sollten aber bald erfahren, dass Seehunde (Weddell-Seehunde) hier sehr häufig auf dem festen Eise der Bucht vorkommen, obwohl das offene Wasser weit entfernt liegt. Weshalb sich einer von ihnen auf das Landeis begeben hatte, ist mir noch immer unerklärlich. Jetzt, wo ich die Lebensgewohnheiten der antarktischen Seehunde genauer kennen gelernt habe, bin ich fast zu der Annahme geneigt, dass die Spur auf einen Krabbenfresser (Lobodon) zurückzuführen ist, da diese Art Seehunde nachweislich oft an Land gehen, wo sie sich hinlegen, um zu sterben. Hiergegen spricht jedoch die Tatsache, dass wir niemals einem Krabbenfresser auf festem Eise begegnet sind, wohingegen die Weddell-Seehunde dort zu Hunderten vorkommen.

Auf dem niedrigsten Teil des Abhanges, ganz unten an den Ausläufern des Festlandeises, hielten wir eine Weile Mittagsrast. Nachdem wir eine Stelle gefunden hatten, wo eine mächtige Schneewehe eine Brücke bildete, die das Festlandeis mit dem

Treibeis verband, zogen wir weiter, auf die Bucht hinaus. Aber diese letzten hundert Meter Festlandeis waren sehr beschwerlich; der Schnee war so lose, dass der Schlitten einmal über das andere festsass. Wir mussten unsere Schneeschuhe abschnallen und den Schlitten aus der lockeren Schneemasse förmlich herausgraben.

Unten auf dem Meereis war es nicht viel besser. Es machte grosse Schwierigkeit, einen Weg zwischen den dichten Schwärmen von Eisbergen, zwischen Schraubeiswällen und riesenhaften Schneeschanzen hindurch zu finden. Bald grub sich der Schlitten in den losen Schnee ein, bald sanken die Schneeschuhe durch eine dünne, verräterische Schneedecke in eine darunter befindliche Ansammlung von Schmelzwasser. Wir befanden uns nun mitten in dem weit ausgedehnten Labyrinth der Eisberge, und es erschien zweifelhaft, ob wir einen Weg durch dasselbe hindurch finden würden. Aufs Geratewohl weiter zu ziehen, war offenbar nicht ohne Gefahr; so beschlossen wir denn, einstweilen Rast zu machen und unser Zelt auf einem niedrigen, ebenen Eishügel aufzuschlagen, der uns eine feste und trockene Unterlage gewährte. Während Duse mit dem Zelt beschäftigt war, liefen Grunden und ich auf Schneeschuhen weiter, um den Weg zu rekognoszieren. Nachdem wir uns eine ganze Weile zwischen unzähligen Eishügeln hindurchgewunden hatten, die uns nach allen Richtungen hin die Aussicht versperrten, gelangten wir an einen ziemlich hohen Eisberg, den wir erkletterten. Von hier aus sahen wir zu unserer grossen Freude, dass sich das Labyrinth der Eishügel in der Richtung, die wir einzuschlagen gedachten, sehr bald lichtete.

Nach dem Zeltplatz zurückgekehrt, wurden wir von Duse mit der Nachricht empfangen, dass er plötzlich auf dem einen Auge schneeblind geworden sei und heftige Schmerzen habe. Ich tröpfelte ihm eine Lösung von Zinksulfat und Borsäure in das Auge, das einzige Mittel gegen Augenleiden, das ich bei mir führte. Duse fand, dass es sehr lindere, und als Schutzmittel gegen Schneeblindheit tröpfelten wir andern uns von nun an auch täglich etwas von dieser Lösung in die Augen.

Überall auf dem Treibeise zwischen den Eishügeln stiessen wir auf Spuren von Seehunden, und auch in der Flutrinne, die das Treibeis von den Ausläufern des Festlandeises trennte, hatten wir bei unserer Niederfahrt auf die Bucht ein paar Seehunde bemerkt. Ganz nahe an unserm Zeltplatz, neben einem ziemlich grossen Eis-

hügel, hielten sich ein paar Weddell-Seehunde in einem kleinen Bassin auf. Der eine war auf das Eis hinaufgekrochen, der andere lag schnaufend im Wasser. An dem Boden des Bassins befand sich ein Loch, durch das sie unter das Eis verschwinden konnten.

Es ist doch sonderbar, dass die Seehunde so weit in die Eiswüste hineinwandern, meilenweit von dem offenen Wasser entfernt! Unter dem wahrscheinlich vieljährigen festen Eise muss sich ein reiches Tierleben von Krebsen und Fischen befinden. Aber diese kleineren Tierformen erfordern in erster Linie zu ihrer Ernährung das Vorhandensein eines reichen Pflanzenlebens. Eine Algenvegetation in der Finsternis unter einer vieljährigen Eisdecke! Dies ist eine Annahme, die in krassem Widerspruch zu der biologischen Grundlage steht, welche lehrt, dass Licht die Voraussetzung zu allem Pflanzenleben ist. Aber schon Kjellmans bemerkenswerte Untersuchungen in Bezug auf das Winterleben der Meeresalgen unter dem Eise bei Nordspitzbergen haben dies Gesetz gewissermassen modifiziert, und wahrscheinlich wird eine künftige Untersuchung dieser zugefrorenen antarktischen Bucht lehren, dass die Algen des Polarmeeres eine noch längere Absperrung von dem Sonnenlicht ertragen können. *) Vielleicht werden einstmals Naturforscher vom Antarctic-Sunde auf ihren Schlitten über das Festland herüberkommen mit leichten Schleppnetzen und Ketschern. Mit kräftigen Sprengstoffen werden sie grosse Öffnungen in die Eisdecke schlagen, wo sie am dünnsten ist, um dann mit ihren Geräten das unbekannte, dunkle Wasser zu durchfischen.

Es ist wahrlich bitter, über diese eigentümliche Bucht dahinzuwandern, ohne die nötige Zeit und die geeigneten Gerätschaften, um eine so verlockende Untersuchung vornehmen zu können.

Es war 3 Uhr geworden, ehe wir am Neujahrsmorgen in unsere Schlafsäcke krochen, und nach 17 stündiger Arbeit schliefen wir nun ununterbrochen bis um 3 Uhr nachmittags. Beim Erwachen war Duses krankes Auge sehr schmerzhaft und empfind-

*) Man steht vor einem ungelösten Rätsel, indem die von ungebeugter und üppiger Lebenskraft zeugenden kräftigen Pflanzenformen aus der Tiefe des Meeres mit dem Grundnetz heraufgeholt wurden, während eine gewaltige Eisdecke das Meer abschliesst, die Temperatur ausserordentlich niedrig ist und pechschwarze Nacht selbst zur Mittagszeit herrscht.« Kjellman, »Aus dem Leben der Polarpflanzen«. F. A. Nordenskjöld, »Studien und Forschungen«, 1883. S. 545.

lich gegen das Licht. Da ausserdem der Sonnenschein den Schnee sehr weich machte, so dass wir überall in der Nähe des Zeltes bis an die Hüften versanken, sahen wir uns gezwungen, bis Sonnenuntergang müssig liegen zu bleiben. Duse benutzte diese Zeit, um sich eine Binde mit einem dunkeln Stofflappen als Schutz für das kranke Auge anzufertigen.

Gegen 10 Uhr abends brachen wir auf. Der Schnee war anfänglich so lose, dass der Schlitten sich oft fest fuhr, das Eis war uneben, und zwischen den unzähligen Eisbergen lagen hohe Schneewehen. Allmählich aber kamen wir auf ebeneres Eis mit nur vereinzelt liegenden Eishügeln. Schnell besserten sich alle Verhältnisse. Bei nächtlicher Kälte wurde der Schnee härter und das dünne Eis auf den Süsswasserteichen trug besser, gleichzeitig nahm sich der Nordwind auf, und von ihm getrieben, sausten wir über die Schneefläche dahin. Nach mehrstündigem strammen Marsch waren wir draussen an dem grossen Fjord, dessen Mündung in der Erebus- und Terrorbucht jetzt sichtbar vor uns lag. Zur Rechten hatten wir eine Insel mit hohen, schneefreien Bergabhängen, deren deutliche, leicht schalenförmige Schichtung mich zu einer näheren Untersuchung verlockte. Die Kameraden machten eine Weile Rast bei dem Schlitten, während ich einen Abstecher nach der Insel unternahm. Die Schneeschuhe glitten leicht, in langen Zügen über das dünne Nachteis der Schmelzteiche dahin, das zuweilen so schwach war, dass es sich unter mir bog und brach. Nie zuvor hatte ich einen annähernden Begriff von der Vorzüglichkeit der Schneeschuhe gehabt. Ein Fussgänger hätte sich schwerlich auf dies Eis wagen können, bei jedem Schritt würde er in das fusstiefe Wasser gesunken sein, während mich jetzt die Schneeschuhe leicht über die frisch gefrorene Tiefe trugen.

Das Gestein der Insel besteht aus einem groben, deutlich geschichteten vulkanischen Tuff. Von den hohen, dunkeln Felsabhängen und den mächtigen Steinhaufen stürzten ansehnliche Schmelzbäche unter brausendem Getöse in schäumenden Kaskaden bis auf den Strand hinab.

Diesmal schlugen wir unser Zelt auf dem Fjordeise auf. Wir hatten nun die bestimmte Anordnung getroffen, des Tags zu ruhen und des Nachts zu arbeiten, da dann das Eis besser trug und das Licht weniger angreifend war.

Als wir am Abend des 2. Januar abermals aufbrachen, blies noch immer ein nördlicher Wind. Mit Zuhilfenahme eines langen Schneeschuhstabes aus Bambusrohr, den wir als Mast benutzten, wie zwei kürzerer Stöcke, die als Segelstangen aufgetakelt wurden, fertigten wir uns aus unserm Zeltboden ein Segel für unsern Schlitten. Es war eine lustige Segelfahrt, die mehrere Stunden währte. Wir hatten uns vor den Schlitten geschirrt, um zu steuern und zu ziehen, wenn sich unser Gefährt in einer kleinen Schneewehe festgefahren hatte, zuweilen aber sauste der Schlitten mit einer solchen Fahrt dahin, dass wir Mühe hatten, ihm zu entrinnen. Wenn eine kleine Böe sein Segel schwellte, fing er förmlich an zu springen, und wir mussten schnell nach der Seite ausweichen, um nicht überfahren zu werden. Aber die Freude war nicht von langer Dauer. Der Wind wurde immer stärker und wir gerieten zwischen zahlreiche Eisberge und grosse, tiefe Schmelzwasserteiche. Die letzteren erstreckten sich oft heimtückischerweise quer über unsern Weg und bildeten ein verwirrendes Netzwerk, das wir nicht umgehen konnten. Vorwärts mussten wir, und das dünne, frisch gefrorene Eis brach fortwährend unter Schneeschuhen und Schlitten. Bis über die Knie wateten wir in dem eiskalten Wasser und hatten grosse Mühe, den Schlitten loszumachen, der sich in das Eis und den Schneeschlamm festgerannt hatte. Es war jetzt nicht mehr möglich, die auf dem niedrigen Schlitten liegenden Gegenstände gegen Nässe zu schützen; so blieb uns denn nichts übrig, als uns in die Verhältnisse zu finden und alle Kräfte daran zu setzen, um das Land, das vor uns aufragte, so bald als möglich zu erreichen.

Gegen 2 Uhr morgens machten wir Rast im Schutze eines hohen Eishügels, um unser Mittagessen zu kochen. Die warme Suppe mundete vorzüglich, aber durchnässt, wie wir waren, sassen wir da und zitterten beim Essen vor Kälte und freuten uns, als wir erst wieder in Bewegung waren.

Zwischen uns und dem Lande lag jetzt Eis von ganz anderer Art, als wir es bisher befahren hatten. Es war ganz eben und völlig frei von Eishügeln. Offenbar war hier bis an den unebenen, an kleinen Eisbergen reichen Rand des Eises noch im vorhergehenden Sommer offenes Wasser gewesen.

Es tat gut, auf das ebene Eis hinaus zu kommen, aber grosse Schmelzteiche hatten wir auch hier. Bald ging es schnell und leicht dahin über festes, trockenes Eis, bald patschten wir lang-

sam durch fusstiefes Wasser, während das dünne, frisch gebildete Eis unter unsern Schritten krachend zerbrach.

Hier und da lagen einzelne Seehunde in träger Ruhe auf dem Eise. Aber in der Ferne, nach dem Lande zu, gewahrten wir eine Menge beweglicher Gestalten. Von einer Insel, die in einer Bucht nahe dem Ufer gelegen war, ergoss sich ein Strom dieser Zwerge in das Meer, und andere Scharen befanden sich auf der Wanderung nach der Insel zu. Offenbar war dies eine ansehnliche Pinguinkolonie, und die Tiere hatten sich in diesem harten Eisjahr nicht durch die ungewöhnliche Ausbreitung des festen Eises abschrecken lassen, ihren alten Brutplatz aufzusuchen, obwohl sie nun eine Wanderung von mehreren Kilometern über das feste Eis zurücklegen mussten, ehe sie an ihr Fischgewässer am Rande des Eises gelangten. Grosse Scharen und einzelne Vögel setzten sich jetzt in Bewegung, in der Richtung auf uns zu, um die drei Riesenpinguine, die sich ihrer Insel näherten, genauer in Augenschein zu nehmen. Nie zuvor war uns die Ähnlichkeit der Pinguine mit den Menschen so aufgefallen, wie hier auf dem ebenen Eise. Untersetzte Gestalten, breitbeinig, mit watschelnden Schritten, mit den ausgestreckten, kurzen Flügeln balanzierend, kamen sie in eifrigem Laufmarsch auf uns zu. Es glich dem Sturmlauf einer kleinen Armee, die hier in geschlossener Ordnung, dort in zerstreuten Gruppen angerückt kam. Plötzlich aber, nur wenige Meter von uns entfernt, macht die Sturmkolonne des Zwergvolkes Halt. Sie standen jetzt alle still, starrten uns an unter verwirrtem Krächzen aus Hunderten von groben Kehlen und setzten ihre gackernde Beratung fort, während wir nach der Insel weiter zogen.

Es fing an zu schneien, und mit dem milderen Wetter, das mit dem Schneefall eintrat, verlor das schwache Eis der Süsswasserteiche seine ganze Tragkraft. Durch das Wasser und den Schneeschlamm watend, arbeiteten wir uns mühsam nach der Insel durch, die wir in dem Schneegestöber zuweilen ganz aus den Augen verloren. Endlich waren wir da! Aber die steilen Tuffsteinwände sahen keineswegs einladend aus, und um nicht möglicherweise hier draussen auf einem unsicheren Eissockel bei anhaltendem Tauwetter abgeschnitten zu werden, beschlossen wir, uns sofort nach dem Festland hindurchzuarbeiten, das ja keine hundert Meter entfernt liegen konnte, wenn es jetzt auch von dem Schneegestöber völlig verhüllt wurde. Durchnässt waren

wir ja nun doch einmal, deswegen konnten wir unsern Weg gern fortsetzen. Hier drinnen aber waren die Schmelzlöcher heimtückisch tief. Plötzlich versank der Schlitten gänzlich in einer solchen Vertiefung, und es war klar, dass wir ihn mit seiner ganzen schweren Last nicht von der Stelle bewegen konnten. Wir mussten einen grossen Teil der Sachen abladen und sie an Land tragen. Das aber war ein Kampf ums Leben! Duse, der mehr als halb blind war, strauchelte und fiel kopfüber ins Wasser. Er ward auch über den ganzen Oberkörper klatschnass, und das Eiswasser spülte den Schutzlappen von seinem kranken Auge weg. Aber er raffte sich wieder auf und strebte weiter dem Lande zu. Schliesslich, nachdem wir dreimal hin und hergewatet waren, fanden wir uns alle auf trockenem Boden vereint wieder.

Ermattet von fünfzehnstündiger Arbeit, triefend von Wasser und vor Kälte klappernd, aber von jubelnder Freude erfüllt, festen, trockenen Boden unter den Füssen zu haben, standen wir auf dem niedrigen Landeisrande. Bald summte der Primus seine muntere Melodie in dem kleinen Zelt, und nach dem Essen und einer guten Tasse Kaffee tranken wir noch einen kleinen Kognak. Dann krochen wir in die nassen Schlafsäcke, und die Müdigkeit machte uns unempfindlich gegen Kälte und Nässe. Duse schwatzte noch ein wenig, nachdem er schon in seinem Schlafsack lag, doch bekam er keine Antwort mehr. Mich entrückte bald ein tiefer Schlaf allen Grübeleien über eine schwere Vergangenheit und eine ungewisse Zukunft.

Als wir am 3. Januar gegen 11 Uhr nachts ziemlich erquickt, aber nass und durchgefroren erwachten, galt unser erster Gedanke dem Trocknen unserer durchnässten Sachen. Bald schien die Morgensonne auf unser Zeltlager herab, das einer bunten Ausstellung glich: die Schlafsäcke waren über das Zelt und den Schlitten gebreitet, Kleider, Strümpfe, Handschuhe und Schlafmützen hatten wir auf improvisierten, zwischen Schneeschuhstäben gespannten Leinen aufgehängt. Wir selber hatten nur die notdürftigsten Kleidungsstücke anbehalten, die an unserm Leib trocknen mussten. Von Zeit zu Zeit wendeten wir unsere armseligen Lumpen und priesen den warmen Sonnenschein, den wir verflucht hätten, wenn wir noch draussen auf dem Treibeise gewesen wären. Die Stimmung stieg mit dem Trocknen der Kleider, und wir waren von den besten Hoffnungen für die nächsten Tage erfüllt. Jetzt lag die Sidney Herbert-Bay hinter uns. Auf-

fallend war es allerdings, dass wir ein so schmales Land zwischen dem Ausgangspunkt unserer Schlittenfahrt und der Bucht der tausend Eisberge gefunden hatten, aber der breite Fjord nördlich von uns musste doch die Sidney Herbert-Bay sein, falls es nicht ein ganz neuer, auf Ross' Karte nicht angegebener Fjord sein sollte. Wir hofften, jetzt bis zum Admiralitäts-Sund auf dem Landeise weiter vordringen zu können. Es würde eine Wanderung über viele Eisrücken hinweg, um den mächtigen Haddington-Berg herum werden, aber wir würden uns doch auf trockenem Lande bewegen, bis wir an das Wasser kamen, an dessen jenseitigem Ufer die Winterstation lag. Wie wir über den Admiralitäts-Sund hinübergelangen sollten, wussten wir nicht zu sagen. War es in der Tat eine Bucht, so konnten wir versuchen, sie zu umkreisen, war es aber ein Sund mit von Schmelzwasser bedecktem Eis, so konnten wir im Notfall Schlitten, Zelt und Schlafsäcke am Strande zurücklassen, um mit ganz leichter Ausrüstung nach Snow Hill zu waten. Waren wir aber wirklich schon über die Sidney Herbert-Bucht hinübergelangt, so brauchten wir ja nicht unsere ganze schwere Proviantausrüstung mit uns über das Inlandeis zu schleppen. Deshalb beschlossen wir, einen Teil derselben hier zurückzulassen; dies würde uns sehr zu statten kommen, falls wir späterhin im Sommer mit den Kameraden von Snow Hill aus auf demselben Wege zurückkehren sollten. Das kleine Depot, das wir auf einem aus dem Schneeabhang aufragenden Berggipfel errichteten, war folgendermassen zusammengesetzt:

Ein Sack Schiffsbrot	20 kg
Zwei Dosen boiled beef	7 »
Margarine	2.5 »
Eine Flasche Spiritus	1 »
Eine nicht ganz gefüllte Kanne Petroleum	5 »
Summa	35.5 kg

Ich machte mich auf meinen Schneeschuhen auf, um eine Auffahrtstelle für den Schlitten zu suchen. Das Festlandeis fiel nach dem Lande zu sanft ab, und nach einer Wanderung von einigen Kilometern war ich an eine ausgedehnte Schneeebene gelangt, die, soweit das Auge reichte, in leichten Wellenformen sanft anstieg. Einen bessern Weg konnten wir uns nicht wünschen.

Jetzt, wo alle Abenteuer und Widerwärtigkeiten dieser Fahrt der Vergangenheit angehören, ist es höchst sonderbar, sich unserer

sanguinischen Stimmung beim Aufbruch von unserm „Kleidertrockenlager" zu erinnern. Wir hofften, in 8—10 Tagen auf der Winterstation zu sein. Vielleicht würden wir gezwungen sein, unsern Kameraden dort unten den Vorschlag zu machen, sobald wie möglich den Rückzug nach Norden anzutreten, ehe das Treibeis ganz unbefahrbar wurde. Im glücklichsten Falle aber konnte auch die „Antarctic" einen Weg durch das Packeis finden, so dass wir alle unten bei Snow Hill zusammentreffen würden. Auf alle Fälle zweifelten wir nicht daran, dass wir uns bald persönlich würden überzeugen können, wie es auf der Winterstation stand.. Wir riefen uns ins Gedächtnis zurück, welche Neuigkeiten von der Aussenwelt wir den Kameraden berichten konnten und überlegten, wie wir Nordenskjöld am schonendsten die Trauerbotschaft von dem Tode seines Vaters übermitteln sollten.

Gegen 8 Uhr abends (4. Januar) setzten wir uns in Bewegung. Der Aufstieg auf das ansteigende Ufer war nicht leicht, der Schnee lag lose, und der Schlitten glitt nur beschwerlich weiter, wir mussten oft unsere Schneeschuhe abschnallen und tüchtig anziehen, um den Schlitten aus einer Schneewehe herauszubringen. Während dieser harten Arbeit traten wir oft die schwachen Schneebrücken durch, die über den Spalten des Inlandeises lagen. Aber die Risse waren hier ziemlich schmal, so dass wir leicht hinübergelangen konnten. Als wir eine ganze Strecke aufwärts gelangt waren, wurde es uns schliesslich ganz unmöglich, den schweren Schlitten weiter zu schaffen. Deswegen beluden wir uns mit den drei Rucksäcken und liessen den Schlitten stehen, um auf Schneeschuhen die sanft ansteigende Schneeebene zu erklimmen.

Eigentümlich verwirrend war die Wanderung über das weisse Feld. Ganz dicht vor uns schienen die Höhenzüge des Festlandeises uns mit einer freien Aussicht auf das Unbekannte locken zu wollen, oben angekommen, sahen wir aber nur ein flaches Tal und dahinter einen etwas höheren horizontalen Kamm. Lange glitten wir Seite an Seite gen Südosten weiter. Aber nun waren wir in der Nähe des Gipfels, ein dunkler, steiler Fels, der aus dem Landeise aufragte, wurde sichtbar. Nachdem wir wieder eine Weile dahingeglitten waren, machten wir plötzlich mit einem lauten Ausruf der Bestürzung Halt.

Der Weg versperrt! Das war der erste Gedanke, der bei dem unerwarteten Anblick blitzschnell unser Gehirn durch-

zuckte. Schnelle, eifrige Fragen schwirrten durcheinander. Ein Meeresarm lag vor uns. War das der Admiralitäts-Sund? Lag die Winterstation auf dem jenseitigen Ufer? Unmöglich! Duse erkannte die Landschaft wieder, die er im vergangenen Sommer von der „Antarctic" aus gesehen hatte. Dies war die Sidney Herbert-Bay! Ich entsann mich Larsens Beschreibung: der Sund verengert sich nach innen zu einer Meerenge und erweitert sich dann zu einem grösseren Gewässer. Das stimmte alles mit dem überein, was hier vor uns lag, und es sah aus, als befänden wir uns auf einer grossen Insel. Die Sidney Herbert-Bay ist scheinbar ein Sund, der innerhalb unserer Insel mit dem neuen, hinter uns gelegenen Fjord in Zusammenhang steht.

Hier hinüber zu gelangen, war unmöglich. An der schmalsten Stelle des Sundes, dort wo das südliche Land sich in einer Landzunge nach unserer Insel zu vorschob, war das Eis ganz zerfressen mit offenen Waken an den Ufern. Draussen im Sunde, so weit das Auge reichte, hatte das Eis die blaugrüne Farbe, deren Ursache wir auf unserer letzten nassen Wanderung über das Treibeis kennen gelernt hatten. Wenn wir auch einen Weg von hier hinunter auf das Treibeis gefunden hätten, so würden Tage mühseliger Arbeit im Schmelzwasser darüber hingegangen sein, ehe wir an die nächste fahrbare Stelle in dem südlichen Lande gelangen konnten. Wären da draussen nur einige Eishügel gewesen, auf die wir des Nachts hätten hinaufklettern können, um wenigstens im Trockenen zu schlafen! Aber nein, nicht eine einzige Erhöhung unterbrach das ebene, wasserbedeckte Bay-Eis. Der Weg war versperrt!

Im Osten ragte das äusserste Vorgebirge unserer Insel auf, das Kap Gordon der Ross'schen Karte. Wir liefen dorthin, um einen Überblick über die Eisverhältnisse im Golf zu gewinnen. Von hier aus sahen wir hoch oben im Norden, vor jenem Teil des Festlandes, der südlich von unserm Ausgangspunkt liegt, ein grosses, eisfreies, blaues Gewässer, das sich nach Osten zu ausbreitete, soweit wir es in der nebeligen Luft zu erkennen vermochten. In gewisser Weise war es eine freudige Überraschung, so viel offenes Wasser im Golf zu sehen, und wir versuchten, die Verstimmung über unser eigenes Missgeschick zu überwinden, indem wir uns der Hoffnung hingaben, dass es der „Antarctic" gelingen würde, einen Weg nach der Winterstation zu finden.

Während wir, unserer alten Spur folgend, nach dem Schlitten zurückliefen, fing es an zu schneien, und als wir das Zelt aufgeschlagen und gegessen hatten und gegen 10 Uhr in unsere Schlafsäcke kriechen wollten, hub ein Schneesturm an um das Zelt zu heulen. Über unsere trübselige Lage grübelnd, lagen wir da, ohne schlafen zu können.

Für uns hatte die Sache vorläufig ein Ende. Unser Versuch, zu den Kameraden in Snow Hill zu gelangen, war verfehlt, der noch übrige Teil des Sommers war für uns verloren, wir konnten uns freuen, wenn das morsche Eis auf dem Fjord nördlich von uns nicht während des Sturmes aufbrach und uns damit den Rückzug nach dem Festlande abschnitt.

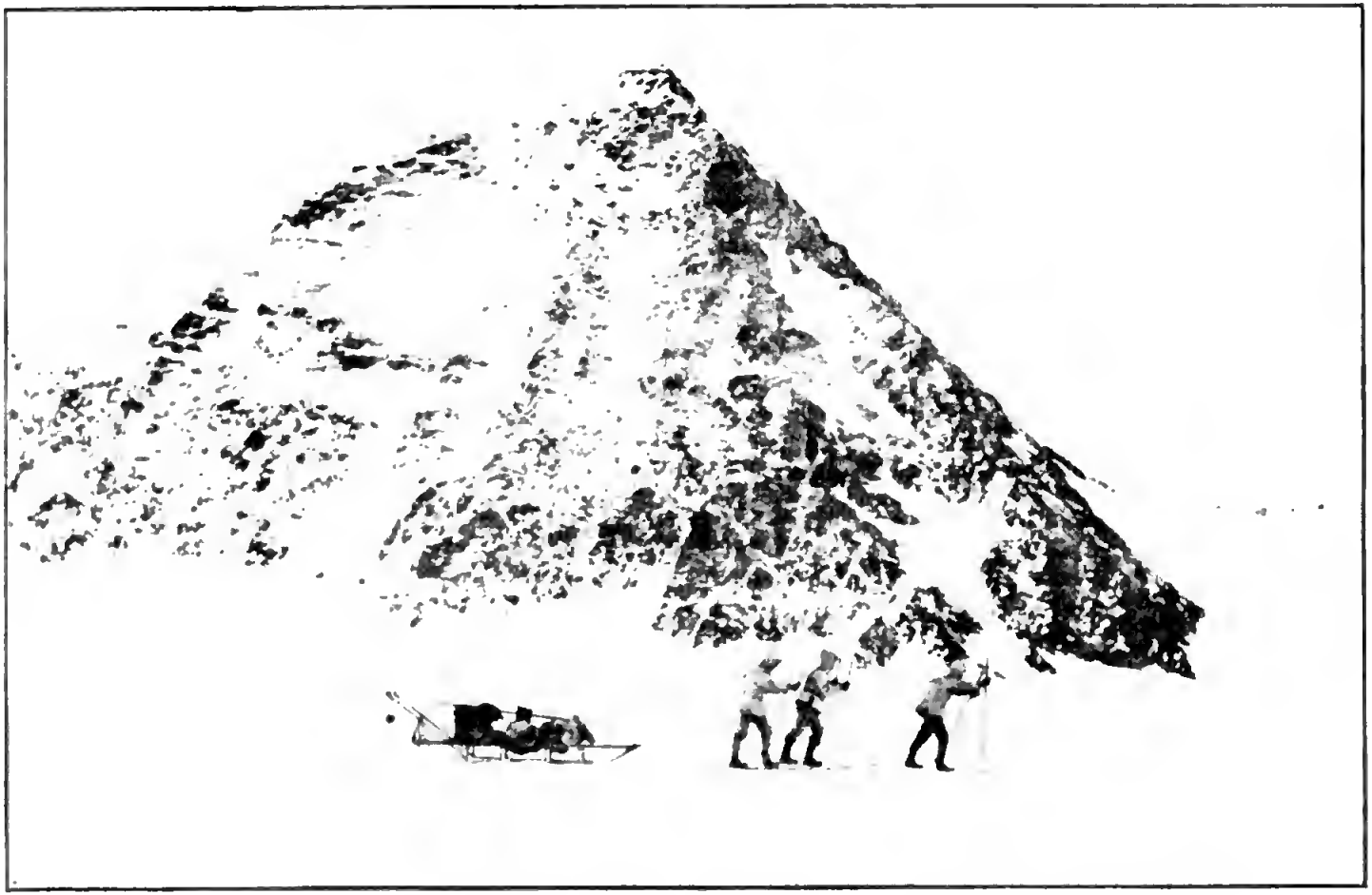
Um 11 Uhr abends krochen wir aus den Schlafsäcken heraus, kochten Kaffee und etwas Essen, stampften eine Weile vor dem Zelt in dem Schneegestöber umher und sassen nun am Morgen des 6. um 2 Uhr klappernd vor Frost auf den zusammengerollten Schlafsäcken.

Würde es uns gelingen, den Schlitten durch die Schmelzteiche zurückzuschleppen, oder mussten wir den grösseren Teil der Ausrüstung zurücklassen, um mit leichtem Gepäck nach dem Festlande hinüber zu waten? Wir erwägten diese Fragen und berechneten, was wir am leichtesten würden entbehren können, wenn wir gezwungen sein sollten, das meiste von der Ladung im Stich zu lassen.

Zuweilen lichtete sich das Schneegestöber ein wenig, so dass wir die Bucht unter uns sehen konnten, wo wir am Morgen des 3. unser kaltes Bad genommen hatten, und die Insel, an deren Uferrand die Adeliae-Pinguine nisten. Es war eine dunkle, einige hundert Meter lange Tuffsteinklippe, deren wildes, düsteres Aussehen uns veranlasste, ihr den Namen Teufelsinsel zu geben.

Im Laufe des 7. besserte sich das Wetter, so dass wir gegen 5 Uhr nachmittags die Rückfahrt antreten konnten. Zu unserm Glück sank die Temperatur schon früh am Abend bis auf einige Grad unter dem Gefrierpunkt; und im Verein mit dieser nächtlichen Kälte kam uns das voraufgegangene Schneegestöber sehr zu statten. Die Oberfläche der Schmelzwaken verwandelte sich schnell in einen zähen, unter unserer Last sich biegenden Schneebrei, der nur selten unter uns brach.

Wir schlugen nun eine östlichere Richtung ein, um weiter nach der Mündung des grossen Fjords zu auf das Festland zu ge-



Zurück nach dem Depotplatz. Im Hintergrunde die Nunatak-Pyramide

langen und damit das verwirrende und beschwerliche Labyrinth der tausend Eisberge zu umgehen. Die Kälte nahm gegen Morgen zu, so dass es unter unsern Schneeschuhen und Stäben krachte. Das Geschick hatte uns ein selten günstiges Wetter für die Fahrt über das Treibeis beschert, und wir waren eifrig bemüht, das Land zu erreichen, ehe ein Umschlag in der Witterung eintrat. Nach einem angestrengten Marsch fuhren wir am 8. morgens 6 Uhr auf das Strandeis hinauf. Wir waren gerade noch rechtzeitig hinübergelangt, denn einige Stunden später heulte abermals der Schneesturm um unser kleines Zelt. Jetzt fanden wir uns mit Geduld in das durch das Unwetter verursachte Stillliegen, wussten wir doch, dass wir auf demselben Lande lagen, wie das Depot am Antarctic-Sunde.

Am Abend des 9. klärte sich die Luft auf, und wir begannen uns zum Aufbruch zu rüsten. Das Festlandeis fiel hier so steil ab, dass wir den Schlitten mit der vollen Ladung nicht hinaufzuziehen vermochten. Deswegen nahmen wir jeder einen Teil des Gepäcks auf den Rücken und stiegen einen mächtigen Moränenwall hinan, der sich vom Strande aus parallel mit der Wand erhob, auf der wir den Schlitten hinaufziehen mussten. Neben einen grossen Steinblock am Abhang des Moränenwalles legten wir die Sachen nieder, prägten uns ein paar Steine ins Gedächtnis, die aus dem Landeise in der Nähe aufragten, und eilten dann hinab, um den Schlitten hinaufzuschaffen. Plötzlich aber überfiel uns der Schneesturm mit verdoppelter Gewalt und zwang uns zur Untätigkeit. Wir lagen im Schutze eines hohen Moränenabhanges trotzdem aber rüttelte der Sturm derartig an unserm Zelt, dass wir mehr als einmal ängstlich besorgt waren, es möchte zerrissen werden. Nur mit Gefahr konnte man sich auf einige Minuten hinauswagen, um Proviant hereinzuholen.

Unsere Gedanken schweiften nun zu der „Antarctic" hinüber. Wo mochte sich wohl unser gutes altes Schiff befinden? Wie erging es den Kameraden in diesem Unwetter? Wir riefen uns ins Gedächtnis zurück, wie standhaft die alte Schute den schweren Sturm im Treibeis unterhalb der Shetlands-Inseln überstanden hatte und hofften, dass ihr das Glück auch fernerhin hold sein möge. Später, nachdem viele einsame Tage vergangen waren, sollten wir dann erfahren, dass der „Antarctic" in der Frühe dieses Morgens, am 11. Januar, während wir in unserm Zelt sassen und ihr eine glückliche Fahrt prophezeiten, durch ge-

waltsame Eisschraubung die Wunde zugefügt wurde, die sie schliesslich in die Tiefe des Golfes versenkte.

Als wir, unserer Gewohnheit getreu, gegen Morgen in die Schlafsäcke gekrochen waren und um 5 Uhr nachmittags erwachten, hatte sich der Sturm völlig gelegt, und ein angenehmes, klares Wetter mahnte zum Aufbruch. Wir zogen den Schlitten den ersten steilen Hügel hinauf, ahnungslos, wie schwer es uns werden sollte, die am Abend des 9. hinaufgetragenen Sachen wiederzufinden. Dort oben aber war alles verändert. Mannshohe Schneewehen verbargen den grossen Felsblock, neben den wir die Sachen niedergelegt hatten, wir gruben ein paar Stunden mit den Schneeschuhen in der Gegend nach, wo wir sie versteckt glaubten, jedoch ohne Erfolg. Schliesslich mussten wir die Arbeit aufgeben und weiterziehen. Es war ein fühlbarer Verlust, den wir hier erlitten: zwei kleine Kodaks mit sämtlichen Platten und Films, der Messtisch mit einem Teil des kartographischen Materials, die Apotheke und eine Menge nützlicher Gegenstände, wie Schere, Nägel, Zwingen usw. Glücklicherweise befanden sich nur wenig Proviant, einige unwesentliche Kleidungsstücke und keinerlei Schuhzeug unter dem Verlorenen. Es war jedoch eine harte Mahnung, die äusserste Vorsicht in den verräterischen Schneestürmen zu beobachten.

Von dem Inlandeise hatten wir eine freie Aussicht über den Golf bis nach der Cockburn-Insel und den Seymour-Inseln, und wir gewahrten oft eine dunkle Wasserfläche draussen im Treibeis.

Aber das klare Wetter sollte nicht von langer Dauer sein. Alles um uns her war in dichten Nebel gehüllt, und wir sahen uns gezwungen, ziemlich aufs Geratewohl Stunde für Stunde weiterzuziehen, oft nur durch den Kompass geleitet.

In langsamer Steigung führte uns unser Weg höher und höher. Allmählich kamen wir an einen Abhang, der immer steiler aufstieg. Es sah bedenklich aus, und in der Erwartung, dass sich der Nebel lichten sollte, schlugen wir unser Zelt an dem Abhang auf, der so steil war, dass wir einen Platz für das Zelt ausschaufeln mussten. Kaum hatten wir uns häuslich niedergelassen, als der Nebel sich lichtete und ein überraschender Anblick sich vor uns aufrollte. Tief unter uns, am Fuss des Abhanges, breitete sich ein ebenes, sonnenbeschienenes Landeisfeld aus, und ganz in der Nähe, nördlich von uns, gewahrten

wir die tiefblaue Wasserfläche des Antarctic-Sundes. Wir hatten wahrlich in der zwölften Stunde Halt gemacht, denn hart an unserm Lagerplatz, in derselben Richtung des Kurses, den wir innegehalten hatten, bildete das Festlandeis einen mächtigen Absturz, der von grossen, klaffenden Spalten durchzogen war.

Unter uns aber lag der Weg zum Depotplatz offen da, und am Morgen des 13. schlugen wir dort inmitten der schreienden Pinguinscharen unser kleines Zelt auf.

XI.

Die Erwartung. Wir bauen uns eine Winterhütte.

Kapitän S. A. Duse

Wo befand sich die „Antarctic"? Hatte Larsen einen Weg an der Aussenseite der Joinville-Insel gefunden, oder lag das Packeis noch als undurchdringliches Hindernis da draussen? Offenbar hatte, während wir uns auf der Schlittenfahrt befanden, niemand das Depot besucht, aber wenn der östliche Weg versperrt war, konnten wir die „Antarctic" jeden Tag zurückerwarten. Vielleicht würde sie kommen, während wir in tiefem Schlaf lagen. Wenn dann Haslum an Land kam, würde er ganz leise den Kopf durch die Zeltöffnung stecken und uns mit einem freundlichen „Guten Morgen" begrüssen.

Wir hatten das grosse Zelt aufgeschlagen und uns darin aufs beste eingerichtet. Das kleine Schlittenfahrtzelt sollte als Aufbewahrungsraum für allerlei Sachen dienen.

Jetzt fingen wir wieder an, die Nacht hindurch zu schlafen, und den Tag in Arbeit und Bewegung zu verbringen. Hier unten zwischen den dunkeln schneefreien Felsen brauchten wir das Sonnenlicht nicht zu fürchten, und um Mitternacht wurde die Dämmerung jetzt mit jedem Tag tiefer.

Duse hätte hier interessante Kartierungsarbeiten ausführen können, wenn wir nicht das Unglück gehabt hätten, in dem

11*

Schneesturm zwischen dem 9. und 10. Januar unsern kleinen Messtisch zu verlieren. Jetzt musste er sich damit begnügen, eine kleine Kartenskizze (siehe S. 168) zu machen, die jedoch ein in Anbetracht der Verhältnisse sehr gutes und wertvolles Bild von unserm kleinen Winkel gibt, dem er dann später einmal in den dunkeln Tagen, wo der Gedanke an eine schönere Zukunft die hauptsächlich aufrecht erhaltende Kraft war, den schönen Namen Hoffnungsbucht beilegte.

Ich war so glücklich, hier gleich ganz beachtenswerte geologische und zoologische Funde zu machen, die mir während der ersten Wochen vollauf zu tun gaben.

Schon als ich das erste Mal nach dem kleinen See hinaufging, um Wasser zu holen, sah ich darin zahlreiche Exemplare eines kleinen Krusters, eines Copepoden, der folglich das erste, auf dem eigentlichen Südpolargebiet beobachtete Süsswassertier ist. Ich hatte kein Planktonnetz bei mir und musste die Tiere eins nach dem andern mit einem Esslöffel herausschöpfen. Das Röhrchen mit den kleinen Krebsen war ein Kleinod, das in unserer dunkeln Winterwohnung sorglich gehütet und später auf die Schlittenfahrt nach Snow Hill mitgenommen wurde. Der Copepode ist jetzt von Dr. Sven Ekman untersucht worden. Er gehört nach seiner Mitteilung zu der aus Südamerika, Australien und von der Kerguelen-Insel bekannten Familie Boeckella und ist nahe verwandt mit einer patagonischen Art, B. Entzii.

Schon am Tage nach unserer Rückkehr von der Schlittenfahrt fand ich auf meiner ersten geologischen Exkursion in einem Steinblock einen undeutlichen Abdruck von einem versteinerten Farnkraut. Dieser Fund spornte mich zu weiterem Suchen an, und bald hatte ich in dem kleinen Zelt eine ganze Sammlung von Steinplatten liegen, reich an Überresten von Farnen, Cykadeen und Nadelbäumen. Es war mir schon jetzt klar, dass ich hier eine Fossilienflora aus der Trias- oder der Jurazeit entdeckt hatte, also eine vollständige Neuigkeit auf dem Südpolargebiet und von unabsehbarer Bedeutung für die Kenntnis des früheren Klimas der Erde. Mit frohem Eifer ging ich deswegen Tag für Tag auf die Suche nach neuen Überresten des versteinerten Waldes.

Aber die Wanderungen über diese mit scharfkantigen Steinen bestreuten Hügel übten eine zerstörende Wirkung auf unser Schuhzeug aus, das, als wir das Schiff verliessen, frisch versohlt und

Pflanzenfossilien enthaltende Schichten, Flora-Berg Winterstation

Die Hoffnungsbucht

mit Eispickeln versehen war. Ich musste hier an eine Äusserung denken, die mein alter Freund Kolthoff 1898 auf einer Nordpolarexpedition machte, als wir auf einem wüsten Gebiet arbeiteten: „Es ist, als patschte man in einem Hügel von zerschlagenen Flaschen herum!“ Halbe Sohlen und Absätze verschwanden schnell, die Randsohlen bekamen grosse Löcher und lösten sich

Cladophlebis.
Aus der Juraflora bei der Hoffnungsbucht. $^1/_2$ natürl. Gr.

vom Oberleder. Infolge meiner geologischen Exkursionen verschliss ich meine Schuhe schneller als die Kameraden, aber Ende Februar gab darin niemand dem andern etwas nach. Während wir unsere Winterwohnung bauten, humpelten wir mit klaffenden Löchern an der Unterseite des Schuhzeuges umher, Schnee und Kälte drangen schnell durch die zerlumpten, schmutzigen Strümpfe direkt bis auf den Fuss. Um nicht mit den blossen Füssen auf-

treten zu müssen, befestigten wir jeden Morgen Lappen aus Seehundsfell mit Schnüren unter den Füssen. Die Sache hatte auch ihre komische Seite, wir stellten fest, dass wir bald die Fussnägel abschneiden konnten, ohne die Schuhe auszuziehen. Der Scherz ist vielleicht brutal, aber unsere Lage war es ebenfalls. Es war das erste Mal, dass uns die bittere Not mit ihren harten Krallen anfasste.

Jede Stunde erwarteten wir die Rückkehr der „Antarctic". Als wir uns am 31. Januar alle drei auf eine Exkursion über den Talgletscher begaben, hinterliessen wir im Zelt ein Schreiben mit der Nachricht, wohin wir gegangen seien, und waren ganz unruhig bei dem Gedanken, dass wir durch unsere Abwesenheit möglicherweise das Schiff zurückhalten könnten. Aber unsere Sorge war unnötig.

Eines Mittags, als ich von einer Wanderung zwecks Einsammlung von Fossilien heimkehrte, lag ein dichter Nebel über dem ganzen Sund. Plötzlich bleibe ich stehen: Aus dem Nebel taucht ein wohlbekannter Umriss auf: die „Antarctic" mit Rumpf und Masten. Dann verdichtete sich der Nebel von neuem, und das Schiff entschwand meinen Blicken. Ich stürzte nach dem Lager hinab und teilte den Kameraden meine Wahrnehmung mit so treuherziger Miene mit, dass sie eine lange Weile mit mir auf dem kleinen Hügel vor dem Zeltplatz stehen blieben und in den undurchdringlichen Nebel hineinstarrten. Schliesslich ermüdeten wir denn doch und begaben uns an unser Mittagessen im Zelt. Inzwischen lichtete sich der Nebel, und nun erhielten wir eine Erklärung für meine Vision. Was im Nebel eine so verwirrende Ähnlichkeit mit der „Antarctic" gehabt hatte, erwies sich jetzt als die dunkeln Konturen des senkrechten Abhanges eines plateauartigen Eisberges, der draussen im Sunde, mitten vor unserer Bucht lag.

Oft gingen wir auf das Inlandeis hinauf, von wo aus wir eine freie Aussicht nach Norden auf den Bransfield-Sund wie auch nach Süden über den Golf hatten. Der Antarctic-Sund wurde im Laufe des Januar frei, so dass wir Anfang Februar fast bis zur Rosamel-Insel offenes Wasser hatten, aber hier an der Mündung des Golfes wechselten die Eisverhältnisse schnell. Am 30. Januar wie auch am 3. und 6. Februar lag die Rosamel-Insel in eisfreiem Wasser da, und eine breite, offene Wasserfläche erstreckte sich tief in den Golf hinein, am 10., 17. und

20. Februar jedoch war der südliche Teil des Sundes wieder mit Packeis angefüllt, am 23. war die Insel wieder eisfrei und dieselbe breite, offene Wasserfläche erstreckte sich in den Sund hinein. Am 3. März kehrte Grunden von einer Wanderung auf dem Inlandeise mit der Nachricht zurück, dass der ganze Golf, soweit er habe sehen können, eisfrei sei, zehn Tage später sahen wir jedoch wieder viel Eis in dem südlichen Teil des Sundes.*) Wahrscheinlich beruhten diese wiederholten Blockierungen um die Rosamel-Insel auf dem Umstande, dass von Zeit zu Zeit neue Eismassen aus dem Golf während der dort regelmässig vor sich gehenden Eisschmelze in den Antarctic-Sund gepresst wurden.

Mit dem Wechsel des Treibeises wechselten unsere Vermutungen über das Schicksal der „Antarctic". Würde sie unverrichteter Sache von Osten her zurückkehren, oder würde sie vielleicht aus Süden kommen, flaggengeschmückt, mit Nordenskjöld und seinen Kameraden an Bord und mit einer heiteren Lösung des dunkeln Rätsels? Von den Höhen oberhalb des Lagerplatzes sahen wir oft sonderbare Dinge in der Richtung auf die d'Urville-Insel zu. Dort befanden sich zahlreiche Eisberge, deren Lage sich mit Wind und Sturm veränderte. Wenn sich dann der Nebel da draussen bald verdichtete, bald hob, oder Schatten und Sonnenlichter unter jagenden Wolken über die Eisriesen dahinhuschten, nahm wohl der eine oder der andere von ihnen die Form eines Schiffes an, das seinen Kurs auf unsere Sehnsuchtsbucht zu richtete.

Aber die Tage vergingen und aus den Wochen wurden Monate, ohne dass die „Antarctic" wiederkehrte. Die Notwendigkeit, hier überwintern zu müssen, wovon wir früher nur als unbestimmte Möglichkeit gesprochen hatten, nahm jetzt allmählich die Form einer drohenden Gewissheit an. Mit nur zwei vom Sturm zerrissenen Zelten und einem unzulänglichen Proviantvorrat ausgerüstet, standen wir dem Polarwinter gegenüber. Es

*) In diesem Zusammenhang muss noch erwähnt werden, dass wir Ende Februar einen Fehler in unserer Zeitrechnung machten. Wir hatten keinen Kalender bei uns und konnten uns nicht darüber einigen, ob das Jahr 1903 ein Schaltjahr sei oder nicht. Um jedoch den Vorteil zu haben, die »Antarctic« noch einen Tag länger erwarten zu können, ehe die gesetzte Frist verstrichen war, stimmten wir dafür, dass es ein Schaltjahr sein sollte. Auf diese Weise kamen wir von nun an einen Tag in Rückstand. Die hier angegebenen Daten sind korrigiert. Zu beachten ist noch, dass wir den siebzehnten Mai am 18. Mai und den Mittsommertag am 25. Juni usw. feierten.

Hoffnungsbucht
Flores-Berg
Pyramiden
Skizze der
Hoffnungsbucht
aufgenommen von
S. Duse.
Winterhütte.

handelte sich darum, der Natur die allereinfachsten Mittel zur Erhaltung unseres Lebens: Wohnung, Speise und Feuerung abzuringen.

In Bezug auf den Arbeitsplan für den Bau einer Winterhütte waren wir uns bald einig. Solide Wände aus Steinblöcken sollten in Manneshöhe aufgeführt werden, als Dachsparren wollten wir den Schlitten und einige Pfähle, Bretter und dergleichen verwenden und darüber die alte Persenning breiten, die wir bisher zum Schutz über unser Proviantdepot gedeckt hatten. Innerhalb

Lagerplatz

dieser Hütte wollten wir dann das grosse Zelt errichten, nachdem wir das Dach glattgemacht und den unteren Umfang verkleinert hatten, so dass es eine annähernd kubische Form erhielt. Hierdurch erzielten wir einen doppelten Schutz gegen Wind und Kälte.

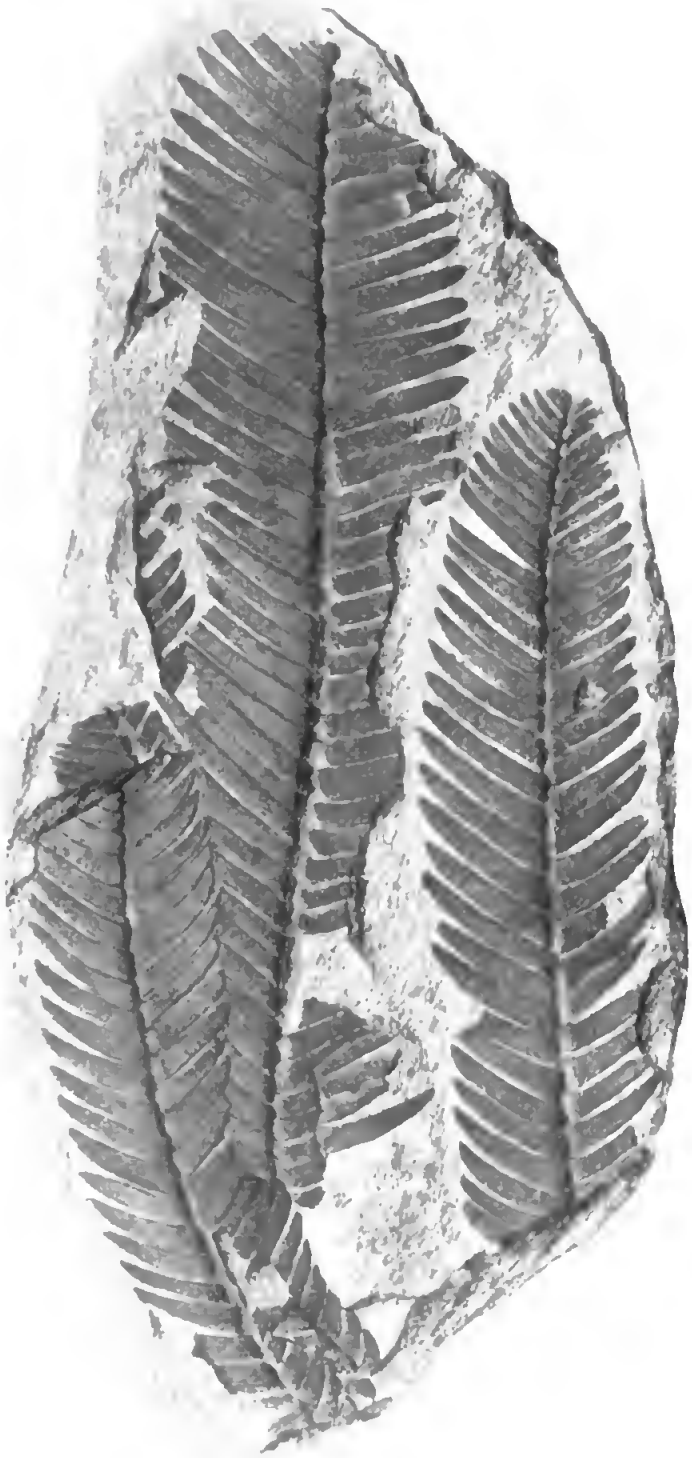
Als Baustelle erwählten wir den ebenen und einigermassen trockenen Platz neben dem grossen Zelt, das stehen bleiben und uns als provisorische Wohnung dienen sollte, bis das Haus zum Einzug bereit war.

Glücklicherweise lagen rings um unser Lager herum hinreichend Felsblöcke und grosse, flache Steine, die sehr geeignet zu Baumaterial waren. Schon am 11. Februar begannen wir

unsere Arbeit, indem wir einige Steine zusammentrugen, im Grunde mehr als Zeitvertreib und ohne ernstlich daran zu denken, dass wir gezwungen sein könnten, unsere Baupläne zur Ausführung zu bringen. Zwei Tage später fertigte Grunden aus ein paar Zeltstangen und ein paar Brettern eine Bahre an, und auf diese luden dann abwechselnd zwei von uns die Steinblöcke, die von dem dritten aus dem schon etwas aufgetauten Boden losgebrochen wurden. Am 17. legten wir einen vollständigen Grund zu den am Boden bedeutend mehr als meterdicken Mauern, die von nun an mit jedem Tag an Höhe zunahmen und deren Lücken und Spalten mit kleinem Strandkies ausgefüllt wurden, den wir zur Ebbezeit an dem trocken gelegten Strande sammelten.

Wir arbeiteten jedoch noch in grösster Musse, und einige von den schönen Tagen Ende Februar wurden zu einer grossen Pinguinschlachterei verwendet. Anfang März aber wurde es eine Lebensfrage für uns, das Haus so bald wie möglich fertig zu stellen. Wir gingen nun schnell zu einer ziemlich exklusiven „Naturdiät" über, die hauptsächlich aus Pinguinsuppe bestand. Um an unserm kleinen Salzvorrat zu sparen, kochten wir diese mit einem Zusatz von Seewasser. Die darin enthaltenen Magnesiumsalze riefen anfangs bei uns allen dreien heftige Diarrhoeanfälle, verbunden mit entsetzlichen Kolikschmerzen, hervor. Die Kälte während der stürmischen Nächte trug auch dazu bei, dies Übel zu verschlimmern. Oft mussten wir mehrmals im Laufe einer Nacht aus dem Schlafsack kriechen und kaum halb angekleidet in die Finsternis und den wirbelnden Schneesturm hinaus stürzen. Auch der Zustand des Zeltes verschlechterte sich schnell bei dem schrecklichen Unwetter. Grunden, den wir zum „Zeltmeister" ernannten, hatte grosse Mühe, das Zelttuch mit hinreichend vielen und schweren Steinblöcken zu belasten, um uns gegen die Gefahr zu schützen, eines Nachts mit samt dem Zelt ins Meer hineingeweht zu werden. Jeden Morgen nahm Grunden auch seine Segelnadel zur Hand, um die Risse zusammen zu nähen, die der Sturm während der Nacht in das Zelttuch gerissen hatte. Unten am Boden war das Zelt schliesslich ganz zerfetzt, und nach stürmischen Nächten lagen zuweilen kleine, leichte Schneewehen über den Schlafsäcken.

Der Winter brach jetzt schnell herein. Der Bach, aus dem wir Wasser geschöpft hatten, versiegte, und der See war mit so dickem Eis bedeckt, dass wir nur mit Mühe eine kleine Wake



Otozamites.
Aus der Juraflora an der Hoffnungsbucht. Natürl. Gr.

Digitized by Google

offen halten konnten. Der Wellengischt, der bei den kalten Stürmen um die Strandklippen aufbrauste, gefror zu einer stellenweise meterdicken Kruste, die den Strand wie eine weisse Borte umsäumte.

Diese Zeit, ehe unsere Hütte fertig wurde, war die schwerste während der ganzen Überwinterung. Erschöpft von den anhaltenden Diarrhöeanfällen, und vor die Möglichkeit gestellt, falls das Zelt zu Fetzen zerrissen wurde, mitten im Schneesturm buchstäblich auf freiem Felde dazusitzen, sahen wir uns gezwungen, die Kräfte bis aufs äusserste anzuspannen, um bald unter Dach zu kommen.

Den 6. März wurde unsere Hütte mit Schnee angefüllt, aber schon am nächsten Tage schaufelten wir sie trotz des anhaltenden Sturmes wieder leer und setzten unsere Arbeit fort. Am 8. war der Wind noch stark, aber das Schneegestöber hatte aufgehört; am 9. arbeiteten wir bei zunehmendem Schneesturm, der am nächsten Tage so heftig war, dass wir uns zur Untätigkeit gezwungen sahen. Aber im Laufe des 11. besserte sich das Wetter. Der Schlitten wurde nun in umgekehrter Lage als Dachfirst eingebaut, und die Mauern ragten fertig auf. Der 12. war ein harter Arbeitstag. Duse nähte einen Teppich aus Pinguinhaut zusammen, der als Isolierung gegen den gefrorenen Boden unter die Bodenpersenning des Zeltes gelegt werden sollte. Grunden flickte die alte Persenning, die uns als Dach dienen sollte, und ich fegte mit dem Flügel eines Riesensturmvogels allen Schnee aus dem Hause. Dann waren wir alle behilflich, die Dachsparren zu befestigen, die ausser dem Schlitten aus drei langen Planken, ein paar Schneeschuhstäben, zwei grossen Holzscheiben sowie den Böden und den Dauben eines geleerten und zerschlagenen Brotfasses bestanden. Als dies alles getan war, stellten wir das Zelt hinein und legten die Dachpersenning auf, die von grossen Steinblöcken und in den soliden Mauern befestigten Eckpfählen gehalten wurde.

Es dämmerte bereits, ehe wir an die Bedürfnisse des Magens denken konnten. Wir nahmen eine kleine Festmahlzeit mit nachfolgendem Schnaps ein und beglückwünschten einander zu der festen Behausung, über die der Sturm kein Recht hatte. Die Frist für die Rückkehr der „Antarctic" war jetzt freilich verstrichen, aber wir hegten doch eine schwache Hoffnung, dass sie noch kommen könne. Und selbst wenn sie nicht kam, so lagen

Die Winterhütte an der Hoffnungsbucht, während der Vorplatz im Bau begriffen war.

aller Berechnung nach die schwersten Tage der Überwinterung hinter uns, jetzt, wo wir aus dem zerfetzten, unter den Stössen des Sturmes erzitternden Zelt in ein freilich enges und finsteres, aber doch gegen den nervenangreifenden Sturm geschütztes Winterheim gekommen waren. Die erste Nacht in der Hütte brachte uns auch einen ruhigen und tiefen Schlaf, eine wahre Erquickung nach dem angsterfüllten, von dem Druck und dem Klatschen der flatternden Zeltwände beständig gestörten Schlummer der vorhergehenden Nächte.

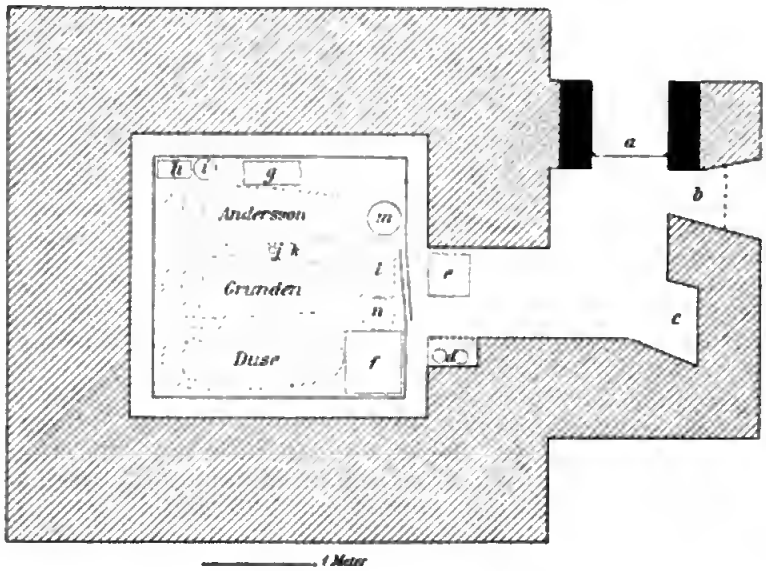
In die Hütte eingezogen waren wir nun ja, aber sie war doch noch lange nicht fertig. Der Eingang war während der nächsten beiden Wochen nur provisorisch und unzulänglich mit einem Seehundsfell und einer hölzernen Kiste geschlossen, und die Schneestürme trieben ganze Ladungen Schnee durch diese Tür, wie auch die Hunderte von kleinen Spalten und Löcher, die sich in den dicken Steinmauern befanden, dem Wind und dem Schnee freien Spielraum liessen.

So war es denn unsere erste Aufgabe, einen Vorplatz zu bauen, wie ihn die Eskimos bei ihren Hütten anwenden. Wir legten den unsrigen winkelförmig an, was zwei Vorteile hatte, teils sparten wir dadurch an Baumaterial, das jetzt bei dem hartgefrorenen Boden schwer zu beschaffen war, teils hinderten wir den Wind, direkt ins Zelt hineinzuwehen, wenn die Tür geöffnet wurde.

Den Vorplatz bedeckten wir mit der losen Fussbodenpersenning des kleinen Schlittenfahrtzeltes, und die äussere Türöffnung wurde folgendermassen konstruiert. Als Schwelle — und zwar war es eine ziemlich hohe Schwelle — verwendeten wir eine Petroleumkiste, die eine noch unberührte und für die Schlittenfahrt im Frühling bestimmte Petroleumkanne enthielt. Die Seitenstücke des Türrahmens bildeten zwei Kisten, die mit Pflanzenfossilien angefüllt waren und auf die hohe Kante gestellt wurden (die zwei schwarzen Rechtecke auf dem Bilde Seite 175). Hierauf wurde eine dritte Fossilienkiste gestellt und das ganze mit Steinblöcken umgeben. Die so erhaltene Türöffnung war quadratisch und ungefähr 70 cm hoch. Es war mithin keine Rede davon, hindurch zu gehen, man musste vielmehr sehr vorsichtig kriechen, was beim Hinausgelangen vorwärts geschah, während man, um in die Hütte hinein zu kommen, sich mit den Knien auf die Schwelle legen und dann rückwärts hineinkriechen musste.

Aus den Deckeln von zwei Fossilienkisten fertigte Duse einen Verschluss an, der genau in die Öffnung passte. Er wurde vom Gang aus vorgeschoben und lag draussen auf schmalen, an die Kisten festgenagelten Verdichtungsleisten, während er inwendig mit einem kleinen Holzklotz abgeschlossen wurde. Das ganze war einfach, praktisch und geschickt gemacht.

Es war notwendig, dass die Tür nach innen schlug, denn späterhin im Winter, als die Hütte völlig eingeschneit war, füllte



Die Winterhütte in der Hoffnungsbucht

a) Eingang. b) Speck- und Fleischkeller. c) Bequemlichkeitseinrichtung. d) Kochplatz. e) Sitzplatz für den Koch. f) Vorratskiste. g) Kiste mit gemischtem Inhalt. h) Kleine Kistan. i) Petroleumbehälter. j) Zeltstanga. k) Tisch. l) Holzkiste. m und n) Ober- und Untertail des Kochapparats. Gegenstände (Schlafsacke etc.), deren Platz Tag und Nacht wechselte sind, mit gebrochenen Konturen angegeben.

sich bei jedem neuen Schneesturm das Eingangsloch schnell mit Schnee. Es wäre daher unmöglich gewesen, den Verschluss zu entfernen, wenn er sich nach aussen geöffnet hätte. Jetzt hingegen zogen wir ihn ohne alle Mühe nach innen und hatten dann eine Wand aus reinem Schnee vor uns, von der wir nahmen, was wir zum Schmelzen in der Küche gebrauchten. Lagen wir auf diese Weise mehrere Tage hintereinander eingeschneit, so „assen" wir uns allmählich ein gutes Stück durch die Türöffnung hindurch, so dass sich dort schliesslich ein Loch bildete, in dem ein ganzer Mann Platz hatte. Dies Verfahren hatte auch den

Vorteil, dass wir uns schon auf dem besten Wege ins Freie befanden, wenn wir nach Beendigung eines Schneesturmes anfingen, uns wieder auszugraben.

Neben der Türöffnung (a) hatten wir beim Bau ein anderes grosses Loch in der Mauer gelassen (b). Unsere ursprüngliche Absicht war es, diese Öffnung mit reinem Schnee zu füllen, um an stürmischen Tagen daraus unsern Wasservorrat zu entnehmen, ohne uns in das Unwetter hinausbegeben zu müssen. Dieser Gedanke war zur Zeit der Erbauung unseres Vorplatzes ganz natürlich, denn während der damals herrschenden Herbststürme blieb, wie wir bald sehen werden, kein Schnee in der Nähe des Hauses liegen. Späterhin im Winter erwies sich jedoch, wie ich eben geschildert habe, dieser „Schneekeller" als völlig überflüssig, er erhielt aber eine andere, sehr wichtige Verwendung, nämlich als Aufbewahrungsplatz für Fleisch und Speck. Sobald das Wetter nach einem Schneesturm wieder gut wurde, war es unsere erste Sorge, diesen Keller frisch zu füllen, um auf neues Unwetter vorbereitet zu sein, das nie lange auf sich warten liess.

In der Ecke des winkelförmigen Ganges befand sich ein nischenförmiger Raum (c), der zu Bequemlichkeitseinrichtungen verwendet wurde. Beim Bau waren wir im Zweifel gewesen, ob wir uns auf diese Weise einrichten könnten, aber bei der niedrigen Temperatur, die in unserer Hütte herrschte, bereitete uns diese Anordnung keine weiteren Unannehmlichkeiten, erwies sich aber im Laufe des Winters, wo wir oft eine ganze Woche eingeschneit lagen, als dringende Notwendigkeit. Es hat etwas sehr verlockendes, einige kleine Scherze und Wortspiele wiederzugeben, die über diesen Winkel unserer kleinen Koje gemacht wurden, aber prüde Gemüter würden das vielleicht „shocking" finden.

Vor dem Eingang zum Zelt lag die „Küche". Das Dach wurde von ein paar mächtigen flachen Steinen gebildet, unter denen sich auf der einen Seite ein kleiner nischenförmiger Raum (d) in der Mauer befand, der sich bis auf ungefähr einen halben Meter über dem Fussboden erstreckte, wo die Mauer wieder in ihrer ganzen Breite vorsprang. Hier befand sich ein Absatz, auf den wir die beiden „Tranqualmer" gestellt hatten. Mitten vor diesem Herd stand ein grosser Blechkasten (e), der gedörrtes

Gemüse enthielt und das recht kühle Wirkungsfeld des Koches bildete.

An allerlei kleinen Einrichtungen draussen auf dem Vorplatz vorüberkommend, gelangen wir nun an die Zeltöffnung und können durch diese die Einrichtung des Zeltes selber in Augenschein nehmen. Dort befinden sich verschiedene Gegenstände, deren Platz stets, Tag und Nacht, derselbe ist, so z. B. der offene niedrige Kasten, der für alle möglichen Küchengerätschaften, Essgeschirr usw. bestimmt ist, die Kiste mit Büchern und dergl., ein paar kleinere Kisten (h), die Petroleumkanne (i), sowie die Zeltstange (j), die den Schlitten stützte und verhinderte, dass er zu sehr von der Schneelast auf die Zeltpersenning niedergedrückt wurde. Eine an der Zeltstange bewegliche, runde Tischplatte (k) konnte entweder oben unter die Zeltdecke aufgewunden und dort befestigt, oder in gewöhnlicher Tischhöhe in horizontaler Lage an der Zeltstange festgebunden werden, was an den Tagen geschah, wo wir es vorzogen, die Schlafsäcke aufzurollen und arbeitend um den Tisch herum zu sitzen. (Siehe Abb. Seite 185.) Die Lage der Schlafsäcke ist auf dem Bilde angegeben. Wenn sie nicht in Gebrauch waren, wurden sie zusammengerollt und nebeneinander an die Wand im Hintergrund gelegt. Die Kiste 1, bei der stets das unterste nach oben gekehrt stand, wurde in der Nacht vor die Zeltöffnung gestellt. Wenn wir alle auf waren, diente sie einem von uns als Sitzplatz, an Sturmtagen aber, wo nur der Koch auf den Beinen war, wurde sie auf seinen Schlafplatz gestellt, um als Tisch zu fungieren. (Siehe die Abbildung Seite 197.) Der Oberteil (m) des während des Winters nicht benutzten Kochapparates wurde zur Verwahrung von Kochtöpfen mit warmem Inhalt verwendet, die hierin nur langsam abkühlten. Der untere Teil (n) wurde des Tags als Stuhl, des Nachts als brandsicherer Platz für die brennende Lampe gebraucht. Da war kaum einer unter den von uns mitgenommenen Gegenständen, der hier nicht seine Verwendung fand. Kleine Enden Tauwerk, Holzstückchen, sogar leere Konservendosen wurden aufgehoben und für vorkommende Fälle verwahrt.

Ich habe bereits erzählt, wie glücklich wir uns fühlten, als wir aus dem vom Sturm zerfetzten Zelt in diese solide Hütte hineingekommen waren. Aber die Freude sollte nicht ungetrübt bleiben.

Wohl hatten wir viele Säcke mit Kies zwischen die Steinblöcke der Mauern gefüllt und ausserdem versucht, die Wände mit getrockneten Algen dicht zu machen. Da waren aber doch noch unzählige Löcher und Spalten, durch die Wind und Schnee hereindrangen.

Wir waren am 12. März in die Hütte eingezogen; schon zwei Tage später fanden wir recht ansehnliche Schneemengen zwischen den Steinmauern und der Zeltwand. Wir stopften nun Algen in alle sichtbaren Löcher und schützten die Mauern von aussen mit Schnee. Am 15. aber fegte ein heftiger Schneesturm den ganzen Schutz weg und trieb Unmengen von Schnee gegen das dem Druck nachgebende Zelt. Am 16. gelang es uns, mit grosser Mühe, allen Schnee heraus zu fegen, und am folgenden Tage wurde die Aussenwand abermals mit einer zu hartem Eis erstarrenden Masse aus Schnee und Seewasser verstrichen. Dann folgten einige Sturmtage, 18. bis 21. März, nach denen wir von neuem die Mauer verstreichen mussten. Die Abbildung Seite 173 zeigt die Hütte, wie sie jetzt aussah mit in Schnee gekleideten Mauern und dem im Bau begriffenen Vorplatz.

Der Sturm zerstörte schnell wieder das Ergebnis unserer mühevollen Arbeit. Schon am 27. erforderten die Mauern eine neue Schneebekleidung, und am 30. waren die Wände schon wieder durchlöchert. Am 1. April fingen wir an, die Windseite der Mauern mit einem dicken, festanliegenden Schneewall zu bekleiden. Wir mussten den Schnee in einer hölzernen Kiste von den ziemlich entfernt gelegenen Schneewehen herbeischleppen. Die Arbeit ging langsam von statten, und der Wind zerstörte unsern Wall fast ebenso schnell wieder, wie wir ihn bauten. Es schien, als sollten wir Monat für Monat, unter stetig zunehmender Kälte und kürzer werdenden Tagen, ohne sichere Aussicht auf Erfolg, den Kampf gegen den fürchterlichen Südweststurm fortsetzen!

Am 24. April war die Reihe an mir, abzukochen. Als ich am Morgen die Lampe anzündete, zeigte das Thermometer unter der Zeltdecke —14°. Unten am Fussboden waren sicher —20°, und draussen in der Küche war es noch beträchtlich kälter. Der schneidend kalte Sturm fegte dort durch die undichten Mauern. Die Füsse schmerzten, und die erstarrten, mit Frostbeulen bedeckten Finger wollten kaum ihren Dienst verrichten,

als ich den gefrorenen Speck schneiden und Schnee in den Kochkessel füllen musste. Es war ein ungemütlicher Tag!

Dann aber kam eine kurze Zeit mit windstillem, gutem Arbeitswetter, und wir machten sie uns zu nutze, indem wir um die Mauern herum solide Wälle von grossen Schneeblöcken aufbauten, die wir mit Hilfe der eisernen Reifen von dem zerschlagenen Brotfass aus den Schneeschanzen herausschnitten.

Freilich zehrten die Stürme stark an diesen Wällen, aber es gelang uns nun doch, die Hütte einigermassen dicht zu halten. Je mehr der Winter vorschritt, desto besser gestalteten sich die Verhältnisse nach dieser Richtung hin. Natürliche, vom Winde hart gepackte Schneeschanzen lagerten sich vor die von uns gebauten Blockwälle, und wir brauchten nicht mehr jede Stunde im Freien mit der Instandsetzung dessen zuzubringen, was der letzte Sturm zerstört hatte. Um die „Mittsommerzeit" lag die Hütte völlig vergraben in einem weit gestreckten flachen Schneewall, der sich allmählich um sie herum aufgehäuft hatte. Von den Wänden war nichts sichtbar, nur die mit Steinen und entspeckten Seehundsfellen bedeckte Dachpersenning lag wie ein schwarzer Fleck mitten in all dem gleichmässigen Weiss da. Die Temperatur in der Hütte hielt sich nun ganz gleichmässig. Während des Tages, wenn gekocht wurde, nahmen die Mauern innerhalb der aus Schnee gebildeten prächtigen Isoliermasse einen Teil Wärme auf, der dann in der Nacht langsam an die Luft in der Hütte abgegeben wurde. Die Temperatur hielt sich hier ein wenig unter Null, ein Wärmegrad, an den wir uns bald vollständig gewöhnten, so dass wir arbeitend oder plaudernd in der Unterjacke, mit unbedeckten Händen und barhäuptig dasitzen konnten. Ja, wie sonderbar es erscheinen mag, wir wünschten von ganzem Herzen, dass sich die Temperatur im Hause stets auf dem Gefrierpunkt halten möge, denn eine traurige Erfahrung hatte uns gelehrt, dass jede milde Witterung einen fürchterlichen Tropfenfall aus schmelzendem Reif von der Dachpersenning herab zur Folge hatte, und dieser Niederschlag aus klebrigem, halbflüssigem Schmutz machte uns die Hütte zu einer wahren kleinen Hölle.

XII.

Unsere Ernährung und unsere Feuerung.

Ich habe oben unsere Bausorgen bis zu dem Zeitpunkt geschildert, wo die Hütte in eine mächtige Schneemasse gehüllt, uns einen Schutz bot, in dem wir ruhig den Stürmen, die da kommen würden, Trotz bieten konnten. Mein Bericht muss nun wieder zu dem Anfang der Überwinterung zurückkehren, um zu zeigen, wie wir uns Feuerung und Speisen verschafften.

Bis Ende Februar hatten wir in der Hoffnung auf die baldige Rückkehr der „Antarctic" hauptsächlich von den Vorräten aus dem bei unserer Landung errichteten Depot gelebt. Aber mit dem 1. März trat in dieser Hinsicht eine völlige Umgestaltung in unsern Lebensgewohnheiten ein. Während wir uns bisher in ganz zivilisierter Weise ernährt hatten, fristeten wir jetzt plötzlich unser Dasein fast ausschliesslich von den Erzeugnissen der uns umgebenden Natur.

Wie ich bereits in einem früheren Kapitel erwähnt habe, war durch ein Versehen, das mir allein zur Last fiel, die an Land geschaffte Quantität unseres wichtigsten Proviantartikels, des Brotes, bedeutend geringer, als es unsere Absicht gewesen war. Von dem ursprünglichen Vorrat (225 kg) waren zu Anfang der Überwinterung nur noch ungefähr 170 kg vorhanden. Mit diesem knappen Mass hielten wir auf folgende

Weise haus: Jeden zwanzigsten Tag wurde aus dem von den ursprünglichen drei Brotfässern, das wir während der Zeit gerade in Gebrauch hatten, ein Sack von ungefähr 12 kg Inhalt gefüllt. Diese Brotmenge wurde nun in drei gleiche Teile geteilt, von denen jedem eines durch das Los beschieden wurde. Duse verwahrte sein Brot in dem Sack auf, Grunden besass einen Beutel, in dem er auf der Schlittenfahrt seine Reservekleider untergebracht hatte, und ich legte meinen Teil in einen Rucksack der bisher zu allerlei ganz verschiedenen Zwecken benutzt worden war. Während der drei Wochen, die bis zur nächsten Brotverteilung verstrichen, konnte nun jeder mit seinen 4 kg (d. h. 200 g pro Tag) nach Belieben verfahren.

An Konservenfleisch, Brot, Butter, Kakao, Kaffee und Zucker wie auch an Petroleum stellten wir gleich zu Anfang der Überwinterung die Mengen zurück, die wir im nächsten Frühling auf unserer Schlittenfahrt nach Snow Hill nötig zu haben glaubten. Der Überrest unseres Depotproviants war nicht grösser, als dass er, auf den ganzen Winter verteilt, gerade ausreichte, um eine kleine Abwechslung in die trübselige Einförmigkeit der Naturproviantierung zu bringen.

Unsere Speiseordnung während der Überwinterung in der Hoffnungsbucht war die folgende:

Montag.

Frühstück: Gebratenes Fleisch, Pinguin oder Seehund, Kaffee.

Mittagessen: Suppe von Pinguin- oder Seehundfleisch und gedörrte Gemüse, gebratenes Fleisch.

Abendbrot: Gebratenes Fleisch, Tee.

Dienstag.

Frühstück: Gebratenes Fleisch, Kaffee.

Mittagessen: Eingelegte Heringe, Suppe (siehe Montag), gebratenes Fleisch.

Abendbrot: Gebratenes Fleisch, Tee.

Mittwoch.

Frühstück: Gebratenes Fleisch, Kaffee.

Mittagessen: Suppe (siehe Montag), gebratenes Fleisch.

Abendbrot: Gebratenes Fleisch, Tee.

Donnerstag.

Frühstück: Gebratenes Fleisch, Kaffee.
Mittagessen: Suppe (siehe Montag), gebratenes Fleisch.
Abendbrot: Grütze, gebratenes Fleisch, Tee.

Freitag.

Frühstück: Gebratenes Fleisch, Kaffee.
Mittagessen: Eingelegte Heringe, Suppe (siehe Montag), gebratenes Fleisch.
Abendbrot: Gebratenes Fleisch, Tee.

Sonnabend.

Frühstück: Gebratenes Fleisch, Kaffee.
Mittagessen: Suppe (siehe Montag), gebratenes Fleisch.
Abendbrot: Gebratenes Fleisch, Tee.

Sonntag.

Frühstück: Gebratenes Fleisch, Kaffee mit Sahne*) (während des ersten Teils der Überwinterung Kakao mit Zucker und Sahne).
Mittagessen: Eingelegte Heringe, Konservenfleisch mit Konservensuppe, gebratenes Fleisch, Extrakaffee.
Abendbrot: Gebratenes Fleisch, Tee.

Aus dieser Tabelle ergibt sich unsere Winterspeiseordnung bis zum 1. Juni, wo wir infolge drohenden Mangels an Brennmaterial den Entschluss fassten, nur zwei Mahlzeiten täglich zu kochen. Seit diesem Tage trat insofern eine Änderung ein, als wir das Mittagessen und das Abendbrot zu einer Mahlzeit vereinigten, die zum Beispiel des Montags aus Pinguinsuppe, Seehundsteak und Tee, am Donnerstag aus Grütze, Steak und Tee bestand. In Bezug auf die Speiseordnung muss noch bemerkt werden, dass wir abwechselnd in der einen Woche dreimal und in der andern Woche viermal eingelegte Heringe bekamen.

Der Kaffee, den wir während dieses Winters tranken, war so unschuldiger Art, dass auch nicht der allererbittertste Gegner dieses Getränkes ihn uns verweigert haben würde. Auf anderthalb Liter Wasser nahmen wir nämlich jeden Morgen einen Esslöffel voll gemahlenen Kaffee! Das Produkt, das wir nach

*) Gezuckerte, kondensierte Milch.

tüchtigem Kochen dieser Mischung erzielen, hatte eine sehr schwach bräunlich-gelbe Färbung und einen leisen Anflug von dem Geruch und Geschmack des Kaffees. Dass so unerhörte Luxusartikel wie Zucker und Sahne nicht im alltäglichen Leben vorkamen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Des Sonntags morgens bekam ein jeder von uns einen Teelöffel voll gezuckerter, kondensierter Milch zum Kaffee. Am Sonntagnachmittag, wie auch zuweilen bei irgend einer festlichen Gelegenheit an Wochentagen, kochten wir von dem täglich gesammelten Kaffeesatz sogenannten „Extrakaffee" von allerbescheidenster Stärke.

Der Tee, den wir am Abend bereiteten, war in seiner Art ebenso schwach wie der Kaffee am Morgen, aber wir gaben ihm ein wenig mehr Geschmack durch einen Zusatz von ein paar kleinen Zitronenkrystallen.

Die Sahne, an der wir uns zweimal wöchentlich delektierten, war bei unserm chronischen Kohlenhydrathunger ein grosser Leckerbissen. Die infolge von Schimmelbildung zum Teil zu weichen Klumpen zusammengewachsenen Graupen wurden in einer Mischung aus Schnee und Seewasser gekocht, nie aber hat mir eine in der Heimat mit Milch und Butter bereitete Grütze auch nur annäherungsweise so gut geschmeckt, wie dies elende Gericht in der Steinhütte. Graupen müssen bekanntlich sehr lange kochen, und um uns die Mühe zu ersparen, zweimal wöchentlich diese langwierige Prozedur zu wiederholen, kochten wir den grossen Kochtopf auf einmal voll und liessen die Hälfte davon bis zum nächsten Grütztag stehen, wo sie in Seehundsöl gebacken und oft mit gebräunten Würfeln von Seehundspeck angerichtet wurde. In dieser Form war die Grütze ein besonders beliebter Leckerbissen.

Ein paarmal im Laufe des Winters erfreuten wir unsere Gemüter mit einem eigentümlichen Backwerk, das Grunden während seiner Walfischfangreisen im nördlichen Eismeer hatte backen lernen und das „Dänga" hiess. Dies sonderbare Gericht bestand aus Brotkrumen, in einer Mischung aus Salz- und Süsswasser aufgeweicht und in Seehundsöl gebacken. Es war gar nicht leicht, einen Dänga gut zu bereiten, so dass er schmackhaft und genügend durchgebacken war, ohne verbrannt zu sein. Auch zu diesem Gericht schmeckten gebräunte Speckwürfel vorzüglich.

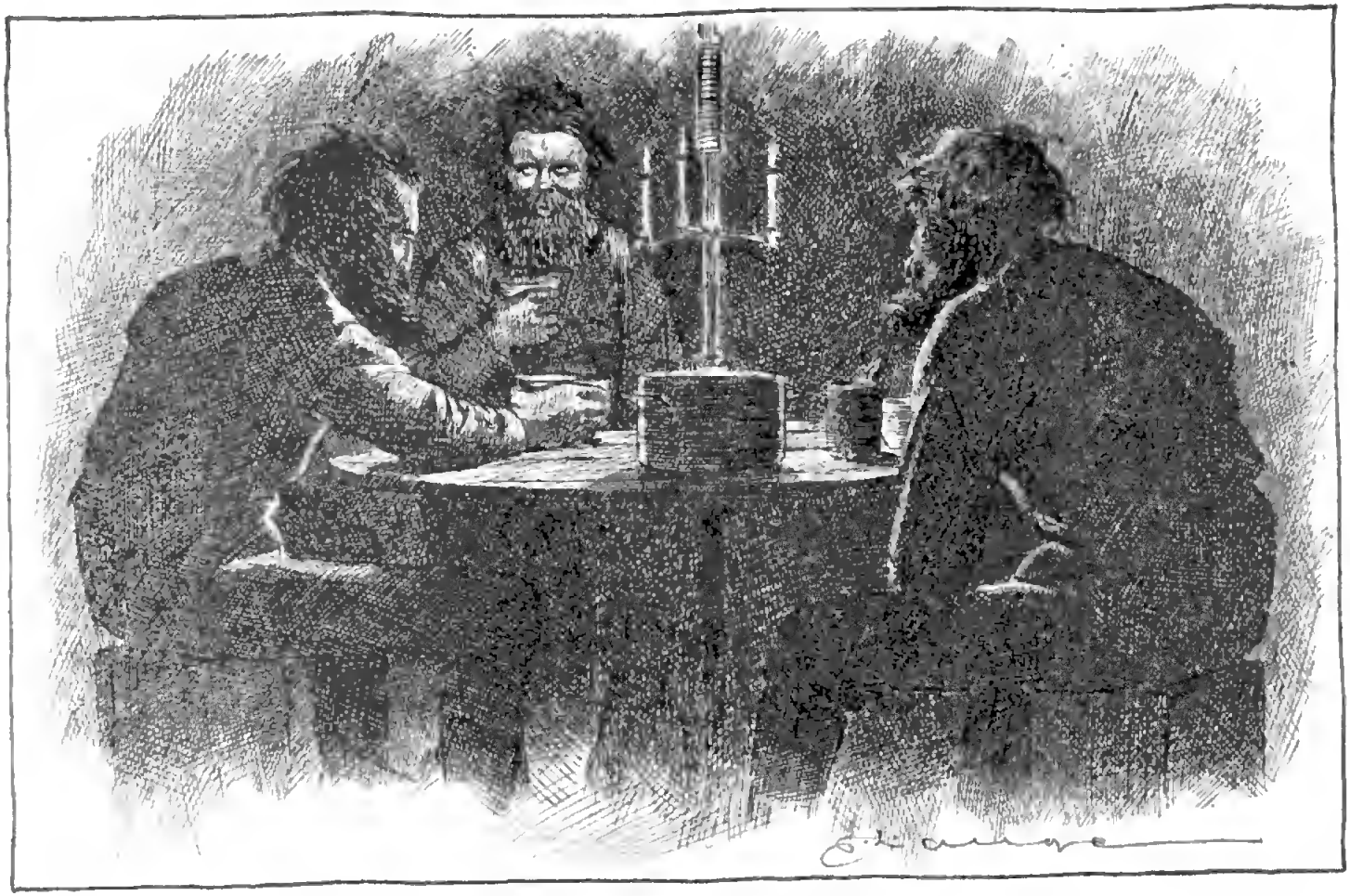
Die Sonntage waren unsere grossen Festtage, an denen alle drei Mahlzeiten, namentlich aber das Mittagessen, eine ersehnte

Abwechslung in die dürftige Einförmigkeit der Woche brachten. Über alle Beschreibung schön war aber der erste Sonntag in jedem Monat, an dem wir einen Schnaps zu Tische bekamen. Nachdem wir zwei Flaschen Spiritus für die Schlittenfahrt im Frühling zurückgestellt hatten, waren noch anderthalb Flaschen übrig. Bei gehöriger Verdünnung (ein Teil 96prozentiger Spiritus und ein Teil Wasser) reichte dies zu einem „Schnaps" für den ersten Sonntag in jedem Monat, wie zu einigen andern festlichen Tagen. Duse hatte eine kleine Taschenflasche mit einem Metallbecher, der bei dieser feierlichen Gelegenheit die Runde machte. Bei dem „Monatsschnaps" beglückwünschten wir uns gegenseitig, dass wir dem ersehnten Ziel wieder um einen Monat näher gerückt waren.

Einmal goss einer von uns aus Versehen seinen Schnaps zu schnell herunter. Er ärgerte sich den ganzen Monat darüber, als aber dann der nächste Schnaps kam, schlürfte er ihn mit tiefem Ernst und liess ihn langsam durch die Kehle gleiten.

Ganz ausnahmsweise setzten wir wohl einmal einen „Extra-Schnapstag" an. In erster Linie sind unter diesen die drei Geburtstage zu erwähnen. Wir waren alle drei gleichaltrig, und unsere Geburtstage fielen alle in die Zeit, die wir in der Steinhütte zubrachten. Zuerst wurde ich am 3. Juli 29 Jahre alt, dann feierte Duse seinen 30. Geburtstag am 2. August, und schliesslich, unmittelbar vor unserm Aufbruch, am 25. September, wurde Grundens 29. Geburtstag festlich begangen. Duse besass eine Miniatur-Flagge, die bei diesen feierlichen Gelegenheiten an der Zeltstange befestigt wurde, gerade über dem Kopf des Geburtstagskindes. Gratulationsreden und Erwiderungen wurden bei dem Schlürfen des Schnapses gehalten, und das Mittagessen hatte ein von der alltäglichen Anordnung abweichendes, für unsere Verhältnisse feierliches Gepräge.

An dem Nationaltag der Norweger, dem „siebzehnten Mai", wollten Duse und ich Grunden eine kleine Überraschung bereiten. Ich waltete an diesem Tage des Amtes als Koch. Als die Kameraden, die am Vormittag fort gewesen waren, um ein auf dem Schnee festgefrorenes Seehundsfell loszueisen, zurückkehrten, wehte die Flagge von einem Schneeschuhstab herab, und ich bewirtete sie mit einem gründlich angebrannten Kuchen aus aufgeweichten Brotkrumen, einigen Stücken gedörrten Obstes, etwas Zucker und einigen Löffeln kondensierter Milch.



Mittwinterfest in der Hoffnungsbucht

Am bedeutungsvollsten und denkwürdigsten unter unsern Festtagen waren jedoch die Mittsommer- oder hier unten vielmehr die Mittwintertage.

Mehr und mehr hat das lange nächtliche Dunkel den kurzen Tag des Südens beschränkt, bis schliesslich die feuersprühende Scheibe der Sonne um die Mittagszeit kaum über den Rand des Festlandeises draussen an der nördlichen Landzunge aufsteigt. In machtlosem Sehnen schweift der Gedanke weit, weit weg zu den Gegenden, wo jetzt Sommer ist, wo die Nächte kurz und hell sind, zu dem alten Lande jenseits des Weltmeeres, dem Lande der Kindheit, wo jetzt in allen Dörfern der Mittsommerreigen getanzt wird.

Aber auch hier unten ist die Mittsommerzeit eine Festzeit, und zwar in noch tieferer Bedeutung. Sie ist ja der Meilenstein auf dem langen Wege durch das Dunkel des Winters, hinter dem die abfallende Kurve des Tageslichts sich in immer kräftigerer Steigung erhebt, bis die Zeit kommt, wo wir nach Süden aufbrechen können, dem Frühling und der Befreiung entgegen.

Der Mittsommertag ist daher in gewisser Beziehung der Weihnachtstag des südlichen Winters. Es war ein eigentümlicher Zufall, dass wir den Rest der Tannenbaumlichte von der „Antarctic" mitbekommen hatten. Das kleine Päckchen hatte unberührt dagelegen, denn wir wollten die Lichte bis zu unserm Aufbruch im Frühling aufsparen, wo die Nächte noch dunkel waren. Drei Stück der kleinen Kerzen holten wir nun jedoch hervor. Grunden befestigte drei hölzerne Pricken in wagerechter Lage an die Zeltstange, und auf das äusserste Ende eines jeden dieser Arme wurde ein Licht gestellt. Als dann das aus Schweinebraten und Obstsuppe bestehende Festmahl aufgetragen war, löschten wir die Tranlampe aus und zündeten die drei Weihnachtslichter an, deren hellschimmernde, kleine Flammen alle Ecken und Winkel in dem russigen Zelt erhellten. Das Schnapsglas in der Hand, hielt Duse eine kurze Rede, die in dem Wunsche gipfelte, dass der fernere Teil des Winters uns ebenso unberührt von den Widrigkeiten des Daseins lassen möge, wie die Zeit, die jetzt hinter uns lag, dass wir auch in Zukunft als gute Kameraden zusammenhalten möchten, und dass der Frühling eine glückliche Lösung aller der ernsten Fragen bringen möge, mit denen sich unsere Gedanken unablässig beschäftigten.

Ich habe nun unsere seltenen und kärglichen Festtage geschildert und gezeigt, dass der „Kulturproviant", der uns für die Überwinterung zur Verfügung stand, freilich gering war, aber doch hinreichend, um damit eine willkommene Abwechslung in die unbeschreibliche Einförmigkeit unseres Daseins zu bringen. Diese Lebensweise durchzuführen, war überhaupt nur dadurch möglich, dass wir zu Anfang der Überwinterung Gelegenheit hatten, von dem uns umgebenden Tierleben einen Tribut zu fordern, der uns mit Feuerung und Nahrungsmitteln versorgte.

Am 19. Februar hielten wir unser erstes grosses Schlachten unter den Pinguinen ab. Die Adeliae-Jungen waren nun fast so weit, dass sie ins Wasser gehen konnten, und namentlich sie erkoren wir zu unsern Opfern. Mit Stöcken bewaffnet, näherten wir uns von verschiedenen Seiten einem Hügel, wo sich eine grosse Schar von jungen und ausgewachsenen Pinguinen niedergelassen hatte. Sie waren so wenig scheu, dass wir ganz nahe an sie herankommen konnten, ehe sie Zeichen der Unruhe zu erkennen gaben. Als aber die Schläge fielen, zerteilte sich die Schar in wilder Flucht. Da galt es denn, sofort einen der Flüchtlinge aufs Korn zu nehmen und ihn in schnellem Lauf zu verfolgen, bis er mit einem Schlag auf den Kopf zu Boden gestreckt wurde. Dies war ein rohes und blutiges Handwerk, aber Not kennt kein Gebot.

Wir töteten an diesem Tage nicht weniger als 150 Pinguine. Nachdem wir die grossen Brustmuskeln ausgelöst hatten, das einzige, was wir für den Wintervorrat gebrauchen konnten, liessen wir die geöffneten Leiber in der Nähe des Zeltes liegen. Hier versammelte sich bald eine grosse Schar von Raubmöwen, Möwen und Seeschwalben, die sich um die leckern Bissen stritten und den lieben langen Tag einen ohrenzerreissenden Lärm machten. Sie leisteten uns indes einen wertvollen Dienst, indem sie die Haut von Fleisch und Fett säuberten. Mit Leichtigkeit liessen sich dann die rein gefressenen Häute von den ebenfalls ziemlich abgenagten Skeletten lösen, und wenn wir nun die Felle zum Trocknen auf dem Boden ausbreiteten, mit der Fleischseite nach oben, so hackten die kleinen, gierigen Seeschwalben die letzten übriggebliebenen Fettreste fort. Auf diese Weise verschafften wir uns Ende Februar eine recht ansehnliche Menge getrockneter Pinguinhäute, die dann in der Hütte mancherlei Verwendung fanden.

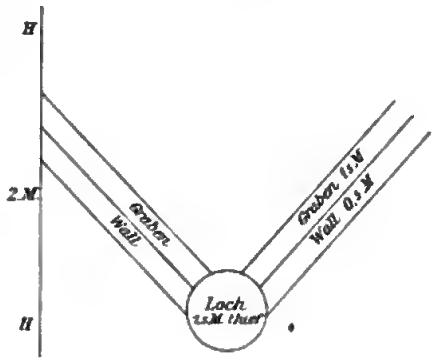
Die Mehrzahl der Pinguine hatte sich jetzt jedoch schon aufs Meer begeben, und die zurückgebliebenen wurden mit jedem Jagdtage scheuer. Auf unsern zerfetzten Schuhen, deren lose untergebundene Seehundsfellsohlen sehr schlüpfrig waren und ausserdem beständig in Unordnung gerieten, wurde es immer schwerer, die auf den gefrorenen glatten Abhang schnell entfliehenden Pinguine zu verfolgen. Als wir am 12. März unsere Steinhütte in Besitz nahmen, hatten wir trotzdem 340 Pinguine in gutem Verwahrsam untergebracht, nämlich in zwei mit Steinblöcken bedeckten Hügeln an dem nordöstlich von unserer Hütte gelegenen Abhang.

Jetzt waren alle Adeliae-Pinguine verschwunden, und zu Ende des Monats sassen nur noch einige grosse Scharen brütender, alter Papua-Pinguine im Schutz der Klippen am Strande. Am 29. Februar erschlugen wir 90 Stück davon. Von nun an aber war der Boden an den meisten Stellen mit einer ganz tiefen, dichten Schneeschicht bedeckt, durch die wir nur mühsam hindurchwaten konnten, während die Pinguine, auf dem Bauch liegend, in rasender Eile den Abhang hinab „schwammen" und sich ins Meer stürzten. Es war jetzt fast unmöglich, in ihre Nähe zu gelangen, aber wir wollten doch unsern Vorrat an Patronen nicht auf Pinguinjagd schmälern. Am 5. April erschlugen wir 15 Stück und am 7. kaum die doppelte Zahl. Unserer Berechnung nach gebrauchten wir noch 100 Stück, um für den Winterbedarf ausgerüstet zu sein. Jetzt befanden sich aber nur noch einige hundert Pinguine an Land, und die waren alle sehr scheu.

Da kam ich auf den Gedanken, ob man nicht möglicherweise den losen Schnee, der uns so hinderlich und für die Pinguine so vorteilhaft war, benutzen könne, um eine Falle für die Tiere zu machen.

Beistehendes schematisches Bild gibt eine Vorstellung von meiner Anlage. H ist der Meeresstrand, der hier durch einen mehr als meterhohen Eissockel gebildet wird. In den losen Schnee grub ich ein Loch von 1,5 m Durchschnitt und ungefähr der selben Tiefe, sowie zwei Graben, die mir das Material zu zwei Wällen lieferten, von denen sich der eine bis an den Strand erstreckte. Es war meine Absicht, eine Pinguinschar zwischen diese in der Grube mündenden Wälle und von dort aus in die Grube hinein zu treiben. Als das Ganze fertig war, fühlte ich

mich meiner Sache so sicher, dass ich nach der Hütte zurückkehrte, um Duse, der an diesem Tage auch ohne Beschäftigung war, zu einem Versuch einzuladen. Wir fanden am Strande jenseits der Falle fast alle noch an Land befindlichen Pinguine in einer Schar von mindestens 2—300 Stück versammelt. Diese Schar trieben wir langsam vor uns her, bis die ersten an der Mündung der Falle standen. Als die ganze Schar dort wenden und auf das Land hinauf entweichen wollte, liefen wir vorwärts, schrieen und winkten mit den Armen. Ein grosser Teil der dicht gedrängten Schar stürzte doch an uns vorüber und entkam, einige Pinguine taumelten kopfüber den Abhang hinab ins Meer, zwischen den Wällen aber bewegte sich ein Strom von schreienden Tieren. Die Grube war in einem Augenblick gefüllt, und über diese lebende Masse hinweg gelangten die letzten Scharen ins Freie hinaus. Jetzt begann ein Morden brutalster Art. Die Schläge hagelten nur so auf die gefangenen Tiere hinab, und ein toter Pinguin nach dem andern flog aus der Grube heraus. Sie standen in mehreren Schichten übereinander, und die untersten waren schon tot, wahrscheinlich infolge von Erstickung, als wir sie herausholten, um ihnen den Todesschlag zu versetzen. In wenigen Minuten war die Grube leer, und als wir unsere Beute nachzählten, stellte es sich heraus, dass wir 101 Stück erlegt hatten. Es war schon ganz dunkel, ehe wir mit dem Auslösen der Brustmuskeln aller dieser Tiere fertig waren.



Pinguinfalle

Die Pinguine waren uns gutmütige Kameraden gewesen, und ihr drolliger Anblick hatte uns wesentlich zerstreut und belustigt in jenen einförmigen Tagen, als wir hier auf die Rückkehr der „Antarctic" warteten. Es war daher treulos und undankbar von uns, durch diese grässlichen Schlachtereien ein bisher völlig ungestörtes Vogelleben zu beunruhigen. Aber ich glaube, niemand wird es uns verdenken, dass wir so viele von diesen Tieren töteten, wie wir unumgänglich nötig zu haben glaubten. Trotzdem hätten sie uns nicht vor dem Hungertode bewahren können,

wenn wir nicht später eine kleine Anzahl Winter-Seehunde erlegt hätten.

Diesen letzten Fang einberechnet, hatten wir jetzt einen Wintervorrat von 570 Pinguinbrüsten. Zusammen mit den Pinguinen, die zu verschiedenen Zeiten von dem Koch für den betreffenden Tag getötet und gleich verzehrt wurden, erschlugen wir während unseres Aufenthalts in der Hoffnungs-Bucht etwas über 700 Pinguine. Noch während des letzten Teils des April versuchten wir möglichst noch jeden Tag eines solchen Vogels habhaft zu werden, um damit unsere Tagesrationen zu verlängern. „Jetzt gehe ich hinaus und schlage unsern Braten tot," pflegte der Koch zu sagen.

Bis gegen Ende Februar, d. h. so lange wir noch auf die baldige Rückkehr der „Antarctic" hofften, spielte das Pinguinfleisch nur bei einer der drei Mahlzeiten des Tages eine Rolle, und dann auch stets nur als Suppe aus fein gehacktem Fleisch mit einem Zusatz von gedörrten Gemüsen gekocht. Als aber die Überwinterung als nahe bevorstehende Tatsache an uns heranrückte, und es notwendig wurde, diese Art Fleisch als Hauptnahrung zu benutzen, fingen wir an, über die Möglichkeit einer Abwechslung in der Bereitung nachzudenken. Gebratener Pinguin war ein Gericht, das wir schon an Bord der „Antarctic" als durchaus geniessbar erkannt hatten. Aber unsern kleinen Margarinevorrat, der ungefähr der Menge des Brotes entsprach, konnten wir nicht gut als Bratfett benutzen. Da kamen wir am 1. März auf den glücklichen Gedanken, das Fleisch in dem Fett zu braten, das bei den Pinguinen selber unter der Haut und zwischen den Därmen sass. Dies Pinguinsteak erregte einen förmlichen Jubel, das Fett verlieh ihm freilich einen eigentümlichen scharfen Geschmack, der jedoch von der wohlwollenden Kritik als angenehme Würze bezeichnet wurde. Durch dies Experiment erschloss sich uns eine ganz neue Perspektive für unsere Speisenbereitung während des Winters.

Am nächsten Tage machte Duse eine neue, vorzügliche Erfindung, nämlich grillierten Pinguin! In den Brotfässern sammelte sich durch das Zerbröckeln des Schiffsbrotes eine nicht geringe Menge feinen Abfalles an. Hierin wälzten wir die Stücke Fleisch um, und nach dieser vorbereitenden Behandlung schmeckte das Fleisch viel mürber und besser, als wenn es auf gewöhnliche Art gebraten wurde.

Es stellte sich jedoch bald heraus, dass es nicht möglich sein würde, die Menge Pinguinfett einzusammeln, die für eine solche Speisenbereitung während des ganzen, langen Winters erforderlich war. Wir hatten freilich daran gedacht, den Versuch zu machen, das Fleisch mit Seehundspeck zu braten, uns aber des gefürchteten „Trangeschmackes" wegen davor gescheut. Eines Tages, kurz nach unserm Einzug in die Hütte, tischte uns Grunden einige gebratene Stücke Fleisch auf, die einen auffallend reinen und angenehmen Geschmack hatten. Sie waren mit Seehundsfett zubereitet!

Jetzt waren alle Sorgen in Bezug auf die Beschaffung von Bratfett überflüssig, und wir brieten den ganzen Winter hindurch alles in Seehundsfett. Jeden Abend schnitt der Koch einen ganzen Berg Speckscheiben, für das Braten am folgenden Tage bestimmt, und auf diese Weise verbrauchten wir täglich ½—1 kg Seehundspeck. Wenn das Fett in der Pfanne aus den Speckscheiben ausgelassen war, blieben davon nur ganz kleine, zusammengeschrumpfte knusperige Stücke zurück, die wir „gebratenen Speck" nannten und als solchen mit Appetit verzehrten.*)

Duse war unermüdlich darin, Jagd auf die Seehunde zu machen, die von Zeit zu Zeit auf dem flachen Felsstrand auftauchten. Seine Lieblingswaffe war eine Repetierpistole (Mauser-Typus), mit der er sehr sicher zielte. Während der letzten Wochen im Zelt pflegte er mit Grunden nach beendigter Arbeit einen Spaziergang an den Strand zu machen, um nach Seehunden auszuspähen. Wenn ich dann bei meiner Beschäftigung in der Nähe des Zeltes den Knall eines Schusses hörte, der eine abermalige Vermehrung unseres Speckvorrates verkündete, so setzte ich schnell den Kaffeekessel auf das Feuer, um mit einem Extratropfen das frohe Ereignis zu feiern. Als wir in die Hütte zogen, hatten wir zehn Seehunde getötet, von denen einige sofort ihres Speckes beraubt wurden, den wir in der Nähe unserer Wohnung in einem mit Steinen beschwerten Hügel verwahrten. Das Fell wurde in der Sonne getrocknet und kam uns im Laufe des Winters sehr gelegen als Material zur Anfertigung von Schuhzeug. Die Felle der Seehunde, die in grösserer Entfernung von

*) In diesem Zusammenhang möchte ich noch erwähnen, dass unsere Bratpfanne aus einer langen Konservenbüchse, mit einem Nagel und einem Holzklotz als Griff, angefertigt war.

der Hütte erlegt wurden, liessen wir dahingegen oft mit allem Speck am Platze liegen, mit einigen grossen Steinblöcken beschwert, um sie späterhin im Winter, als der Boden mit Schnee bedeckt war, nach der Hütte zu schleifen.

Während wir noch im Zelte hausten, machten wir bereits Versuche, mit Speck zu heizen, aber erst nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in der Hütte gelang es uns, alle Schwierigkeiten in Bezug auf die Einrichtung und die Pflege der Tranlampen zu überwinden.

Weddell-Seehund

Wir brauchten zwei solcher Lampen, eine kleinere zur Beleuchtung und eine grössere zu Feuerungszwecken in der „Küche". In beiden Fällen bedienten wir uns leerer Konservendosen von verschiedener Grösse und Form, je nach den verschiedenen Zwecken. Zu der Lampe nahmen wir eine flache Heringsdose, die wir mit kleinen Speckwürfeln füllten, zwischen die wir einen aus einer Zeltleine verfertigten Docht steckten. Glücklicherweise hatten wir ein paar tüchtige Bündel von diesen Hanfleinen mit an Land genommen. Als wir aber die beiden grossen „Kochqualmer" einrichteten, mussten wir ganz mächtige, dicke Dochte haben, um eine hinreichend grosse und kräftige Flamme zu er-

zielen. Während ein ganz kleines Stück Hanfleine für einen Docht in der Lampe ausreichte, mussten wir zu jedem Docht in dem Kochapparat ein mehr als meterlanges Ende haben. Dies sah bedenklich aus. Bald würde es uns an Material für die Dochte fehlen. Da machten wir glücklicherweise die wichtige Entdeckung, dass die Kochapparate auch ohne Dochte brannten. Eines Tages brannte nämlich der eine Apparat so lange, bis alle Speckstücke ausgeschmolzen und das Öl verbrannt war, so dass am Boden der Dose nur eine schlackenartige Masse zurückblieb, der Docht war völlig verbrannt, aber das Feuer hatte sich allmählich über die ganze Oberfläche der Schlackenmasse verbreitet. Es stellte sich jetzt heraus, dass, wenn man von Zeit zu Zeit vorsichtig ein paar Speckstücke auflegte, der Apparat auch ohne Docht unbegrenzt brennen konnte.

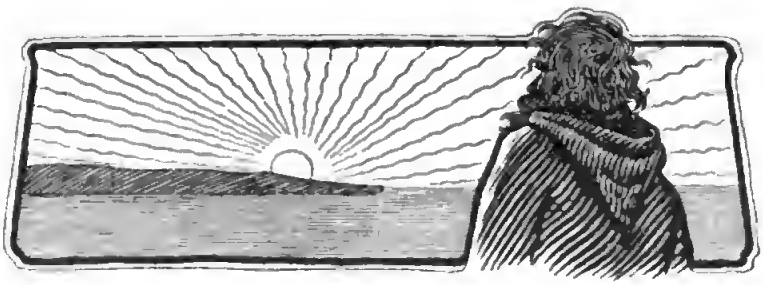
Während der ersten Zeit hatten wir unbeschreiblich viele Quälereien mit unsern Kochapparaten. Zuweilen erschien es uns ganz unmöglich, sie zum Brennen zu bringen. In der Morgenkälte 2—3 Stunden damit hinzubringen, um „Feuer anzumachen", das war ein sehr mässiges Vergnügen. Zuweilen war es nicht möglich, die kleine, trübe Flamme, die zwischen den Speckstücken flackerte, zu entfachen. Dann konnte es 5—6 Stunden währen, bis die Pinguinsuppe fertig war, und einmal war die Suppe aus diesem Grunde erst gegen Mitternacht geniessbar.

Allmählich aber kamen wir hinter die Geheimnisse der Tranqualmer-Technik, und gegen Ende des Winters waren wir förmliche Virtuosen im Anfachen eines flammenden Feuers mit Rauch und Russ.

Nicht ohne Grund führten die Kochapparate ihren Namen „Tranqualmer". Obwohl wir sie mit einem ganzen Kranz von Luftlöchern zwecks vollständigerer Verbrennung versehen und ausserdem aus leeren Schweinebratendosen einen Schornstein angefertigt hatten, der von der Küche direkt ins Freie führte, so füllte sich doch die Küche jedesmal, wenn wir den Apparat anheizten, mit dichten Rauchmassen. Zuweilen, wenn der Schneesturm nicht nur das Kochrohr, sondern auch alle andern kleinen Löcher verstopfte, füllte ein so dichter Rauch das Zelt, dass wir bei dem schwachen Lampenschein einander kaum zu erkennen vermochten. Es war sonderbar, dass wir diese Unmengen Rauch so gut vertragen konnten. Nur ganz ausnahmsweise riefen sie einmal Kopfschmerzen und Übelkeit hervor.

Die Lampe liessen wir auch während der Nacht brennen, um die Luft im Zelt ein wenig zu erwärmen. Jeden Abend bekam sie einen neuen Docht, wurde mit Speck gefüllt und in dem jetzt nicht benutzten Unterteil unseres Petroleumkoch-apparats an einen brandsicheren Platz gestellt. Zuweilen, wenn auch nur selten, brannte sie ruhig die ganze Nacht hindurch, gewöhnlich aber erlosch sie gegen Morgen. Ein paarmal fing die ganze trocken gebrannte Speckmasse Feuer und entwickelte einen scharfen, brenzeligen Qualm, der uns hätte ersticken können, wenn nicht einer von uns erwacht wäre und das rauchende Ding gelöscht hätte.

Von dem Tage an, als wir die Hütte bezogen, wurden alle Arbeiten gleichmässig unter uns verteilt. Jeden dritten Tag kam an einen jeden von uns die Reihe, draussen im Vorplatz auf der Gemüsekiste zu sitzen und unser einfaches Mahl zu bereiten. Wenn der arbeitsvolle Kochtag beendet war, kroch man mit einem angenehmen Gefühl der Erleichterung in den Schlafsack, denn nun hatte man zwei ganze freie Tage vor sich! Aber die Beschäftigungslosigkeit war auf die Dauer nicht angenehm. Schon am zweiten Tage lag man da und sehnte sich, wieder an die Küchenarbeit zu kommen. Auf diese Weise entstand ein wohltuender Wechsel in dem übrigens sträflich einförmigen Winterleben.



XIII.

Mittwinter.

„Seemann bin ich, werde nie was andres,
Arm nur bin ich, werde niemals reich,
Doch ich hab' ein ehrlich Seemannsherze,
Und ich hab' ein treues Mädchen lieb."

So singt Grunden.

Er ist heute Koch. Leise und vorsichtig ist er aus dem Schlafsack gekrochen, hat sich angekleidet und ist in die „Küche" hinaus gegangen, wo er nun Feuer in dem „Tranqualmer" angezündet hat. Während das dünne Nachteis im Kaffeekessel auftaut und der Seehundspeck in der Pfanne prasselt, sitzt er da und singt. Aber jetzt schweigt er plötzlich. Offenbar nimmt eine wichtige Arbeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Noch halb schlafbefangen liege ich im warmen Schlafsack und lausche seinen Bewegungen da draussen. Manch einen eisig kalten Morgen habe ich selber dort gesessen, und jeder kleinste Laut verrät mir, was er vornimmt. Jetzt kratzt er mit einem Stück Holz den Russ unter der Bratpfanne weg, und nun legt er die ersten Fleischstücke in das siedende Seehundsfett. Dann steht er auf und stampft eine Weile auf und nieder, um den Blutumlauf in den erstarrten, vor Kälte schmerzenden Füssen wieder in Bewegung zu setzen. Es ist offenbar kalt und windig draussen. Der Sturm heult und pfeift in dem kleinen Schornstein, und bei den schlimmsten Böen fegt ein raschelnder, prasselnder Strom von losgerissenen Schneestücken über das Dach hin.

Es ist traulich und angenehm, auf diese Weise in der Schneemasse begraben zu liegen, in sicherem Schutz gegen die Verheerungen des Sturmes. Der einzige Teil der Hütte, mit dem der Wind in direkte Berührung kommt, ist die Dachpersenning, aber die liegt jetzt ganz festgefroren, und da sie schon der Gewalt so vieler Stürme Trotz geboten hat, wird sie sich auch wohl noch bis zu Ende des Winters halten.

Grunden hat nun draussen in der Küche die „Lampe" in Ordnung gemacht, hat sie mit Speckwürfeln gefüllt und einen neuen Docht hineingetan. Er reicht sie in die Zeltöffnung hinein und stellt sie auf eine umgekehrte hölzerne Kiste, die des Nachts am Eingang steht und im übrigen abwechselnd als Sofa oder Esstisch dient, das letztere in dem Fall, dass die beiden, die von der Küchenarbeit frei sind, den ganzen Tag über in ihren Schlafsäcken liegen bleiben.

Duse ist jetzt erwacht und dreht sich mit einem freundlichen „Guten Morgen!" zu mir herum. Ich gucke aus dem Schlafsack heraus, aber nur ganz vorsichtig, besorgt, dass die kalte Luft in meinen warmen Schlafsack dringen könne.

Die qualmende Tranlampe vermag nicht die Dunkelheit unserer schwarzen Höhle zu erhellen, in der die russigen Wände alles Licht verschlingen. Aber oben an der Decke leuchten und flimmern, sich von dem dunkeln Hintergrund abhebend, Tausende von kleinen, weissen, sternförmigen Eiskrystallen. Diese „Eisflocken" geben uns einen ganz richtigen Begriff von der draussen herrschenden Temperatur: ist die Reifbekleidung an der Decke dick, so haben wir zweifelsohne einen schneidend kalten Sturm aus SW., sind dahingegen Decke und Wände des Morgens ganz russgeschwärzt, so können wir auf nördliche Winde und wärmeres Wetter schliessen.

Schnell verschwinden die kleinen glitzernden Sterne unseres finstern Gefängnisses, je mehr die Tranlampe die im Laufe der Nacht im Zelte abgekühlte Luft erwärmt.

Grunden singt fröhlich, während er da draussen auf der grossen Gemüsedose sitzt und die Fleischstücke in der Pfanne wendet. Er verfügt über eine bunte Sammlung von Liedern. Bald ist es ein lustiger Gassenhauer, bald ein amerikanischer Niggersong, den er einstmals an der Küste von Florida gehört hat, bald ein fröhliches, norwegisches Liedchen von einem Mädchen, das in gelichenen Schuhen zu Ball gehen will und Stroh

Küchen-Interieur

hineinstopft, weil sie ihm zu gross sind. Immer aber kehrt er zu den Liedern vom Meer und dem Seemannsleben zurück, er singt von dem Burschen, der im Fjord übergesegelt, aber von seiner tapferen Braut gerettet wurde, oder von dem Jungen aus Arendal, den seine Braut betrog, und der dann aus Kummer darüber zur See ging, — ein ganzes Epos über das Leben auf dem Meer, dessen schwerfällige Verse von Seemannsausdrücken wimmeln.

Ja, Seemann mit Leib und Seele ist der gute Grunden. Jetzt ist er mit seinen Gedanken weit weg von uns Unglückskameraden, von dem Leben in Schmutz und Finsternis und dem toten, weissen Land, jetzt liegt er in tosendem Sturm vor Lindesnäs und kreuzt auf Tod und Leben mit „Terje Vigen", während er singt:

Von dem alten norwegischen Land komm' ich her,
Wo die stolzen Schiffe gehen,
Nach Seemannsleben stand all mein Begehr,
Wo übers Meer die Winde wehen.

Wechselnd, wie sein eigenes Leben, sind seine Lieder. Er kann von harten Tagen singen, wo das Leben davon abhängt, ob die Pumpen im stande sind, die alte verrottete Schute lens zu halten, wie von dem lustigen Treiben des Matrosen an Land, wo die Heuer bis auf den letzten Heller dahinrollt und er auf fremdem Schiff von seinem Rausch erwacht. Er kann von weissen Mädchen singen und von gelben und schwarzen, er hat Lieder von englischen, deutschen und amerikanischen Kameraden gelernt und oft in den Hafenstädten Australiens gesungen, um einen Batzen zu verdienen. Aber Norweger ist er mit Leib und Seele, und trotz seiner Zugvogelnatur singt er am liebsten von der alten Heimat:

Von der Nordsee bis an Kölens Strand,
Vom Eismeer bis nach Kristianssand,
Da ist mein Heim,
Da stimme ich ein
Das alte Lied vom Vaterland.

Jetzt ist das Frühstück fertig. Grunden kommt zu uns ins Zelt, wünscht guten Morgen und trocknet seine schwarzen, von Seehundsfett glänzenden Hände in dem schmierigen Zelttuch ab, dann fängt er an „aufzudecken". Zuerst stellt er den Esstisch,

d. h. die umgekehrte hölzerne Kiste, auf den jetzt freien Platz zwischen Duse und mir hin, wo während der Nacht sein Schlafsack gelegen hat. Dann kommt das „Service". Die weisse Emaille der Essschüsseln schimmert hier und da unter der klebrigen Schmutzschicht aus Russ und Fett hindurch. Wenn man den warmen Kaffee trinkt, bildet sich am Rande der Schale ein weisser reiner Fleck von der Unterlippe. Dies ist jedoch nur das alltägliche Aussehen der Schalen, denn jeden Sonntagmittag werden sie mit Schnee reingescheuert.

Als Teller für das gebratene Fleisch benutzen wir drei leere Kotelettedosen, deren flache Form im Verein mit dem guten Eisenblech sie zu diesem Zweck geeignet machen. Ist nun die Butterkruke herbeigeholt, der Kaffee eingeschenkt und das gebratene Fleisch verteilt, so ist das Frühstück serviert. Jeder entnimmt seinem Brotbeutel ein so grosses Stück Brot, wie er für diese Mahlzeit opfern zu können glaubt.

Nachdem wir gegessen haben, reichen Duse und ich Grunden unsere leeren Gefässe mit einem anerkennenden „Danke für die Mahlzeit!" Und er antwortet: „Keine Ursach!" Diese Höflichkeitsformeln wurden regelmässig zwischen dem jeweiligen Koch und den beiden unbeschäftigten Kameraden ausgetauscht, nach jeder Mahlzeit und während der ganzen Überwinterung, und es war uns in unserm elenden verwilderten Dasein eine förmliche Erquickung, in dieser kleinen Höflichkeit einen schwachen Widerhall des Umgangtons zivilisierterer Verhältnisse zu vernehmen.

Wenn uns der Schneesturm zwang, im Hause zu verweilen, blieben die beiden, die für den Tag frei waren, oft in ihren Schlafsäcken liegen. Man plauderte dann ein wenig, machte ein kleines Schläfchen, oder setzte sich aufrecht im Schlafsack hin, mit irgend einer Arbeit beschäftigt. Im Vorwinter hatten wir viel zu tun, um unsere Winterschuhe aus Seehundsfell anzufertigen, und nach „Mittsommer" kam allmählich die Zeit, wo die langwierigen Vorbereitungen für die Schlittenfahrt in Angriff genommen werden mussten.

Zu Anfang des Winters, wo wir täglich drei Mahlzeiten einnahmen, flammte der Tranqualmer den ganzen Tag, und der Koch hatte in dieser Zeit reichliche, ja geradezu anstrengende Arbeit, das Feuer durch Auflegen neuer Speckstücke zu nähren, Speck zu schneiden, Seehunds- oder Pinguinsteaks zu hacken

und zu braten, und das Essen zu kochen und anzurichten. Im Spätwinter, als wir uns, wie erwähnt, auf zwei Mahlzeiten beschränkten, um Feuerung zu sparen, wurden die Qualmer mitten am Tage einige Stunden ausgelöscht, und dann hatte der Koch mehrere Stunden Ruhe. Aber wenn die letzte Mahlzeit des Tages serviert und verzehrt war, stand ihm noch eine harte Arbeit bevor. Er musste jetzt Schnee für das Kaffeewasser schmelzen, Fleisch hacken und Speck schneiden, mit einem Wort, alles für das Frühstück des folgenden Tages vorbereiten, damit sein Nachfolger nicht nötig hatte, zu lange draussen in der Morgenkälte zu sitzen, ehe das warme Essen fertig wurde. Die letzte Arbeit des Koches am Abend, bevor er sein wichtiges Amt niederlegte, bestand in dem Zuschneiden und Zusammenknüpfen von ein paar Dochten für die Lampen, die er dann mit der in Gebrauch befindlichen Schwefelhölzerschachtel demjenigen zu übergeben hatte, an dem den folgenden Tag die Reihe war, dieselben Arbeiten zu verrichten.

Die Abendstunde ist die gemütlichste Stunde des Tages. Ehe Grunden in seinen Schlafsack kriecht, stellt er die Lampe für die Nacht an ihren Platz unten im Kochapparat. Das Zelt ist nun ganz dunkel, mit Ausnahme eines grossen, rundes Flecks an der Decke, auf den die Nachtlampe einen flackernden Schein wirft, und einiger kleiner Lichtpunkte unten am Fussboden, wohin der Lampenschein durch das Luftloch des Kochapparats sickert. Es liegt etwas von der traulichen Dämmerstimmung des alten schwedischen Kaminfeuers über dem Interieur, jetzt erwachen die Erinnerungen aus den Märchenstunden der Kinderzeit im Halbdunkel vor den glimmenden Holzscheiten, während der Schnee um die Giebel des Hauses weht und das Winterdunkel schwer über dem schlafenden Lande liegt. Auch hier ist ein Heim, wo ein kleines freundliches Feuer Wärme und Traulichkeit verbreitet, während draussen durch die Nacht des südlichen Winters ein Schneesturm braust, im Vergleich zu dem die ärgsten Schneegestöber der Heimat milde Lüftchen sind.

Jetzt ist unsere beste Plauderstunde gekommen. Wir sind abwechselnd bemüht, einander zu zerstreuen. Eines Abends erläutert Duse einige militärische Fragen, z. B. den modernen Kanonenmechanismus oder die Konstruktion des schwedischen Automatgewehres und seinen Vorzug vor andern Typen, woran dann Grunden und ich unsere schüchternen persönlichen Erfah-

rungen aus unserer Dienstzeit knüpfen. Themata aus dem Kriege interessieren uns sehr, bald sind wir bei Colenso, bald bei Sedan. Grundens Seemannsideal ist Tordenskjold, und wir erzählen ihm die schöne Geschichte von Psilander. Zuweilen liegen wir da und phantasieren von einem grossen skandinavischen Zukunftskrieg. Der Erbfeind hat uns überfallen, ein ganzes Armeekorps des feindlichen Heeres, Norweger und Schweden stehen Seite an Seite in Norrland, während die norwegische Kriegsflagge im Verein mit der blau-gelben in den schwedischen Schären weht. Die Gedanken flattern leicht und ungebunden hier draussen in der Wildnis!

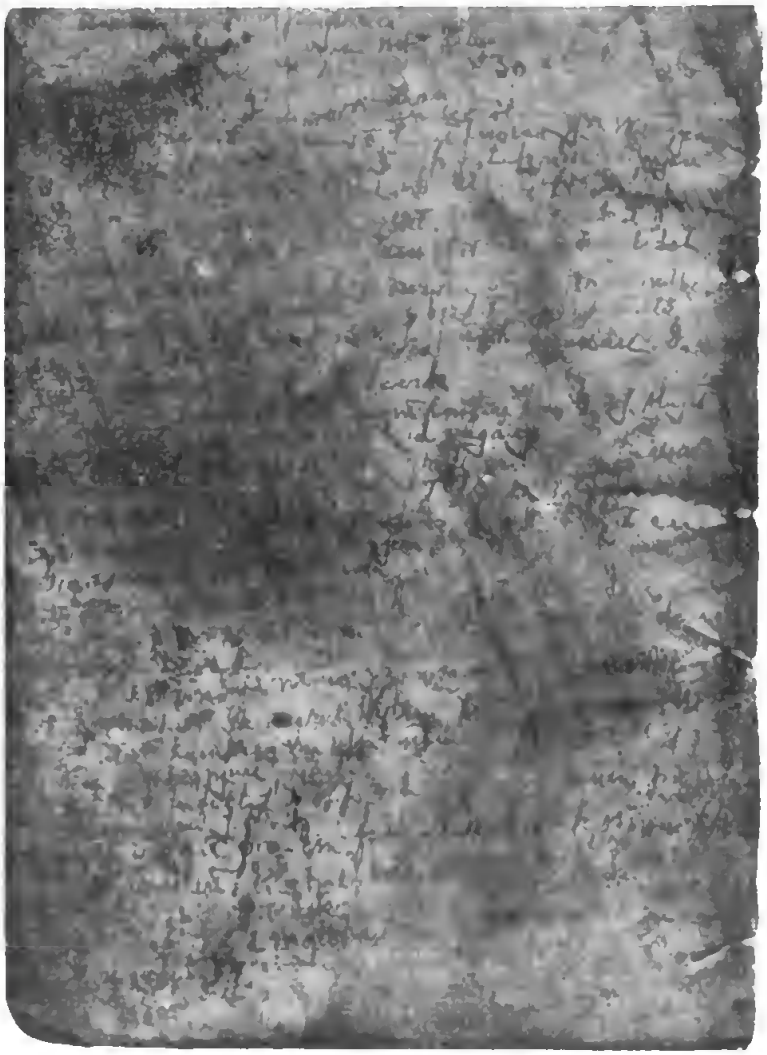
Einen andern Abend erzählt Grunden von seinem stürmischen, wechselvollen Seemannsleben: bald liegt er mit einem treibenden Wrack draussen auf der Nordsee, bald schleppt er Seehundsfelle über die Eisschollen draussen im nördlichen Eismeer, bald tanzt er fröhlich mit den hübschen Mädchen in Mr. Smiths Hotel „Duke of Wellington" in einer kleinen Hafenstadt an der Küste Australiens.

Damit ist die Reihe an mir, zu der Abendunterhaltung beizutragen. Ich komme mit kleinen zoologischen und geologischen Vorträgen, und selbst Steine werden zu Brot für die hungernden Gemüter in diesem einsamen, einförmigen Dasein.

Bücher besitzen wir nicht. Wenn wir das Auge durch ein paar gedruckte Zeilen erquicken wollen, müssen wir die wenigen Dosen hervorholen, die noch von „Le lait condensé, préparé par Henri Nestlé", von „boiled beef" und „Fleskesteg" vorrätig sind, und die Etiketts lesen, aber auf die Dauer ist das wenig erbaulich. Dem Mangel an Zerstreuungslektüre suchen wir dadurch abzuhelfen, dass wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, was wir unter günstigeren Verhältnissen gelernt haben, und es uns gegenseitig mitteilen. Oft tun Duse und ich uns zusammen und erzählen Grunden einen ganzen Roman. „Die Erzählung des Feldscherers" und „Der Graf von Monte Christo" füllen beide in unserm kurzen Referat mehrere Abende aus, und in der Zeit, wo „Die drei Musketiere" vorgenommen wurden, teilte Grunden seine Bewunderung zwischen d'Artagnans Schärfsinn und Porthos starkem Arm. Aber keiner von unsern Romanhelden entzückte ihn so wie Carlson in Strindbergs „Hemsöborna". Das war ein mit sicherer Hand dem wirklichen Leben entnommener Typus, den er völlig begriff, und immer wieder kam er auf die saftige

Geschichte des unvergleichlichen Wärmländers und Draufgängers zurück.

Oft lagen wir des Abends da und machten Pläne, wie herrlich wir unser Leben einrichten wollten, wenn wir einmal aus



Eine Zeile täglich war alles, was wir schreiben durften

dieser Verbannung erlöst wurden. Einmal nahmen Grunden und ich Duse im Scherz das Versprechen ab, dass er sich bei seiner Heimkehr so schnell wie möglich mit einer Millionärin verheiraten solle. Dann — und das war für uns die Hauptsache — sollte

er sich eine Lustjacht anschaffen und Grunden als Kapitän darauf anstellen. Mein Anteil am Vergnügen sollte darin bestehen, dass ich eine Einladung zu einer Fahrt nach dem Mittelländischen Meer erhielt.

Indem ich hier versucht habe, eine Probensammlung von unsern geistigen Zerstreuungen während unseres Aufenthalts in der Steinhütte zu geben, habe ich bei dem Leser möglicherweise die verkehrte Vorstellung hervorgerufen, als ob unser Leben in dieser Hinsicht reich an Abwechslung gewesen wäre. Aber das war leider durchaus nicht der Fall. Das Geplauder, das Scherzen, die Erzählungen waren nur vereinzelte Oasen in einer Wüste von unendlicher Leere, und wir beobachteten selbst mit Staunen, wie unsere Gedanken sich eine wunderliche und dürftige Notkost aus den banalsten Erinnerungen zusammensuchten. Duse und ich wetteiferten, uns des Namens einer jungen Dame zu entsinnen, die wir in Stockholm gesehen hatten, und Duse trug nach mehreren Tagen harter Anstrengung den Sieg davon. Eine lange Zeit litt ich förmlich unter der Unmöglichkeit, den Namen des spanischen Admirals ausfindig zu machen, der in der Schlacht bei Cavite besiegt wurde, und eines Tages fiel mir nach langwieriger Anstrengung zu meiner unbeschreiblichen Freude der Name eines kleinen Dorfes in der Provinz Uppland ein, wo man kurz vor meiner Abreise aus Schweden eine reichhaltige Ansiedlung aus der Steinzeit entdeckt hatte.

Indessen gehörte es glücklicherweise zu den Ausnahmen, dass wir das drückende Gefühl der Langenweile empfanden. Oft wunderten wir uns selbst, dass uns die Tage förmlich unter den Händen dahinglitten, während wir bald mit dieser, bald mit jener Arbeit beschäftigt waren, zu der uns der harte Kampf ums Dasein zwang. In einer Hinsicht war es ein Vorteil für uns, dass wir der einfachsten Werkzeuge ermangelten. Eine Arbeit, die mit passendem Gerät schnell und leicht hätte ausgeführt werden können, nahm hier Tage und Wochen in Anspruch, fesselte unser Interesse und veranlasste zu der so nötigen körperlichen Bewegung. Hier nur ein Beispiel dafür: Als wir zu Ende Mai und im Juni Speck und Fleisch gebrauchen wollten, fanden wir, dass die Felle der zu Anfang der Überwinterung von ihrem Speck befreiten Seehunde so hart am Boden festgefroren waren, dass es lange zweifelhaft erschien, ob es uns gelingen würde, sie loszueisen. Jeden Morgen, wenn uns das Wetter einen Auf-

enthalt im Freien gestattete, wanderten die beiden, die für den Tag vom Küchendienst befreit waren, nach dem Arbeitsplatz. Fassdauben von einer zerschlagenen Brottonne als Brechstangen und grosse Steinblöcke als Beile benutzend, nahmen wir die steifgefrorenen Felle in Angriff. Dies war eine unbeschreiblich mühevolle Arbeit. Der Bart war eine einzige Eismasse von festgefrorenem Reif, während uns der Schweiss unter dem schmutzigen Wollzeug vom Körper tropfte und unsere Unterbekleidung noch ekelhafter machte.

Am Abhang des Hügels, ganz in der Nähe der Hütte, hatten wir unsern Vorrat an Pinguinfleisch in drei mit Steinblöcken bedeckten Hügeln aufbewahrt. Zuweilen kam es vor, dass wir an schneidend kalten Tagen hinaus mussten, um einen der Hügel aufzugraben und unsere leere Speisekammer zu füllen. Die Fleischmasse war indes so hart zusammengefroren, dass wir mit Hämmern und einer als Meissel benutzten Zeltstange aus Eisen die Stücke, die wir benutzen wollten, von einander trennen mussten. Unsere Seehundschuhe waren binnen wenigen Minuten ganz steif gefroren, und dann hatten wir ein Gefühl, als hätten wir an Stelle der Füsse dicke Holzklötze zu schleppen, während die zerlumpten Handschuhe, die wir nie ganz trocken bekommen konnten, so steif abstanden, dass es eine Unmöglichkeit war, die Finger zu bewegen. Alle fünf Minuten mussten wir die Arbeit unterbrechen, um die Füsse warm zu stampfen und die steifen Handschuhe aufzutauen. Aber dann waren die kleinen Seeschwalben, die den Arbeitsplatz gierig umtrippelten, auch sofort zur Stelle. Lange hatten sie sich damit begnügen müssen, an den Stücken Seehundfell zu picken, die wir, nachdem der Speck weggehauen war, aus der Hütte hinauswarfen. Jetzt schimmerte ihnen das gefrorene Fleisch so lecker entgegen. Wirklich listige kleine Diebe waren diese kleinen Vögel! Sobald man sich nur einen Augenblick abwandte, war gleich einer von ihnen da, um ein losgelöstes Stück Fleisch zu packen und es mit erstaunlicher Kraft über den Schnee zu schleppen.

Auch innerhalb der vier Wände gab es mancherlei Beschäftigungen.

Gleich zu Anfang der Überwinterung kam Duse auf den Gedanken, uns ein Schachspiel anzufertigen. Der rotkarierte Deckel einer grossen Kakaodose diente als Schachbrett. Es wurde in 64 Felder abgeteilt, und von jedem zweiten derselben wurde

die Farbe weggekratzt. Als Figuren verwendeten wir Patronen und dergleichen Gegenstände. Leere Schrotpatronenhülsen, von denen die Pappe weggeschnitten war, so dass nur der Metallboden zurückblieb, waren die Bauern, Pistolenpatronen die Läufer usw. Das Schachspiel war sehr gut gelungen, und einige Tage spielten wir sehr fleissig. Bald aber hatten wir wichtigeres zu tun. Die zerlumpten Schuhe wurden mit jedem Tage unmöglicher, aber es wurde Mittsommer, ehe wir unsere Winterschuhe in Ordnung hatten. Als dann das Wetter schlechter wurde, hatten wir wieder mehr Zeit, da aber stellte es sich bei einer vorgenommenen Untersuchung heraus, dass die Schachfiguren, die wochenlang vergessen und, in meine Sommermütze eingewickelt, in einer Ecke des Zeltes verwahrt waren, jetzt in einer grossen Eismasse lagen, die infolge des hin und wieder eintretenden Tauwetters sich um die Schachfiguren, die Mütze und das Zelttuch gebildet hatte.

Das Anfertigen unserer Winterschuhe war eine unendliche Arbeit.

Wir besassen nur eine einzige Segelnadel, und die war das notwendigste Werkzeug. Es war ein grosses Glück, dass sie nicht abbrach, wenn wir aus Leibeskräften zogen, um sie mit dem groben Riemen durch das Seehundsfell zu zwingen. Manchmal verloren wir sie, wenn wir beim Schein der Tranlampe bei der Arbeit sassen. Das war dann ein ängstliches Suchen, bis wir das Kleinod wiedergefunden hatten, oft ganz unten im Schlafsack des Schuhmachers, oder auch im Schmutz des schmierigen Fussbodens.

Zu unserer Schusterarbeit bedurften wir natürlich eines Pfriemens. Wir schnitten einen grossen Nagel aus einer unserer hölzernen Kisten, schliffen ihn auf einer Schieferplatte, die wir auf einem Berggipfel gefunden hatten, und schliesslich befestigte Grunden einen hölzernen Stiel daran.

Ebenso mussten wir uns Material zum Zusammennähen der Schuhe schaffen. Meine jetzt ganz vertragenen Schnürstiefel waren mit dünnem Kalbleder gefüttert. Daraus schnitten wir mit grosser Vorsicht schmale Streifen, was sehr schwierig war, da das Messer stumpf, der Tisch holprig und die Beleuchtung erbärmlich war. Es ging ein ganzer Tag hin, bis wir eine kleine Rolle Streifen geschnitten hatten.

Grunden und ich machten uns Schuhe von derselben einfachen Form. Für das Innere derselben benutzten wir die jetzt

gänzlich sohlenlosen lappländischen Schuhe. Diese versahen wir von innen wie von aussen mit Sohlen aus der Haut des ausgewachsenen Pinguins. Um diese Schuhe wurde das Fell eines jungen Pinguins geheftet, und aussen um das ganze herum nähten wir dann einen vollständigen Schuh aus Seehundsfell mit dazu gehörigen Seehundssohlen. Es geht schnell, die Herstellung eines solchen Schuhes zu beschreiben, aber es währte Wochen, bis er fertig war. 20—30 Stiche durch das steife Seehundsfell waren bei unsern mangelhaften Werkzeugen eine tüchtige Tagesarbeit.

Duse machte sich ein Paar ganz kunstgerechte Aussenschuhe mit Holzsohlen. Das Material dazu nahm er aus dem Boden eines unserer Brotfässer. Um das Seehundsfell an diese Sohlen zu befestigen, musste er rund um den Rand des harten Eichenholzes mit einem stumpfen Messer eine tiefe Rinne ausschneiden, in die das Seehundsfell hineingestopft und mit senkrecht eingeschlagenen Pricken aus Eichenholz befestigt wurde. In Anbetracht der Verhältnisse, unter denen diese Schuhe angefertigt wurden, waren sie eine ganz ausserordentliche Arbeitsleistung. Sie waren aber nicht viel stärker als unsere viel einfacheren Schuhe, denn das Seehundsfell nutzte sich am Rand der hölzernen Sohle stark ab. Einen grossen Vorteil gewährten sie indessen, nämlich den, dass sie die Feuchtigkeit weniger anzogen, denn bei Tauwetter schwammen nicht nur der Boden des Vorplatzes, sondern auch die Zeltpersenning im Schmelzwasser. Alsdann ging Duse trockenen Fusses auf seinen Holzschuhen umher, während unsere Seehundsfellstiefel uns ganz durchnässt und schlampig um die Füsse hingen.

An kalten Tagen hatten wir es viel besser. Die Schuhe froren da allerdings zu unförmlichen, grossen Klumpen zusammen, die sich aber doch besser regieren liessen, und in denen die Füsse sich einigermassen trocken hielten. Stets aber waren die Schuhe sehr glatt, so dass man bei den Wanderungen unzählige Male ausglitt und auf dem harten, glatten Boden hinschlug.

Als wir endlich gegen „Mittsommerzeit" alle drei unsere Schuhe fertig hatten, fühlten wir uns ruhig und zufrieden. Wir brauchten nicht mehr so schrecklich an den Füssen zu frieren wie bisher, und konnten nun unbehindert umherwandern, so lange das Wetter gut war, ohne befürchten zu müssen, dass wir den letzten Rest unserer zerlumpten Schuhe vorzeitig verschleissen würden. Aber die Freude war nicht von langer Dauer. Bald

Mahlzeit in der Steinhütte

hatten die Seehundsfellschuhe ein Loch, und nun folgte ein Flicken ohne Ende. Aber wir schleppten uns doch mühselig den ganzen Winter damit hin, und das war ja die Hauptsache.

Als die kalten Stürme tobten, war die Hütte unser trauliches Heim, das wir in dankbaren Worten priesen. Als aber das wärmere Wetter kam, verfluchten wir sie als unausstehliches Loch.

Wir hatten zu Anfang des Winters die Vorstellung gehabt, dass wir gegen eine viel strengere, aber einigermassen gleichmässige, anhaltende Kälte zu kämpfen haben würden. Um uns gegen diese zu schützen, bedeckten wir nicht nur die Aussenwände, sondern auch das Dach mit einer Schneeschicht. Aber es währte nicht lange, bis das Tauwetter, im Verein mit der inneren, durch das Kochen ausgestrahlten Wärme der Hütte, diese Schneedecke in einen lebhaften Schmelzzustand versetzte, so dass durch die unzähligen kleinen Löcher in der alten Persenning ein förmlicher Regenguss herabströmte.

Nordwinde mit einer Temperatur von um und über Null, und Südweststürme mit schneidender Kälte lösten einander jetzt in schneller Folge ab. Ein Auszug aus dem Tagebuch beweist dies besser als jegliche Beschreibung:

März 18. bis 21. Schneesturm.
„ 23. bis 24. Schneesturm.
April 2. bis 3. Tauwetter, heftiger Tropfenfall vom Dach, grosse Wasseransammlungen auf dem Vorplatz und dem Zeltboden.
„ 10. Starker Schnee-Regen.
„ 12. Schneesturm.
„ 15. Tauwetter, heftiges Tröpfeln und Fliessen des Wassers auf den Fussboden.
„ 21. bis 24. Schneesturm.
Mai 8. Warmes Wetter, Tropfenfall im Zelt.
„ 9. bis 11. Schneesturm.
„ 14. Tauwetter.
„ 19. Starkes Tauwetter und heftiger Tropfenfall.
„ 24. Schneesturm.
„ 27. Schneesturm.
„ 29. Schneesturm.
„ 30. bis Juni 1. Tauwetter.
Juni 2. bis 6. Schneesturm.

Diese Angaben mögen als Probenkarte für den schnellen Temperaturwechsel des Vorwinters dienen. Späterhin im Winter wurde das Tauwetter seltener, aber das Tagebuch spricht doch sogar von R e g e n im August! Es war der Fluch unseres Daseins, dass wir uns den einen Tag gegen die schneidende Kälte des Sturmes, den andern gegen das fliessende Schmelzwasser verteidigen mussten.

Zuweilen überfiel uns das Tauwetter, während wir schliefen. Duse, der an der niedrigsten Stelle des etwas abschüssigen Zeltbodens lag, erwachte dann infolge eines sonderbaren Kältegefühls und fand, dass er mitten in einer Wasserlache lag, die sich am Zeltboden angesammelt hatte. Grosse Wassertropfen fielen überall von der Decke in schnellem Tempo auf uns herab, bald auf die Schlafsäcke, bald gerade in unsere Gesichter. Wir suchten, so gut wir konnten, diesem abscheulichen Tropfenfall zu entgehen, indem wir überall, wo das Wasser durch das Zeltdach sickerte, leere Konservendosen aufhängten. Diese Tropfensammler mussten dann oft geleert werden, was Anlass zu allerlei Unannehmlichkeiten gab. Im übrigen bahnte sich das Wasser fortwährend neue Wege durch das Zelttuch, so dass das Dach schliesslich voll baumelnder Dosen hing, die einer Sammlung bunter, leider aber beständig dunkler Laternen glichen.

Eines Nachts wurden wir alle bis auf die Haut durchnässt von dem Wasser, das über den Fussboden strömte. Die Schlafsäcke waren an der unteren Seite ganz nass, und ein grosser Teil des Pinguinfelles, das wir als Unterlage für die Schlafsäcke auf dem Boden ausgebreitet hatten, mussten wir für immer wegwerfen. Mehrere Nächte dauerte es, bis wir mit unserer Körperwärme die Säcke einigermassen wieder getrocknet hatten, und es gehörte nicht wenig Selbstüberwindung dazu, um sich des Abends zu entschliessen, in den nassen, kalten Sack zu kriechen.

Duse, der den schlechtesten Schlafplatz hatte, litt sehr unter der Nässe. Schliesslich kam er auf den guten Einfall, ein paar Fassböden unter den Schlafsack zu legen. Er lag nun einigermassen trocken und zog zweifelsohne das etwas harte Lager der beständig drohenden Gefahr einer neuen Durchnässung vor.

Die Tropftage gaben uns einen unfreiwilligen Anlass, den Zeltboden zu scheuern. Hier und dort schöpften wir das Wasser mit Blecheimern aus den Vertiefungen, im übrigen aber besorgten wir das Reinmachen, indem wir den Fussboden mit einem Messer

abkratzten! Auf diese Weise sammelten wir jedesmal mehrere grosse Blechdosen voll von einer zähen, schmierigen, halb flüssigen, schwarzen Masse, die aus Wasser, Seehundsfett, Russ, Fellstücken und andern Abfällen bestand.

Auch wenn es in der Hütte nicht eigentlich taute, schmolz doch der Reif unter der Decke, und die Feuchtigkeit sickerte an den Zeltwänden und den steinernen Mauern herab, um am Fussboden, wo die Temperatur unter Null betrug, zu einer dickeren Eisschicht zu gefrieren. Von Zeit zu Zeit trugen wir ganze Ladungen dieser schmutzigen Eismasse hinaus.

Wenn das Tauwetter mit Tropfenfall und plätschernden Wasserlachen einsetzte, wurde das Leben in der Hütte unerträglich. Die beiden, die für diesen Tag frei waren, überliessen dann in der Regel den armen Koch seinem traurigen Schicksal und wanderten ins Freie.

Überhaupt hielten wir uns, soweit das Wetter es erlaubte, im Freien auf. Es war eine förmliche Erquickung, an schönen Tagen einsam über die Hügel dahinzuwandern, zu dem gefrorenen See hinauf oder über das ebene Eis in der Bucht.

Hier war der Schnee immer rein und weiss, bei Sonnenuntergang erglühte der Horizont hinter den Schneezinnen der Joinville-Insel im tiefsten Karmin, und in dem Mondschein der klaren, schönen Abende lag das öde, weisse Land zauberhaft träumerisch in windstiller Ruhe da.

In diesen Stunden einsamen Wanderns schwand der Druck unseres elenden Daseins, und die karge Härte der Gegenwart vergessend, schweifte der Gedanke zügellos dahin, weit, weit fort zu glücklicheren Jahren und in schönere Gegenden.

Oft bemächtigte sich unser ein Gefühl der Unlust beim Anhören der beständig gleichklingenden Stimmen der Kameraden mit den wohlbekannten Geschichten, die wieder und wieder auftauchten, und es erschien völlig sinnlos, eine Unterhaltung zu führen, die gleich wieder in die alte ausgetrocknete Bahn überging. Da tat es denn wohl, einige Stunden allein im Freien umherstreifen zu können.

Nie machte sich jedoch unter uns etwas von dem übellaunigen, sich stetig steigernden Unwillen von Mann zu Mann geltend, worüber von andern Überwinterungen so viel berichtet wird, obwohl diese unter weit günstigeren äusseren Verhältnissen gelebt haben. Im Gegenteil, im Laufe der Zeit, als wir einander

mit allen unsern verborgenen Launen und Stimmungen immer genauer kennen lernten, schlossen wir uns um so enger aneinander an, in den harten Tagen, die uns beschieden waren, eine Brüderschaft bildend, deren wir uns in kommenden Jahren sicher alle drei mit Freuden erinnern werden. Ich für meine Person habe ganz besondern Grund zur Dankbarkeit gegen meine Unglücksgefährten, die mir ein nie versagendes Wohlwollen entgegenbrachten, obwohl sie allen Anlass hatten, mir zu grollen, da ich sie mit einer unzulänglichen Ausrüstung zu dem abenteuerlichen Unternehmen veranlasst hatte, das zu unserer Überwinterung führen sollte.

Freilich kam es im Laufe des Winters mehrmals vor, dass wir in Streit gerieten, bald über irgend eine Kleinigkeit in unserm täglichen Leben, bald über Sachen, die Tausende von Meilen entfernt lagen. Dann fielen wohl auf beiden Seiten unüberlegte, hastige Worte in schnellem Wechsel. Aber diese Zwistigkeiten wirkten nur wie auffrischende Gewitter, die das dumpfe Einerlei unseres Zusammenlebens unterbrachen.

Schon am nächsten Tage folgte die Versöhnung, bei der sich die Hände der Streitenden begegneten, der Blick feucht und die Stimme warm wurde, während wir uns darüber einigten, dass es notwendig sei, in gutem Einvernehmen einander zu helfen, das Elend so erträglich wie möglich zu machen.

Als kostbaren Gewinn für das ganze Leben haben wir aus diesen ernsten Tagen auch die Gewissheit mit heimgebracht, dass die ehrliche und warme Kameradschaft eine starke und stolze Kraft ist, wohl im stande, die bösen Mächte der Isolierung und der äussersten Not zu bezwingen.

XIV.

Der Fimbul-Winter und der versteinerte Wald.

Das weisse Land lag jetzt verödet da. Die Pinguine waren von dannen gezogen, nur einige grosse Seeschwalben trippelten um die Hütte herum, und zuweilen kam eine Schar der geheimnisvollen Kinder des Schneelandes, der Eissturmvögel, in scharfem Fluge über unsere Landzunge dahingesaust. Sonst herrschten rings um uns her Eis, Kälte und Einsamkeit.

Auch sie, die Lebensspenderin, die Wärmequelle, entfernte sich mehr und mehr von uns. Immer kürzer und niedriger wurde ihre Bahn. Oft machte ein Schleier aus Schneenebel ihr Antlitz bleich und kalt. Schliesslich stieg sie um die Mittagszeit nur so eben noch über das Landeis draussen auf der nördlichen Landzunge empor. Immer tiefer versanken wir in die Verzauberung des Schneelandes.

Aber als endlich der Mittwinter überstanden war, wie freudig empfanden wir da nicht die Fortschritte, die die liebe Sonne mit jedem Tage machte, wie entzückte uns nicht das kleine Stück, das sie mit jedem Tag über dem Landeise gen Westen höher stieg!

Dann folgten die wochenlangen Schneestürme, wo wir drinnen in der russigen Hütte in Finsternis oder bei dem flammenden Schein der Tranlampe lagen und plauderten und grübelten und grübelten und träumten. „Jetzt wird die Sonne tüchtige Fortschritte gemacht haben," war unser steter Trost in diesen dunkeln Tagen.

Als dann eines Morgens das Schneegerassel auf unserm Dach verstummte, und der Wind nicht mehr im Schornstein heulte, grub sich der für den Tag angestellte Koch durch die Schnee-

Vor der Hütte nach dem Schneesturm

masse hindurch, die sich vor der Türluke aufgehäuft hatte. Mit einer Fassdaube bohrte er aufwärts ein Loch durch den Schnee, bis er einen kleinen Fleck tiefblauen Himmels und einen goldigen Glanz um die Mündung des Loches gewahrte. Er grub weiter und holte mehr und mehr von der Schneemasse auf den Vorplatz hinein, bis er sich schliesslich durch die Öffnung in das Freie zwängen konnte.

Ganz geblendet stand er einen Augenblick mitten in der Schneeschanze, lichtscheu mit den Augen zwinkernd, die von all dem Weiss geblendet waren.

Ja, die Sonne hatte wirklich grosse Fortschritte gemacht in dieser langen Reihe von Sturmtagen. Sie stand jetzt schon recht hoch über dem Sund und er fühlte ihre schwache Wärme wie ein freundliches Streicheln auf dem schmierigen, russschwärzten Gesicht.

„Herrliches Wetter!" ruft er durch die Schneeöffnung den Kameraden in der Hütte zu, und diese kriechen aus ihren Schlafstätten heraus, ziehen ihre schmutzigen Lumpen an und gehen, nachdem der Koch den Vorplatz gesäubert hat, ins Freie hinaus, um während der Wanderung auf dem Eis der Bucht oder den schneebedeckten Hügeln, sich den leichtbeschwingten lichten Gedanken hinzugeben, die der Sonnenschein ins Leben ruft.

Ich entsinne mich eines Tages, an dem ich allein auf einem bei uns sehr beliebten Promenadenplatz, auf dem Eis des kleinen Sees umherstreifte. Die Luft war windstill aber ziemlich kalt mit leichtem Schneenebel, aus dem nur die nächsten Umgebungen mit deutlichen Umrissen aufragten. Stärker als je zuvor oder je nachher war ich während der Wanderung von einer Vorstellung befangen, die sich dadurch erklären lässt, dass die harten Erfahrungen des Herbstes und des Winterlebens sich so scharf und so tief in mein Gemüt eingeätzt hatten, dass sie alle früheren Eindrücke auslöschten.

Nur allein dies Leben schien mir Wirklichkeit zu besitzen. Frieren und schlafen, Fleisch braten und essen, umherwandern und nach Seehunden ausschauen, — das ist das Leben. Hat es einen Anfang von alledem gegeben, und wird es ein Ende haben? Die Tage verrinnen schnell, einer nach dem andern, das Leben lässt sich ertragen, das Gemüt empört sich nicht mehr mit ohnmächtiger Anstrengung gegen ein widerwärtiges Geschick, sondern

nimmt die Tage hin, wie sie kommen, mit stiller, vielleicht stumpfer Resignation.

All das andere sind alte, schöne Märchen. Ein Land, das nicht öde und eisbedeckt ist. Ein Land mit Wäldern, mit dichten, hochstämmigen Fichtenwäldern, in denen man zwischen dem Heidelbeergestrüpp auf dem Rücken liegen und sehen kann, wie die Sommerwolken über die Lichtung zwischen den schwankenden Baumwipfeln dahinsegeln. Ein Land mit weiten Ackerfeldern und freundlichen roten Gehöften.

Die Erinnerungen werden blass und kühl wie die Wintersonne im Kältenebel, und die Vergangenheit schimmert in der Ferne, wie das Märchenreich der Knabenjahre, zu dem niemand den Weg finden konnte. —

Ist das nicht die alte Sage von dem Fimbulwinter? Die Riesen haben gesiegt, das Schneefeld hat das letzte Grün erstickt, die Gletscher bedecken die ganze Erde.

Der Felsen hier über dem See, der Flora-Berg mit seinem zackigen, scharfen Kamm, ist das Grabdenkmal des versteinerten Waldes, während die Hügel des Flachlandes Spuren aus einer Zeit tragen, in der die Hoffnungsbucht voll von Gletschern war, die einen weit grösseren Umfang hatten, als die uns jetzt bekannten.

Wundersam und wechselvoll ist die Sage der südlichen Länder.

Ganz im Innern der Hoffnungsbucht mündet ein schöner Talgletscher. Er ist nur 7 km lang, nach innen zu von einer Eisrundung begrenzt, auf deren anderer Seite das Landeis nach der dem Kronprinz Gustav-Sund zunächst gelegenen Bucht abfällt. Hier ist also die Eisscheide, von der die Gletschermassen nach zwei verschiedenen Richtungen hin ausfliessen. An den Seiten ist unser Talgletscher von hohen, steil abfallenden Felswänden umgeben, von denen Kies und Steinblöcke von Zeit zu Zeit herabstürzen und sich auf dem Eise des Berges anhäufen. Auf der Grenze zwischen den verschiedenen Eisflüssen, aus denen der Gletscher besteht, werden diese Steinmassen wie Bänder auf seine Oberfläche abgesetzt (siehe die Abbildung S. 216 und die Karte S. 168). Nach der Bucht zu fällt der Gletscher in einer senkrechten, ungefähr 20 m hohen Abbruchstelle ab. Dieser Talgletscher ist der schönste seiner Art, den unsere Expedition auf dem eigentlichen Polargebiet entdeckt hat; seine Endmoränen

sind unübertroffen, und es ist ein Anblick von seltener Schönheit, an einem hellen Sommertage, wenn die Bucht eisfrei ist, die hell grünblaue Abbruchstelle und den Bergrahmen, der sie umgibt, sich in dem stillen, dunkeln Wasser spiegeln zu sehen.

Aber dieser Gletscher ist nur ein geringer Überrest von dem, was er einstmals gewesen.

Vor der jetzigen Abbruchstelle des Gletschers ragt das südliche Ufer der Bucht steil auf, eine Reihe von abgerundeten Berghügeln bildend. Diese haben alle die weiche, abgeglättete Form,

Innerer Teil der Hoffnungsbucht.

Talgletscher mit Gletscherabbruchstelle und Endmoränen, sowie links der abgerundete Berggipfel, der ehemals von dem Talgletscher überschritten wurde.

wie sie nur durch den Gletscherschliff entsteht, hier und da liegen auf ihren Spitzen und Abhängen grosse Wanderblöcke, von den Felsen herstammend, die den Gletscher einrahmen. Auch auf dem Gipfel des äusserst gelegenen, höchsten Hügels (100 m über dem Meeresspiegel) findet man schöne Gletscherschliffe, die davon zeugen, dass die frühere Eisbewegung sich in der Längsrichtung des Tales hingezogen hat.

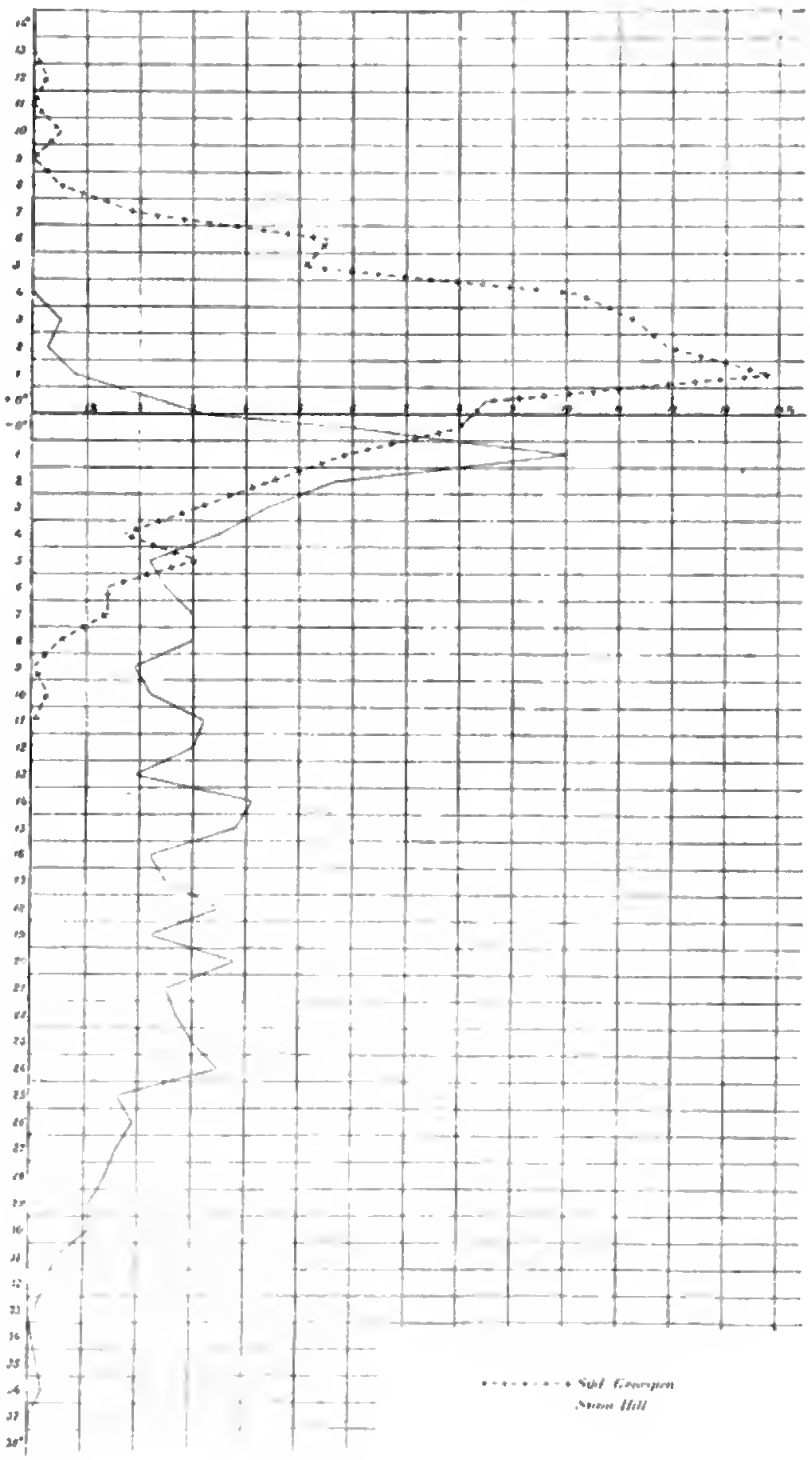
Aber auch diese Schleifstellen sind nicht die höchsten Spuren von der ehemaligen Ausdehnung des Talgletschers. Noch auf einer Höhe von 150 m am Abhang des Flora-Berges liegen Moränenwälle, die sich nur dadurch erklären lassen, dass es alte Seitenmoränen des Talgletschers sind. Selbst nach aussen hin

können wir die einstmalige Ausdehnung des Gletschers bis auf die Landzunge V bei der Winterhütte erkennen. Dort trafen wir nämlich Moränenblöcke aus dem inneren Teil des Tales an. Es ist also ganz klar, dass der in jetziger Zeit ganz unbedeutende Talgletscher einstmals die ganze Hoffnungsbucht ausgefüllt, und dass er ein paar Kilometer vor der jetzigen Abbruchstelle noch eine Höhe von mindestens 150 m über dem jetzigen Meeresspiegel besessen hat.

Schon ehe wir in der Hoffnungsbucht eingeschlossen waren, fand ich während unserer glücklichen Arbeitstage im Orléans-Kanal die deutlichsten Spuren einer weit umfassenderen Vergletscherung als die jetzige.

Das Festland und die Inseln um den Orléans-Kanal sind freilich fast vollständig eisbedeckt, aber die Bewegung der Eisdecke ist ganz schwach. Unter der im allgemeinen ziemlich niedrigen Abbruchstelle ragen zur Ebbezeit fast überall dunkle Felsklippen auf, die davon zeugen, dass das Landeis keine Kraft gehabt hat, ins Meer hinaus zu drängen. Nur in den Talsenkungen treffen wir kleinere Eisströme mit grösserer Bewegungsgeschwindigkeit an, die noch eine Strecke in den Buchten und Ecken des Kanals zu spüren sind.

Eine mehr als 200 m hohe, völlig eisfreie Felseninsel an dem Kap W. Spring der belgischen Karte zeigt indessen bis an den Gipfel hinan schöne Spuren kräftiger Eisschürfung. Die Südwestseite der Insel ist abgerundet mit glatten Felswänden und Schürfungen, die nach NO. gerichtet sind, der nordöstliche Strand bildet dahingegen einen steilen Felsabhang, ohne jegliche Spur einer Abschleifung, eine typische „Leeseite". Es ist daher anzunehmen, dass diese Insel einstmals von einer bewegungskräftigen Eismasse in der Richtung von SW. nach NO. überschritten wurde. Ein Blick auf die Karte lehrt, dass dieser Gletscher ein den ganzen Orléans-Kanal ausfüllender mächtiger Eisstrom gewesen sein muss. Eine genauere Vorstellung von seinem Umfang erhalten wir, wenn wir die Höhe der Insel, mindestens 200 m, zu der Tiefe, 620 m, hinzufügen, die wir nicht weit von der Insel im Kanal loteten. Hieraus geht hervor, dass der ehemalige Orléans-Eisstrom an gewissen Punkten einen Umfang von mehr als 800 m hatte, wahrlich eine bedeutende Ausdehnung für einen jetzt gänzlich verschwundenen Gletscher.



Vergleichende Tabelle der Temperaturen in Süd-Georgien und Snow Hill

Spuren von alter ausgedehnter Vergletscherung sind bereits von Arctowski während der Belgica-Expedition in der Fortsetzung des Orléans-Kanals nach SW. zu nachgewiesen worden, obwohl sein Beweismaterial weniger deutlich ist als das später von uns bei Kap W. Spring gefundene.

Fassen wir alle die oben aufgezählten Beobachtungen zusammen, so erhalten wir ein eigentümliches Bild von dem Südpolarlande zur Zeit der grössten Vereisung. Der Orléans-Kanal war mit einem mächtigen Eisfluss angefüllt, die Hoffnungsbucht existierte nicht zu jener Zeit, wo der Flora-Berg als Nunatak über den Talgletscher aufragte, der sich bis an die jetzigen Mündungslandzungen erstreckte. Die eisfreien Felseninseln, die Brutplätze der Pinguine und die moosbewachsenen, nach Norden abfallenden Abhänge waren damals alle von der grossen, über Täler und Höhen zusammenhängenden Eisdecke umschlossen. Es gab nur wenige oder gar keine lebende Wesen, die auf diesem ihr Leben zu fristen vermochten.

Wir haben im V. Kapitel die einstmalige Vergletscherung Süd-Georgiens kennen gelernt und gesehen, dass nur eine ganz geringe Veränderung der Durchschnittstemperatur erforderlich ist, um dieselbe ohne Bedenken zu erklären. Dies geht noch deutlicher aus nebenstehendem Diagramm hervor, das ein Bild der Temperaturverhältnisse auf der einen Seite von Süd-Georgien, auf der andern von Snow Hill gibt, in beiden Fällen durch die Verteilung der Temperaturdurchschnittszahl auf jeden Tag im Laufe eines Jahres ausgedrückt. Betrachten wir zuerst die Kurve für Südgeorgien, so finden wir z. B., dass ungefähr 14% von den Tagen des Jahres zwischen +1 und +2° liegen, 8,5% zwischen 0 und +1°, dass kein Tag eine niedrigere Durchschnittstemperatur hat als —10 bis —11° usw. Von der ganzen, auf diese Weise ausgedrückten Temperaturformation Süd-Georgiens fallen nicht weniger als 70% über den Gefrierpunkt. Wird dahingegen auf unserer Tafel die Linie, die den Gefrierpunkt markiert, fünf Teilstriche höher gerückt, was gleichbedeutend mit einem Herabsetzen der Durchschnittstemperatur Süd-Georgiens um 5° ist, so fallen nur 14% von allen Tagesmitteln über den Gefrierpunkt. Dies beweist mit überzeugender Anschaulichkeit, was ich früher auf andere Weise klar zu machen gesucht habe, nämlich, dass das jetzige Klima Süd-Georgiens derartig ist, dass ein Sinken der

Temperatur um 5° sofort eine grosse Vergletscherung zur Folge haben würde.

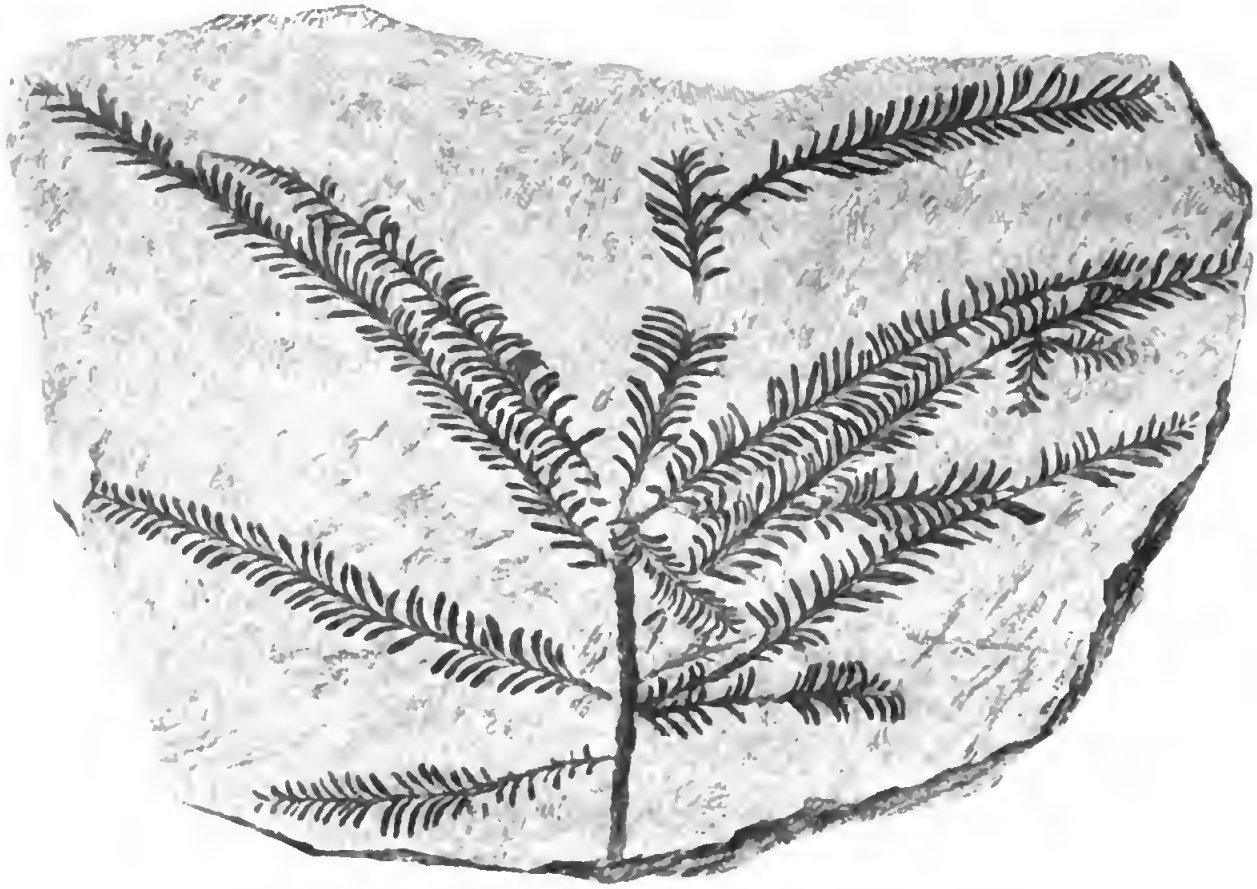
Ganz anders ist das Verhältnis mit dem Klima des Südpolarlandes. Hier erhebt sich das Temperaturmittel von nur 5% der Tage eines Jahres über den Gefrierpunkt, alle die übrigen liegen darunter. Die Niederschläge fallen hier deutlich so ganz überwiegend in Form von Schnee, die Tauwettertage sind so selten, das Schmelzen ist so gering, dass ein Sinken der Temperatur hier keine direkte Bedeutung für die Erzeugung einer allgemeinen Vergletscherung hat, so wie sie nach unserer Vermutung in diesen Gegenden stattgefunden hat.

Da die Temperaturverhältnisse schon in jetziger Zeit ausserordentlich günstig für eine Maximalvergletscherung sind, und da unserer Erfahrung nach die Schneemenge, die im Laufe des Jahres fällt, sehr beträchtlich ist, so müssen wir mit Staunen nach dem Faktor fragen, der im stande war, eine Vereisung zu erzeugen, die so bedeutend grösser ist, als die jetzige.

Die heftigen Stürme unserer Zeit sollten uns eine Lösung dieses Rätsels der Vergangenheit geben. Zu wiederholten Malen während unserer Überwinterung sahen wir bei Schneefall und Windstille oder schwachen Winden eine mehrere Dezimeter hohe, lose und lockere Schneedecke den Boden verhüllen. Dieser Schnee blieb aber nicht lange liegen. Bald kam der Südweststurm und fegte den meisten Schnee ins Meer hinaus, während ein Teil zu harten Schneewehen zusammengeballt wurde. Als aber der Sturm sich zum Orkan steigerte, zerteilte er die Schneewehen, die er vorher gebildet hatte, und die ganzen harten Schneeschollen wurden von dem Winde fort geführt. Als wir während der langen Sturmperiode eingeschlossen waren, tanzte ein ununterbrochener, aus dem Innern des Festlandes kommender Strom von Schneestaub und Eissplittern über unser Dach hinweg, auf dem Wege zum Meer hinaus.

Nur ein geringer Teil der jetzigen Schneeniederschläge bleibt also auf dem Lande liegen. Eine Verminderung der Intensität der Stürme würde zweifelsohne unter im übrigen unveränderten Verhältnissen eine reichlichere Schneeanhäufung, d. h. eine ausgedehntere Vergletscherung zur Folge haben.

Wir stehen folglich vor einer überraschenden Schlussfolgerung. Es erschliesst sich uns eine Ahnung der Windverhältnisse in der Vergangenheit. Wenn auch das Südpolarland während der

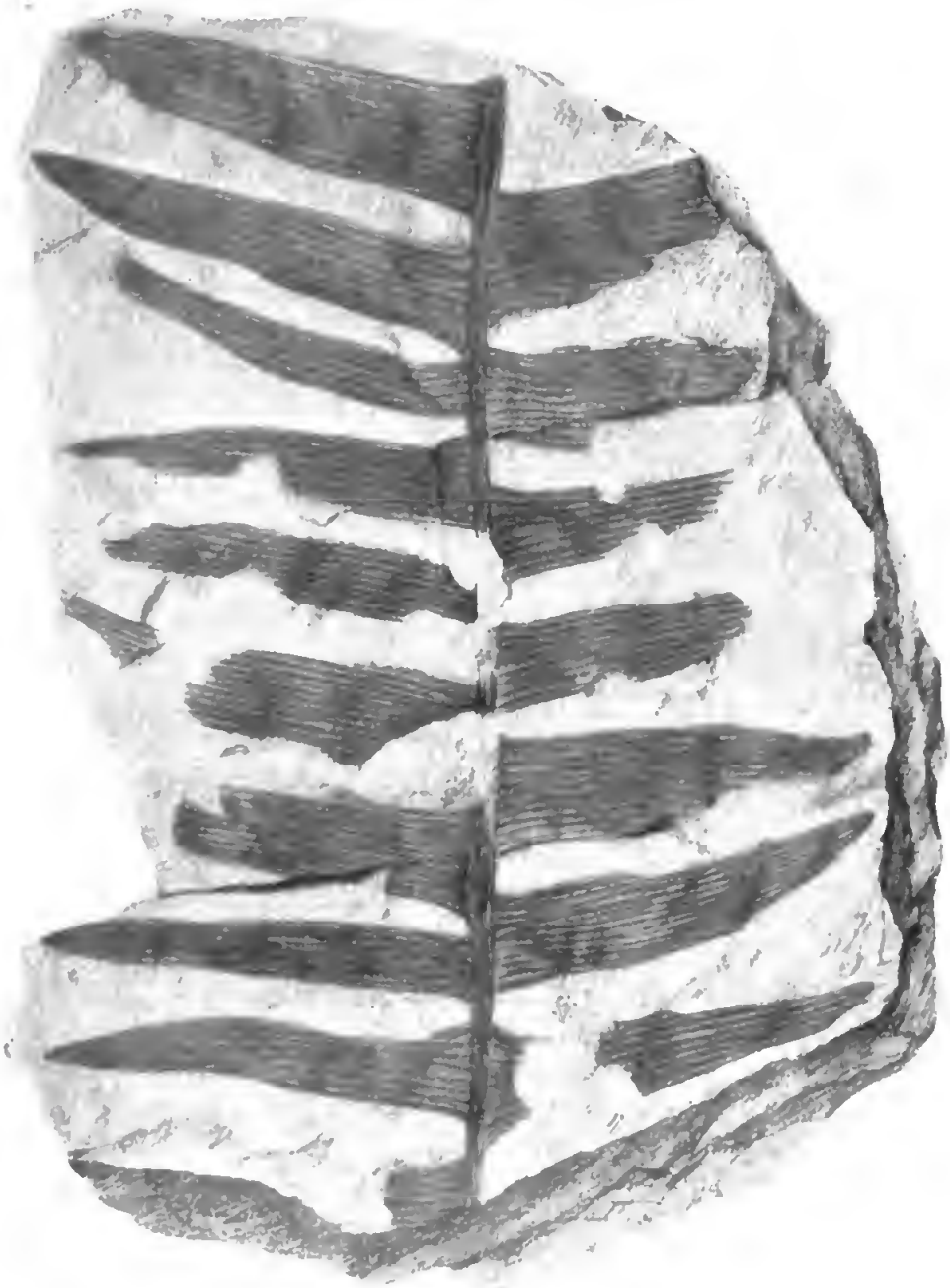


Araeaurites.
Aus der Juraflora an der Hoffnungsbucht. Natürl. Gr.

grössten Vergletscherungsperiode noch öder war als jetzt, und wenn auch sein Klima möglicherweise kälter war, so scheint es trotzdem in einer Beziehung weniger hart gewesen zu sein, weil die heftigen Stürme von heute damals nicht geweht haben.

Sphenopteris.
Aus der Juraflora an der Hoffnungsbucht. Natürl. Gr.

Die Erklärung der maximalen Vereisung des Graham-Landes gestaltet sich daher anders, als die, welche wir in Bezug auf Süd-Georgien gegeben haben. Aber es ist möglich, dass sie sich beide unter denselben Gesichtspunkt bringen lassen. Der hervorragende schwedische Meteorologe, Professor H. Hildebrandsson, ist nämlich, nachdem er die hier angeführten Tatsachen ergründet hat, zu der Ansicht gelangt, dass eine Verminderung der Sturm-



Pterophyllum.

Aus der Juraflora an der Hoffnungsbucht. $^4/_5$ natürl. Gr.

Digitized by Google

intensität in dem Graham-Lande durch die vollständige Eisdecke auf den umgebenden Meeren zu erklären sei, und dass diese Eisdecke eine natürliche Folge der Temperatursenkung sein müsse, die wir für Süd-Georgien angenommen haben.

Wir glauben aber auch die Geschichte der Antarktis lange vor der grossen Gletscherperiode zu kennen, als noch grosse Laubwälder den jetzt in Schnee gehüllten Boden bedeckten.

Die ersten Pflanzenfossilien aus dem Südpolargebiet wurden von Larsen mitgebracht, der im Jahre 1893 auf seiner Fahrt mit dem „Jason" verkieselte Baumstämme auf der Seymour-Insel gefunden hatte. Obwohl an und für sich ausserordentlich interessant, gaben diese doch keine weitere Aufklärung über die Beschaffenheit der Vegetation, von der sie stammen. Larsens merkwürdige Beobachtung weiter verfolgend, machte Nordenskjöld Anfang Dezember 1902 auf der Seymour-Insel die ausserordentlich wichtige Entdeckung von Blattabdrücken, von denen einige abgebildet und in dem ersten Teil dieser Arbeit erwähnt sind. Laut kürzlich eingegangener Nachrichten hat die englische Expedition in Viktorialand ähnliche Blattabdrücke in einer Sandsteinablagerung gefunden. Alle diese Funde gehören höchstwahrscheinlich der Tertiärformation an.

Bedeutend älter und viel reicher ist die Flora, die ich in der Hoffnungsbucht entdeckte. Ich habe in einem früheren Kapitel geschildert, wie die Sammlungen in den Wochen gemacht wurden, als wir auf die Rückkehr der „Antarctic" warteten, und wie wir den Eingang zu unserer Winterhütte aus den mit Fossilien angefüllten Kisten bauten. Es war eine angenehme Zerstreuung, sich in den langen Wintertagen das Aussehen der verschiedenen Formen dieser Pflanzensammlung ins Gedächtnis zu rufen, und oft nahmen wir einige Stücke hervor, die wir in der Hütte aufbewahrten und betrachteten sie beim schwachen Schein der Tranlampe.

Auf der Schlittenfahrt nach Snow Hill nahmen wir in einem Blechkasten eine kleine Auswahl der wichtigsten Typen mit. Durch Kapitän Irizars Entgegenkommen hatten wir später Gelegenheit, mit dem argentinischen Entsatzschiff die an der Hoffnungsbucht hinterlassenen Sammlungen abzuholen.

Diese sind zur Bearbeitung Professor Nathorst übergeben, der uns freundlichst die hier reproduzierten Zeichnungen, wie auch die folgenden Mitteilungen zur Verfügung gestellt hat.

Professor Nathorst schreibt:

„Das reiche Pflanzenleben, von dem der Fund in der Hoffnungsbucht Zeugnis ablegt, gehört einer Zeit (der Juraperiode) an, wo es noch keinen Laubbaum auf der Erde gab, und wo wahrscheinlich auch keine andern bedecktsamigen Pflanzen (Angiospermen) aufgetreten waren. Eigentliche Blumen, das was man im allgemeinen unter diesem Worte versteht, waren folglich damals ebenfalls nicht vorhanden, dafür aber nacktsamige Pflanzen (Gymnospermen) und Gefässkryptogamen in grosser Variation. Von den ersteren können wir aus den gefundenen Überresten auf das Vorkommen mehrerer Arten von Nadelbäumen schliessen, die zu jener Zeit die eigentlichen Wälder bildeten. In erster Linie ist hier die Araukaria zu nennen, die jedoch nicht denselben Typus hat, wie die jetzt in Südamerika vorkommenden Arten, sondern zu derselben Gruppe gehört, wie die auf der Norfolk-Insel östlich von Australien wachsende Araucaria excelsa, ein prachtvoller Baum, der eine Höhe von 60 Metern erreichen kann. Möglicherweise waren andere Nadelbäume buschartig, und wahrscheinlich war das auch der Fall mit den Cycadophyten, von denen die Sammlung viele Arten enthält, hauptsächlich von der Familie der Otozamites, obwohl auch andere vorkommen, darunter ein schönes Pterophyllum. Die Cycadeen, die jetzigen Cycadophyten, haben im allgemeinen einen unverzweigten, zylindrischen oder knollenförmigen Stamm, und erinnern durch ihre Blattformen nicht wenig an Palmen, weswegen sie oft Tannenzapfen-Palmen genannt werden. Die Cycadophyten, die an der Hoffnungsbucht gefunden sind, gehören dahingegen zu einer andern, jetzt ausgestorbenen Gruppe, die in Bezug auf die Blütenteile höher steht als die Cycadeen, und deren Stämme wahrscheinlich verzweigt und buschartig waren, mit relativ kleinen Blättern. Das Farnkraut ist mit einer Menge Arten und Familien vertreten, von denen hier die namentlich Vertreter der Cladophlebis, Sphenopteris erwähnt werden müssen. Möglicherweise waren einige davon baumartig, die grosse Mehrzahl aber bestand zweifelsohne aus Kräutern.

„Die hier erwähnten Pflanzen dürften auf trockenem Boden gewachsen sein, man findet aber auch Exemplare von Sumpfgewächsen, z. B. eine Art Schachtelhalm (Equisetum), sowie das zu den Wasserfarnen gehörende Sagenopteris, dessen Blätter vierfingerig sind, wie ein vierblättriges Kleeblatt, und das wahrschein-

Araucaria excelsa.
Norfolk-Insel. Östlich von Australien

lich in dem Süssgewässer selbst gelebt hat, in dem die Ablagerung vor sich gegangen ist.

Obwohl ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, die interessante Flora aus der Hoffnungsbucht zu untersuchen, kann ich doch sagen, dass sie in Bezug auf Reichtum an Arten alle bisher beschriebenen Jurafloren aus Südamerika übertrifft, wie auch, dass sie sich teils der Juraflora Europas, teils auch der übrigen Juraflora in Indien anschliesst. Sie deutet in keiner Beziehung auf ungünstigere klimatologische Verhältnisse hin, als wie sie in den genannten Ländern um dieselbe Zeit herrschten, so dass man auch hierdurch eine weitere Bestätigung für die gleichförmigkeit des Klimas über der ganzen Erde während der genannten Zeit erhält. Dass die Pflanzen in der Nähe der Stelle gewachsen sind, wo sie gefunden wurden, und nicht aus entfernten Gegenden dahin geschwemmt wurden, ist aus verschiedenen Umständen ersichtlich, und hieraus ergibt sich, dass sich zu der in Frage kommenden Zeit an dieser Stelle Land befunden hat."

XV.

Winterseehunde und Frühlingsboten.

Eines Tages Ende Mai machten wir die unliebsame Entdeckung, dass wir einem drohenden Mangel an Feuerung gegenüberstanden. Bisher hatten die Tranqualmer in der Küche bis zum Abend gebrannt, und wir hatten täglich unsere drei regelmässigen Mahlzeiten zu uns genommen, nach denen wir uns oft recht fleischsatt fühlten.

Aber die Hälfte unseres Speckvorrates war jetzt schon verbraucht, und es hatte den Anschein, als hätten sich die Seehunde während der strengsten Winterzeit aus dieser Gegend zurückgezogen. Jetzt sahen wir uns gezwungen, eine Einschränkung in unserm Haushalt vorzunehmen, um an Feuerung zu sparen. Wir beschlossen, uns mit zwei Hauptmahlzeiten zu begnügen, und in der Mitte des Tages nur einige Speckstücke aufzuwärmen, die zugleich mit dem Frühstück bereitet waren.

Auf diese Weise lebten wir ein gutes Stück in den Juni hinein. Da aber kamen wir zu der Erkenntnis, dass auch diese kleine Zwischenmahlzeit ein Luxus sei, der abgeschafft werden müsse. Am 23. Juni nahmen wir unser „Lunch" zum letzten Mal ein, aber schon am selben Tage trat ein Ereignis erfreulichster Art ein.

Draussen lag frische gute Nahrung für zehn Tage

Ich fungierte an diesem Tage als Koch. Während ich in der Küche sass, mit den Vorbereitungen zum Mittagessen beschäftigt, kehrten Duse und Grunden von einer Wanderung zurück, und berichteten ganz atemlos, draussen auf der Landzunge liege ein Seehund. In grösster Eile wurde die Büchse hervorgeholt und dann stürzten sie wieder hinaus. Gespannt sass ich da und lauschte, bis der Schuss knallte. Da setzte ich schnell einen Tropfen „Extra-Kaffee" auf, und dazu leisteten wir uns auch ein Extra-Stück Schiffsbrot. Dies war eine festliche Veranlassung von hoher Bedeutung. Ohne die alten Vorräte anrühren zu müssen, hatten wir jetzt für fernere zehn Tage Feuerung und frisches, gutes Fleisch, gar nicht zu reden von allen den Leckerbissen, dem Herzen, den Nieren, der Leber, die als unsere grössten Delikatessen auf dem Gebiete der Naturproviantierung galten. Das wichtigste war aber doch die Gewissheit, dass die Seehunde im Laufe des Winters nicht ganz verschwunden waren. Jetzt hatten wir die beste Hoffnung, mehr zu bekommen. Von Zeit zu Zeit hatten wir auch wirklich Gelegenheit, einen Seehund auf dem Eise in der Bucht zu schiessen. Sie kamen merkwürdigerweise einer nach dem andern. Wenn wir die letzten Stücke eines Tieres verzehrt hatten, stellte sich sehr bald wieder ein neues ein. Wir sagten oft zu einander, es sei, als ob ein freundliches Geschick sie uns sende, und wir glaubten zu spüren, wie unsere Kräfte zunahmen, dank dem guten, frischen Fleisch. Im ganzen erlegten wir während unseres Aufenthalts in der Hoffnungsbucht 21 Seehunde, wozu ich bemerken muss, dass wir von den ersten Herbstseehunden nur den Speck und die Haut und von dem letzten, der kurz vor unserm Aufbruch gen Süden geschossen wurde, nur die besten Bissen des Fleisches und die Leber benutzten.

Am 6. Juli schossen Grunden und ich einen Seehund, dessen Magensack mit Fischen vollgepfropft war (nach den fragmentarischen Köpfen zu urteilen, die ich in der stark zermalmten Masse fand, wahrscheinlich Macruriden). Dieser Fund verlieh unsern bisher ziemlich unbestimmten Plänen, einen Angelversuch zu machen, neue Fahrt, und sobald wir von der Seehundjagd heimgekehrt waren, bat ich Duse, seine Handfertigkeit zur Anfertigung eines Fischereigeräts zu benutzen. In der Knochenscheide seines Messerschaftes fand er ein passendes Rohmaterial, und bald hatte er hieraus einen Haken mit scharfer Spitze, einen Widerhaken

und einen Höcker zum festknoten am oberen Ende geschnitzt. Einen kurzen Angellappen verfertigten wir aus einem kleinen Stück Angelschnur, das übrig geblieben war, nachdem wir das meiste zu Nähgarn verwendet hatten. Die Leine selbst schnitt Duse aus einem Seehundsfell, sie war 1—1,5 cm breit mit etwas Fettbelag, der sich nicht entfernen liess, auf der einen und Haaren auf der andern Seite. Es war ein unförmliches Ding, 35 m lang und bildete in aufgewickeltem Zustand ein Knäuel, so gross wie ein Menschenkopf. Haken und Leine waren der Wilden aus dem Steinalter würdig. Statt des Senkbleis benutzten wir eine abgebrochene Zeltpinne, und als Köder verwendeten wir kleine Stücke Seehundspeck.

Am 25. Juli machten wir unsern ersten Angelversuch. Der äussere Teil des Sundes war eisfrei, aber innerhalb der Landzunge, westlich von der Hütte, konnten wir am Rande des Festeises eine Stelle mit passender Tiefe wählen. Der Tag war windstill, aber kühl. Es war kein angenehmes Stück Arbeit, die nasse Leine mit blossen Händen einzuholen, und mit Fausthandschuhen ging es noch schlechter, da diese bald voll Seewasser waren. Trotzdem tummelten wir uns fleissig mit unserer Leine. Grunden, der die meiste Erfahrung in dieser Sache hatte, meinte mehrmals, einen Anbiss zu spüren, aber die Leine kam allemal leer herauf. Er schwur jedoch mehrmals hoch und heilig, er habe Fische am Angelhaken gefühlt. Während Duse und ich auf dem Eise umherwanderten, um uns warm zu halten, fing er plötzlich an, die Leine mit grösserer Eile als bisher einzuziehen, und diesmal zappelte wirklich ein Fisch am Ende der Seehundsleine. Wir rissen die Mützen ab und begrüssten den sehnlichst erwarteten Gast mit lautem Hurra.

Jetzt hatten wir Blut geleckt und liessen nicht eher nach, als bis wir noch zwei weitere Fische gefangen hatten. Es waren fast fusslange Nototheniden mit grossem, breiten Kopf und mächtigem Maul. In Seehundsfett gebraten, mit einem kleinen Zusatz von Meerwasser, waren sie für uns ein unbezahlbarer Leckerbissen zwischen allen den einförmigen Fleischspeisen.

Sobald das Wetter es gestattete, gingen wir in der nächsten Zeit auf Fischfang aus. Es war für uns ein angenehmes „Picknick", wenn wir an einem windstillen, sonnigen Tage mit ein paar schwarzen Seehundssteaks und einem halben Schiffszwieback zum Fischen nach der Bucht zogen. Einmal bekamen wir sechs

Fische, ein andermal gar keine. Bald entdeckten wir, dass die Fische nicht nur an dem Köder anbissen, sondern auch das Fett von der Leine nagten. Diese war oft mit kleinen Seekrebsen, Amphipoden, dicht besetzt, die auch nach besten Kräften daran knabberten. Hierdurch wurde die Leine an einzelnen Stellen sehr dünn. Wir mussten sie sehr häufig nachsehen und die Stellen zusammenknüpfen, wo sie bei unsern Versuchen riss. Auf diese Weise war sie schliesslich voller Knoten. Eines Tages hatten wir einen mächtigen Biss, bei dem die Leine riss. Der Fisch ging mit Angelhaken und Senkblei davon. Wir ersetzten das letztere durch einen länglichen Stein, und Duse verfertigte einen neuen Haken aus einer Schuhschnalle aus Messing. Mit dieser neuen Angel fingen wir noch mehrere Fische, späterhin im August aber wollte der Fisch nicht mehr beissen. Gleichzeitig begannen wir auch mit unserer Frühlingsausrüstung, die unsere Zeit mehr und mehr in Anspruch nahm. Ungefähr zwanzig Fische waren unsere gesamte Beute, so dass uns unsere Fischerei mehr Beschäftigung und Zerstreuung als Speise eingebracht hatte.

Angelhaken, aus einer Schuhschnalle verfertigt. Natürl. Gr.

Schon früh im Spätwinter stellten sich Frühlingsboten ein, die unter den obwaltenden Verhältnissen keineswegs ausschliesslich angenehmer Art waren. Unsere Lage war auch sehr eigentümlich.

Von Norden her sollte der Entsatz kommen, aber um von demselben erreicht zu werden, mussten wir gen Süden, nach der Winterstation wandern. Falls nämlich die „Antarctic" mit Mann und Maus untergegangen war — eine Möglichkeit, der wir uns trotz unserer Hoffnungen nicht verschliessen konnten —, wusste niemand, dass wir hier lebend zurückgeblieben waren. Wenn wir nicht von hier fortkamen, konnte es geschehen, dass wir im Laufe des Sommers ein Entsatzschiff durch den Sund fahren sehen würden, ohne uns durch Signalfeuer oder dergleichen bemerkbar machen zu können. Unser Leben hing offenbar davon ab, dass wir Snow Hill erreichten, und um dorthin zu gelangen, war Eis erforderlich, über das wir gehen konnten. Das Treibeis, das im vorhergehenden Sommer unser unbezwingbarer

Da zappelte wirklich ein Fisch am Ende der Leine aus Seehundsfell

Feind gewesen, das alle unsere Pläne gekreuzt und uns hier gefesselt hatte, war jetzt unser ersehnter Freund. Fast aber sah es so aus, als sei alles Eis verschwunden. Während des ganzen Winters hatte das Eis abgenommen. Zuweilen, wenn wir nach den Südweststürmen hinauskamen, lag die Bucht still, blauend, eisfrei bis an das Ufer, da, und uns überkam das unter diesen Umständen sehr erklärliche wehmütige Gefühl, dass es vielleicht kein Stückchen Eis mehr zwischen uns und den bewohnten Gegenden gäbe. Vielleicht blieb der Golf eisfrei, vielleicht würde der kommende Sommer das völlige Gegenteil des vergangenen sein. Wir machten die kühnsten Pläne: Über Land- und Strandeis wollten wir gehen, soweit wir konnten, dann wollten wir aus dem Schlitten als Rahmen und der Bodenpersenning des Zeltes als Segeltuch ein flaches Fahrzeug machen, in dem einer von uns den Versuch, Snow Hill zu erreichen, wagen sollte. Dieser Plan gewährte uns den Trost einer Hoffnung, wenn die Eisverhältnisse am finstersten aussahen. Gegen Ende der Überwinterung stellte es sich indes heraus, dass die Bodenpersenning völlig verschlissen und vermodert war. So musste denn der Bootsbau als unausführbar aufgegeben werden.

Am 7. August unternahmen Grunden und ich einen Ausflug auf das Landeis, um uns einen Überblick über die Eisverhältnisse im Golf zu verschaffen. Was wir hier sahen, war in hohem Masse ermunternd. Vor der Rosamel-Insel und den Inseln, die wir jetzt die Argentinia-Inseln nennen, lag ein weisses Feld aus Packeis, in dem wir dieselben Eisberge wiederzuerkennen meinten, die schon im Februar dort gelegen hatten.

Unser nächstes Rekognoszierungs-Unternehmen galt den Eisverhältnissen in dem nächstgelegenen Teil des Kronprinz Gustav-Sundes, den wir auf dem Wege nach der Vega-Insel passieren mussten. Am liebsten wären wir alle drei, oder doch wenigstens zu zweien gegangen, aber unsere Schuhe waren jetzt so arg mitgenommen, dass es nötig war, alle längeren Wanderungen so viel wie möglich zu beschränken. Da ich nun der am wenigsten Verschlissene war, so sollte es mir vergönnt sein, den Kameraden aus dieser Richtung frohe Botschaft zu bringen.

Am 2. September, um 9 Uhr morgens, brach ich auf. Die Schneeschuhe, die ich so viel wie möglich benutzte, um meine Schuhe zu schonen, waren schwer zu lenken, denn das Landeis war hart und glatt, mit einer ungewöhnlichen Menge von kleinen

Kämmen, Unebenheiten und Vertiefungen, die die Stürme verursacht hatten. Schliesslich sah ich mich gezwungen, meine Schneeschuhe abzunehmen und zu Fuss zu gehen. Trotz dieser Beschwerlichkeiten war es eine herrliche Wanderung. Es tat wohl, einen ganzen Tag der Finsternis und dem Schmutz der Steinhütte den Rücken zu wenden, und es war mir, als sei die düstere Einförmigkeit des Winters durch diese erste längere Wanderung über das Inlandeis gebrochen.

Mit gespannter Erwartung wanderte ich auf den Eisrücken hinauf, von wo wir auf der ersten Schlittenfahrt die Bucht der tausend Eisberge erblickt hatten. Ich war jetzt ein wenig mehr westwärts gegangen, und als ich oben auf der Höhe stand, lag daher die Aussicht quer über den Sund bis an den Teil der Vega-Insel, wo wir im Januar eine Auffahrt gefunden hatten, frei vor mir. Das Glück blieb uns hold; ungebrochen breitete sich das Eis über den Teil des Sundes aus, der in meinem Gesichtskreis lag, ganz bis an die Vega-Insel heran.

Ich setzte mich auf den Gipfel des Schneewalles, und verzehrte seelenvergnügt die drei Schiffszwiebacke, aus denen mein Proviant bestand, während ich den mächtigen Haddington-Kegel betrachtete, dessen sonnenbeschienene Schneekuppel in der Ferne nach Süden zu hoch über alles andere Land aufragte, auf seiner andern Seite das Geheimnis des Schicksals der sechs Snow Hill-Bewohner wahrend.

Gegen 4 Uhr nachmittags war ich wieder daheim mit der frohen Botschaft, dass das Eis fest lag, wenigstens bis an die Vega-Insel hinan.

Schon früh im August hatten wir mit der Ausrüstung für eine neue Schlittenfahrt begonnen. Unser dafür aufgesparter Proviant an Fleischkonserven bestand aus nur drei Dosen Fleischpudding, zwei Dosen Frikadellen, einer Dose mit Schweinebraten, einem Blutpudding und einem Lamm in Kohl, alles in allem auf ungefähr 22 Mahlzeiten berechnet. Wir konnten also nur einmal täglich Konservenfleisch essen, und mussten im übrigen unsern Bedarf durch Seehunds- oder Pinguinfleisch decken. Wir mühten uns deswegen mit der Herstellung von „antarktischen Konserven" ab. Während einer ganzen Reihe von Tagen war der Koch zwischen der Bereitung der regelmässigen Mahlzeiten eifrig damit beschäftigt, auf beiden „Tranqualmern" Fleisch zu braten. Auf diese Weise erhielten wir einen Vorrat von circa 300 kleinen

Steaks, für 20 Mahlzeiten berechnet, die wir in grössere Blechdosen packten. Im übrigen rechneten wir sehr darauf, das Depot wiederzufinden, das im Januar auf der Vega-Insel errichtet war.

Von zwei Proviantartikeln hatten wir, dank unserer Sparsamkeit, während der Überwinterung ziemlich viel für die Schlittenfahrt übrig behalten. Die Zuckerstücke wurden sorgfältig in einem passenden Blechkasten gepackt; es stellte sich heraus, dass wir noch 554 Stück davon hatten. Kaffee konnten wir unserer Berechnung nach zwei- bis dreimal täglich, jedesmal drei gestrichene Esslöffel voll, kochen, d. h. an einem Tage mehr, als wir während der Überwinterung eine ganze Woche hindurch verbraucht hatten.

Ich habe schon an anderer Stelle erzählt, dass wir ein kleines Bündel Kerzen mitbekommen hatten, die wir — abgesehen von den drei Mittsommerkerzen — aufgespart hatten, um unser Zelt während der Abende auf der Schlittenfahrt zu erleuchten. Jetzt kam Duses Konstruktionstalent uns sehr zu nutze, indem er einen hölzernen Leuchter anfertigte, der an einer Schnur aufgehängt werden konnte. Eine andere Arbeit, die viel Zeit nahm, war das Schnitzen von hölzernen Brillen als Ersatz für meine und Duses Schneebrillen, die wir verloren hatten, die eine auf der ersten Schlittenfahrt, die andere während der Überwinterung. Duse machte sich zwei sehr hübsche, lose, mit einer Schnur verbundene Brillenteile aus einer eichenen Fassdaube, während ich meine Brille aus einem Stück herstellte; das sonderbare Aussehen derselben wurde noch erhöht durch die Zeuglappen, die ich an den Seiten befestigen musste, da das Holz das Licht nicht gänzlich ausschloss. Beide Typen erfüllten ihren Zweck und waren während der ganzen Fahrt nach Snow Hill in Gebrauch. Die Sehspalte war bei beiden horizontal, mit einem senkrechten Ausschnitt nach unten, um den Gesichtskreis nach dieser Richtung hin zu erweitern.

Wie ich bereits früher erwähnt habe, besassen wir nur eine Segelnadel. Sie war jetzt im Frühling fleissig in Gebrauch, der Reihe nach machte sie von einem Tag zum andern die Runde unter uns. Einmal handelte es sich darum, die Schäfte von ein Paar verschlissenen Schnürstiefeln wie auch die Sohlen von einem Paar Lappenschuhen festzunähen, ein anderer flickte seine Lumpen mit einem von der Fussbodenpersenning abgeschnittenen Stück aus, das gereinigt wurde, indem man es bei Tauwetter durch den

Schnee schleppte. In einem dritten Fall handelte es sich darum, ein Paar Fausthandschuhe aus einer alten Mütze zu nähen.

Von Zeit zu Zeit im Laufe des Winters hatten wir die grösseren Löcher in unsern schmutzigen Strümpfen gestopft. Das Stopfgarn gewannen wir aus der braunen Zeltdachleine, die in ihre einzelnen Strähne zerfasert und dann zu allem möglichen, von Nähgarn bis zu Lampendochten, verwendet wurde. Vor der Schlittenfahrt wollten wir die Löcher in unsern Strümpfen mit etwas besserem und weicherem Material stopfen, deswegen schnitten wir die Schäfte von ein Paar Strümpfen ab und lösten sie zu Stopfgarn auf.

Bei der Sorge für die Fussbekleidung tauchte unwillkürlich die Frage auf, wie es um unsere Reinlichkeit stand. Einmal versuchte ich, ein Paar Strümpfe auf Eskimo-Art zu waschen, indem ich Urin als Auflösungsmittel für das Fett benutzte. Das Ergebnis war durchaus zufriedenstellend.

Gleich zu Anfang der Überwinterung gaben wir jeden Gedanken an ein Waschen von Gesicht und Händen auf, da wir doch sofort wieder durch das Fett und den Russ schmutzig wurden, womit wir an allen Ecken und Enden umgeben waren. Dahingegen wuschen wir ein paarmal im Laufe des Winters die Füsse in warmem Wasser in unsern einzigen Gefässen — den Essschalen.

Unsere wollenen Unterkleider waren jetzt durch den langen Gebrauch natürlich schmutzig und stark verschlissen. Ich will aus meiner eigenen Erfahrung berichten, da ich hierüber am besten orientiert bin. Von der „Antarctic" nahm ich zwei Hemden und drei Unterhosen aus Jägerwolle mit. Als der Januar zu Ende ging, glaubte ich, es würde höchstens noch einen Monat bis zur Rückkehr der „Antarctic" währen — und wechselte daher mein Hemd. Damit bin ich dann aber 7½ Monate gegangen, bis ich kurz vor dem Aufbruch das Hemd vom Januar, das jetzt als rein galt, wieder anzog. Zwei von den Unterhosen waren ganz verschlissen, dünn wie Gardinen und hier und da mit grossen Löchern versehen. Ich zog nun das am besten erhaltene Paar an und nähte die beiden andern als Futter hinein. Es wurde ein ziemlich unförmliches Kleidungsstück, aber ich wusste mir nicht anders zu helfen, denn vorher wehte der Wind ziemlich unbehindert durch die ebenfalls sehr dünn gewordenen Beinkleider.

Alles, was wir zusammen an Reservekleidern besassen, waren ein Mantel und ein Paar Beinkleider. Grunden erhielt die letz-

teren an stelle seiner alten, die schrecklich zerlumpt waren, deren beste und am wenigsten schmutzige Teile aber trotzdem zum Ausflicken verschiedener anderer Kleidungsstücke benutzt wurden. Duse übernahm den Reservemantel, trennte seinen alten auseinander und machte daraus einen inneren Sack für seinen Schlafsack.

Wir versuchten übrigens alle drei, so viel wie möglich durch Aussen- und Innensäcke die Körperwärme in den Schlafsäcken zurückzuhalten. Alles erdenkliche kam hierbei zur Verwendung. Jeden Abend während der Schlittenfahrt zogen wir unsere Mäntel über das Fussende der Schlafsäcke, eine alte Filzdecke, die Grunden und ich teilten, schloss unsere beiden Schlafsäcke nach oben zu ab. Zugleich machten wir auch mehr oder weniger sinnreiche Einrichtungen, um, nachdem wir in den Schlafsack gekrochen waren, die Öffnung zuschnüren zu können, so dass nur ein ganz kleines Luftloch offen blieb. Hierdurch wurden die Schlafsäcke sehr schwer und sahen aus wie unförmliche Lumpenbündel. Aber sie erfüllten doch notdürftig ihre Aufgabe, indem sie uns in dem $2^1/_2$ tägigen kalten Sturm, der uns unmittelbar nach dem Aufbruch überraschte, am Leben erhielten.

Nachdem wir alle unsere Privatangelegenheiten in Ordnung gebracht hatten, blieb uns noch eine Menge für die allgemeine Ausrüstung zu tun übrig.

Die grosse Dachpersenning wurde abgenommen und der Schlitten heruntergeholt. Er hatte sich in der Mitte ein wenig gebogen, infolge des Druckes, den Schnee und Steine auf ihn ausgeübt hatten, ward nun aber umgekehrt und mit Steinblöcken belastet, bis er seine alte Form wieder annahm.

Bei der Durchsuchung des Schlittens machten wir einen sehr erfreulichen Fund. Er war an Bord mit einem starken, guten Strick festgebunden gewesen, der jetzt durch eine minderwertigere Verschnürung ersetzt wurde. Der Strick wurde dann in seine einzelnen Teile zerlegt, die uns als Nähgarn beim Ausbessern des kleinen Schlittenfahrtzeltes sehr zu statten kamen. Dies Zelt, das im Herbst durch den Sturm übel hergerichtet war, ehe es abgebrochen und unter einige flache Steine gelegt wurde, nahmen wir jetzt in die Hütte hinein und tauten es auf, worauf Grunden es ausflickte, so gut es ging. Die Fussbodenpersenning, die bis dahin über den Vorplatz gespannt war, wurde durch ein provisorisches Dach ersetzt und jetzt unter dem Zelt befestigt. Aus den

russigen Wänden des grossen Wohnzeltes schnitt Grunden lange Stücke, mit denen er das kleine Zelt ausflickte. Das gab einen sonderbaren Farbenkontrast: Russschwarze Flicken auf dem reinen, weissen Zelttuch, auf dem übrigens ein paar schwarze Fingerspuren davon zeugten, dass es während des Ausbesserns hin und wieder von einer russigen Hand berührt worden war.

Einige kleine wissenschaftliche Arbeiten hatten wir auch noch auszuführen, ehe wir aufbrachen. Duse vollendete seine Kartenskizze von der Hoffnungsbucht, und ich machte einige vervollständigende Beobachtungen in Bezug auf die grosse ehemalige Vergletscherung, die ich im voraufgehenden Kapitel beschrieben habe.

Als wir aber am 20. September alle Vorbereitungen beendet hatten, konnten wir uns nicht vom Fleck rühren. Der Schneesturm hielt uns einen Tag nach dem andern gefangen. Es war eine trübe Zeit. Die Spannung und die Freude der Ausrüstungswochen hatte nachgelassen, nachdem alles in Ordnung war, das Essen fing an, knapp zu werden, da alles für die Schlittenfahrt verpackt war, und durch die mächtigen Gucklöcher, die aus der Zeltwand herausgeschnitten waren, grinsten uns die rohen Steinmauern an.

Wir waren fest entschlossen, an dem ersten Tage, wo das Wetter einigermassen erträglich war, aufzubrechen, denn wir sehnten uns von ganzem Herzen fort aus dieser Behausung der Finsternis, der Grunden einstmals in bitterem Spott den Namen „Krystallpalast" beigelegt hatte.

XVI.

Nach dem Vorgebirge der guten Begegnung.

Am 29. September brach endlich der Tag der Abreise an. Die Türöffnung war, wie immer nach einem Unwetter, zugeschneit. Aber an diesem Morgen machte sich der Koch nicht die Mühe, uns auf gewohnte Weise auszugraben. Sobald er sich davon überzeugt hatte, dass das Wetter windstill und freundlich war, riss er das provisorische Dach von dem Vorplatz herunter und kletterte auf diesem Wege hinaus. Der Himmel war wolkenbedeckt und die Luft nebeliggrau, aber es war kein Grund zum Zaudern vorhanden. Es war noch nicht 5½ Uhr, als er die Kameraden weckte.

Es waren noch allerlei Arbeiten zu verrichten, ehe wir die Hütte verlassen konnten. Die drei schweren Fossilienkisten wurden losgeeist und in einem mit der Dachpersenning bedeckten Depot am Abhang des kleinen Hügels nördlich von der Hütte untergebracht.

Duse hatte während der letzten Sturmtage auf ein Stück Holz folgende Inschrift geschnitzt:

J. G. Andersson, S. Duse, T. Grunden
from S. S. „Antarctic"
wintered here 11. 3. — 28. 9. 1902.

Diese Tafel wurde an die Stange des grossen Zeltes gebunden, die wir dann an der Wand der Hütte befestigten. Unter der Tafel wurde eine Flasche angebracht, in der einige in englischer Sprache abgefasste Mitteilungen enthalten waren, die ich während der letzten Tage mit Duses Beistand geschrieben hatte.

Es war ein kurzgefasster Überblick über unser Geschick sowie einige Anleitungen für das Entsatzschiff, das möglicherweise aus Anlass der Depeschen auf der Astrolabe-Insel hierher kommen konnte. Von diesem Dokument will ich hier nur einige Zeilen anführen, die eine Vermutung enthielten, die sich später bestätigen sollte:

«We have all reason to suppose that captain Larsen after our landing has tried to penetrate the pack outside Joinville Island. Thus fragments of the „Antarctic" and its crew are to be looked for on the N., E., and S. coasts of Joinville Island and adjacent small islands.»

Es war bereits 4 Uhr nachmittags, als dies alles besorgt und der Schlitten beladen war. Gegen 6½ Uhr schlugen wir unser Zelt an einem Moränenrücken auf dem Landeisabhang auf, wohin wir vor einigen Tagen allerlei Proviant getragen hatten. Während wir uns zur Nachtruhe anschickten, begann ein verdächtiger Wind das Zelt zu umheulen.

Am nächsten Morgen war die wilde Jagd in vollem Gange. Die Schlafsäcke waren ganz steif gefroren, das Zelt erzitterte unter den Windstössen, und ich, der ich meinen Platz an der Luvseite hatte, lag unter dem Druck der Schneemasse, die sich gegen die Zeltwand aufgehäuft hatte. Duse, der das keineswegs angenehme Amt übernommen hatte, die „Mutter" für die Schlittenpartie zu spielen, kroch am Vormittag aus dem Sack und kochte ein Gericht Grütze. Ihn fror dabei so schrecklich, dass er Handschuhe anziehen musste, um das Kochgeschirr und den Primusapparat anfassen zu können.

Der Sturm wurde immer heftiger, und gleichzeitig nahm die Kälte zu. In der nächsten Nacht wurde die Zeltwand an der Luvseite losgerissen und fiel mir auf den Kopf, der Schnee häufte sich über mich, ich hatte keinen Raum, wohin ich mich wenden konnte, denn wir nahmen den Boden des kleinen Zeltes völlig ein. Ich lag bald festgeklemmt wie in einem Schraubstock, aus dem ich erst dreissig Stunden später erlöst wurde, als der Sturm nachgelassen hatte. Die einzige Bewegung, die ich machen konnte, war, dass ich die Beine sehr mühselig ein wenig krümmen und sie nach einiger Zeit wieder ausstrecken konnte. Am folgenden Tag konnten wir nicht daran denken, aufzustehen und Essen zu kochen. Hin und wieder reichte uns Duse einen Schiffszwieback, an dem

wir knabbern konnten. Fünf solcher Schiffszwiebacke per Mann war alles, was wir im Laufe von 24 Stunden bekamen.

Die folgende Nacht war entsetzlich für mich; ich lag noch immer eingeklemmt unter der Schneeschanze. Der Druck auf den Kopf, den ich schliesslich nicht mehr bewegen konnte, wurde zuletzt ganz unerträglich, zuweilen verging mir die Besinnung, ich versank in eine Betäubung, in der schwache Eindrücke von einem heulenden Sturm, einem schmerzenden Kopf und vor Kälte erstarrten Füssen sich mit den buntesten und weitschweifendsten Phantasien vermischten.

Am nächsten Tage hatte glücklicherweise das Wetter ausgetobt. Duse und Grunden krochen zuerst aus den Schlafsäcken und bereiteten eine herrliche Mahlzeit. Dann konnte auch ich herauskrabbeln und meine steifen Glieder rühren.

Der Himmel war jetzt klar und blau. Die Sonne schien herrlich auf den Sund und die weissen Eisabhänge. Unten auf unserer Landzunge konnten wir die Hütte als dunkeln Fleck unterscheiden, die Gedenktafel an ihrer Stange ragte über die Mauer empor.

Während der nächsten Tage kämpften wir uns langsam vorwärts in wechselndem, oft schlechtem Wetter. Wir hielten denselben Kurs wie auf der Herfahrt während der ersten Schlittenfahrt.

Am 6. Oktober waren wir an die Bucht gelangt, die ich früher als die Bucht der tausend Eisberge beschrieben habe. Der Schnee zwischen den unzähligen Eishügeln lag jetzt fest, eben und hart, so dass wir schnell vorwärts gelangten.

Wir hatten die Zeit für unsere Ankunft auf der Winterstation so berechnet, dass wir uns im Notfall dort selber mit Seehunden und Pinguinen ernähren konnten, denn wir hielten es für sehr zweifelhaft, dass die Kameraden nach zwei Überwinterungen noch etwas für die unerwarteten Gäste übrig haben würden. Deswegen hofften wir sehr, auch auf diesem, mit festem Eis bedeckten Gewässer Seehunde zu finden, und spähten jetzt eifrig nach dem ersten aus.

Ganz in der Nähe unseres ersten Zeltplatzes entdeckten wir denn auch schon ein paar Weddell-Seehunde, die auf den schmalen Strand hinaufgekrochen waren, der durch die Flut beständig offen gehalten wird. Während der folgenden Tage beobachteten wir diese Tiere zu Hunderten, bald vereinzelt, bald paarweise

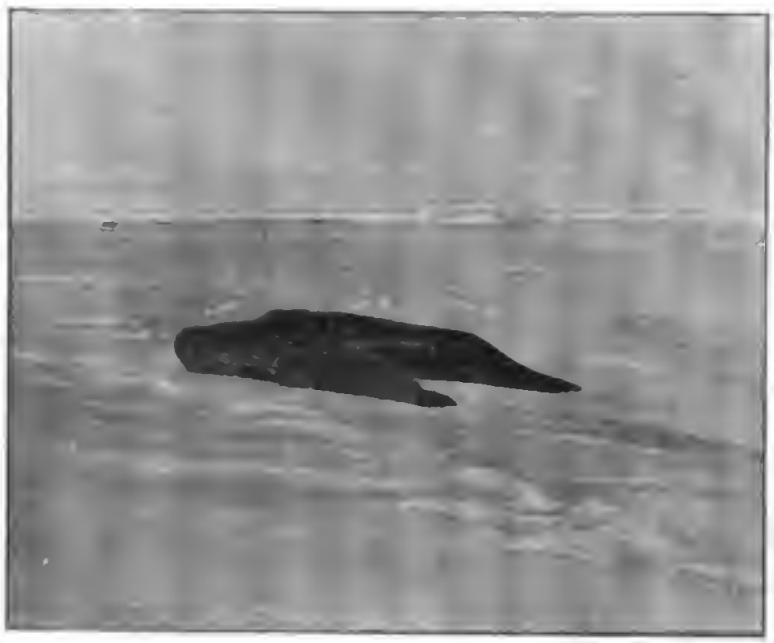
Gen Snow Hill

oder in Scharen bis zu zwanzig Stück. Sie gehörten alle derselben Art an, den Weddell-Seehunden, die offenbar eine ausgeprägte Strand- und Festeisform bilden, so wie der andere gewöhnliche antarktische Seehund, der Krabbenfresser, auf das Treibeis und die Teile des Meeres gehört, die den Küsten fernliegen. Eine oder zwei Meilen innerhalb des Randes des Festeises halten sich die Weddell-Seehunde offenbar den ganzen Winter auf, denn wir sahen hier und da, mitten auf dem ebenen Eisfeld die Löcher, durch welche die Seehunde auf- und niedertauchen und die sie ohne Unterbrechung offen halten müssen, damit das Eis nicht so dick wird, dass sie es nicht mehr durchbrechen können.

Am zweiten Tage unseres Aufenthalts auf dem Treibeise (am 7. Oktober) machten wir einen Abstecher an den Platz, wo wir während des Schneesturms am 8. bis 10. Januar einen Teil unseres kostbaren Gepäcks verloren hatten. Die Schneeschanzen hatten sich jetzt allerdings verringert, waren aber doch immer noch so hoch, dass sie unsere Sachen verdeckten, so dass wir, nachdem wir eine Stunde nach ihnen gegraben hatten, den Versuch aufgeben mussten.

Hier gewannen wir einen in hohem Masse bedeutungsvollen Überblick über die Eisverhältnisse draussen im Golf. Von einem einige Kilometer weiter östlich, auf dem Festlande gelegenen Punkte aus erstreckte sich der Eisrand quer über die Mündung des Kronprinz Gustav-Sundes bis eine Strecke von Kap Gordon auf der Vega-Insel. Vor dieser Landzunge befand sich ebenfalls ein Eisrand, aber östlich von dem eben erwähnten Festeisrande war das Meer völlig eisfrei, soweit wir es in der nebeligen Luft erkennen konnten. Dies waren Beobachtungen, die eine unzweideutige Sprache redeten. Rings um Kap Gordon lag kein festes Eis, gelang es uns aber nun, über die Vega-Insel oder innerhalb derselben bis nach Snow Hill zu gelangen, so konnten wir ganz sicher sein, dass die „Antarctic“ oder ein Entsatzschiff uns dort im Laufe des Sommers erreichen würde. Die Eisverhältnisse des Golfes waren jetzt, zu Anfang Oktober, offenbar günstiger, als mitten im Januar im vorhergehenden Sommer, und im Antarctic-Sunde, der den ganzen vorhergehenden Sommer voll Eis gewesen, war jetzt, wie wir während der letzten Wochen mehrmals beobachtet hatten, das Wasser bis an die Rosamel-Partie völlig eisfrei.

Den ganzen Vormittag hatte ein frischer Nord-Nordwestwind mit nassem Schnee geweht. Jetzt, zur Mittagszeit, als wir damit beschäftigt waren, die verschneiten Sachen zu suchen, kam ein heftiger, mit Schnee vermischter Regenschauer, der uns alle bis auf die Haut durchnässte, so dass das Wasser bei jedem Schritt in den Schuhen quatschte. Um uns warm zu halten, eilten wir nach dem Schlitten hinab und fuhren in schneller Fahrt über den Sund auf die Vega-Insel zu. So ging es drei Stunden un-



Weddellseehund. Weibchen mit einem Jungen
Motiv von der Cockburn-Insel

unterbrochen vorwärts. Der Schneeregen hatte aufgehört, und das Wetter war ganz erträglich.

Da trat einer jener plötzlichen Temperaturumschläge ein, die dies Klima so verräterisch und gefährlich machen. Der nördliche Wind liess nach, einige Minuten stand die Luft ganz still, dann kam ein heftiger Luftzug von Süden, und im Handumdrehen war die Temperatur tief unter den Gefrierpunkt gesunken. Die nassen Kleider wurden steif wie Panzer, bei jeder Berührung knisterten sie, und die Schuhe waren steinhart. Wir sprachen schon davon, Halt zu machen und das Zelt aufzuschlagen, als

wir vor uns auf dem Eise eine Seehundsgruppe erblickten. Eine kräftige Seehundsuppe sollte uns jetzt aber munden! Es waren drei ausgewachsene Tiere und ein Junges, das uns zuerst in den Weg kam und sofort zur Beute ausersehen wurde. Es war 1,7 m lang, fett und fleischig, mit braungrauer Oberseite und hellen Flecken am Bauch.

Während wir beim Schlachten waren, wurde der Wind immer schärfer und schneidender. Sobald wir im Zelt unter Dach gekommen waren, setzte sich Grunden auf seinen Schlafsack und fing an, mit trübseliger Miene die Verschnürung seines linken Schuhes zu lösen. Er war ganz still und schweigsam dabei, als er aber den Schuh abgezogen hatte, sagte er mit einer herzzerreissenden Angst in der Stimme, wie wir sie an dem kühnen, mutigen Mann gar nicht kannten: „Ja, der Fuss ist nun wohl hin!" Als ich mich nach ihm umwandte, ward mir ein unheimlicher Anblick zu Teil. Die Strümpfe (er trug zwei Paar) sassen hart gefroren fest im Schuh, und als ich seinen Fuss anfasste, berührte ich ein paar Zehen, die ganz hart und eingeschrumpft waren. Ich kniff und stach darin herum, aber er fühlte nichts, er konnte nicht einmal sagen, an welchem von den Zehen ich gerade zerrte. Es waren die beiden grössten Zehen, in den andern hatte er noch Gefühl. Mit Duses Beistand holte ich eine Schale voll Schnee herein und fing an, den Fuss zu frottieren. Ich rieb und rieb, ohne dass sich eine Veränderung bemerkbar machte, nach einer Viertelstunde waren die Zehen noch genau so hart, so zusammengeschrumpft und gefühllos. Aber ich dachte, das Reiben könne die Sache jedenfalls nicht verschlimmern, und bat daher Grunden, nicht ungeduldig zu werden. Und siehe, nach einer Weile gelang es wirklich. Langsam kehrte die Blutzirkulation zurück, die erfrorenen Teile wurden weich und schwollen zu ihrer natürlichen Form an, und das Gefühl kehrte wieder. Eine Welle warmer, inniger Freude ergoss sich über uns alle drei auf einmal.

Ich hatte mit fieberhaftem Eifer an dem erfrorenen Fuss gearbeitet und dadurch meine Angst gedämpft. Grunden aber hatte die ganze Zeit hindurch schweigend dagesessen, geduldig abwartend, obwohl ich begreifen konnte, wie die Verzweiflung mit jeder Minute, die keine Besserung brachte, in ihm stieg. Duse hatte sich ruhig mit seinen Küchenangelegenheiten beschäftigt und uns nur hin und wieder ein ermunterndes Wort,

einen Ratschlag zugerufen. Als Grunden etwas Trockenes über die Füsse gezogen hatte, trug Duse seine Suppe von jungem Seehund auf, die uns allen dreien als das herrlichste Mahl erschien, das wir jemals genossen hatten.

So nahm denn auch dieser Unglückstag ein gutes Ende.

Als wir noch in der Winterhütte lagen und über die Zukunft nachgrübelten, waren wir fest überzeugt, dass es uns gelingen müsse, das kleine Proviantdepot wieder zu finden, das wir im Januar auf der Vega-Insel errichtet hatten. Wir hatten mit grosser Fürsorge den Platz gewählt, einen kleinen, freigelegenen, isolierten Berggipfel am Abhange. Die Konservendosen usw. hatten wir in einen kleinen Steinhaufen eingemauert, und der Brotsack war mit drei Stangen in umgekehrter Lage auf dem Gipfel des Berges aufgehängt, wo er wie ein Signal aufragte und so trocken wie möglich stand, dem Winde ausgesetzt, der den durch Regen oder Schnee nass gewordenen Inhalt wieder trocknen konnte.

Als wir aber auf die Bucht der tausend Eisberge hinabkamen und sahen, wie sich der Schnee dort in gewaltigen Massen angehäuft hatte, die eine Menge kleiner Eishügel völlig verbargen und viele Schraubeistäler ausfüllten, da fragten wir uns, ob nicht auch unser kleiner Depothügel gänzlich versteckt unter dem Winterschnee liegen würde. Als wir am Vormittag des 9. an die Vega-Insel kamen, sollten wir denn auch erfahren, wie gründlich die Schneeverhältnisse das Aussehen einer Landschaft verwandeln können. Von allen den Berggipfeln und Steinhaufen, die wir bei unserm früheren Besuch hier angetroffen hatten, fanden wir nur den Rand eines Felsblockes wieder, der offenbar nicht der gesuchte war. Sonst lag der ganze Abhang weiss und gleichmässig da. Wir wollten die Nachforschungen jedoch nicht sofort aufgeben. Wir liessen den Schlitten auf dem Treibeis stehen, und während sich Duse und Grunden an den Strand hinab begaben, um einen Seehund zu töten, dessen wir jetzt bald wieder benötigt waren, wanderte ich weiter, den Hügel hinan, um die Forschungen fortzusetzen.

Ich ging ein paar Minuten und starrte die ebene, weisse Schneedecke an, in der es keine Spur, kein Abzeichen gab. Da aber gewahrte ich plötzlich ein paar dunkle Stellen, und mitten dazwischen stand er wirklich noch, der liebe, alte, brave Brotbeutel! Alles war in bester Ordnung, unter den Steinen

lagen die Konservendosen, die Butterbüchse, die Spiritusflasche und die Petroleumkanne, allerdings war alles fest gefroren, aber doch in ebenso gutem Zustand, wie wir es verlassen hatten. Der Brotsack war durch Wasser und Wind gebleicht. Überall, wo ich ihn berührte, blieben dunkle Spuren von meinen russigen Händen zurück. Nur einige Stücke Brot, die an der Aussenkante lagen, waren ein wenig aufgeweicht von der Feuchtigkeit, alles übrige war gänzlich unbeschädigt. Ich kehrte meine Handschuhe um (denn die innere Seite war am schmutzigsten), und stopfte ein paar Schiffszwiebacke als Probebissen für Duse und Grunden hinein. Dann fuhr ich in meiner alten Schneeschuhspur nach dem Schlitten hinunter.

Als Duse und Grunden mit einigen guten Bissen von dem erlegten Seehund zurückkehrten, sass ich schweigend auf der Ladung und wartete. Ich konnte mich nicht entschliessen, zu rufen oder ihnen zuzuwinken. Es lag zu viel Ernst in der Freude; ein ganzer Schatz war uns zurückgegeben, vielleicht hing unsere Rettung davon ab. Wir hatten jetzt ja nur noch so wenig von unserm Proviant und konnten für den Rest des Weges nur auf kurze Tagesmärsche rechnen.

Natürlich wurden die Kameraden durch mein Schweigen irregeleitet, ruhig und beherrscht, wie sie waren, hielten sie es für zwecklos, Fragen zu stellen, von deren Verneinung sie fest überzeugt waren.

Da konnte ich nicht länger schweigen, sondern hielt ihnen die Handschuhe hin, die ich an einem Band um den Hals getragen hatte: „Seht, da habe ich Euch ein paar Stücke aus dem Brotbeutel mitgebracht!"

Sie starrten mich an, dann glänzten ihre Augen immer lustiger und der Ernst der verwilderten schwarzen Gesichter löste sich in fröhliches Lachen auf. So herrschte denn grosser Jubel bei einer reichlichen Brotmahlzeit und einem kleinen Schluck aus der Flasche zur Feier des Tages.

Wir schlugen unser Zelt an dem Abhang des Landeises auf. Am folgenden Tage hatten wir Nebel und Schneefall, so dass nichts auszurichten war. Jetzt begannen sich die Folgen des Erfrierens zu zeigen. Grundens linker Fuss war an allen Zehen mit grossen Blasen bedeckt, und auch Duses kleine Zehe am rechten Fuss wies eine Frostblase auf. Wir öffneten die Blasen mit der Segeltuchnadel, die uns als Operationsinstrument diente,

Mit rasender Fahrt ging es den Abhang hinunter bis an das Zelt

und legten eine kleine Bandage aus Verbandwatte an, die wir noch vorrätig hatten.

Trotz ihrer Frostleiden waren die Kameraden dennoch in der Stimmung, den kartographischen und geologischen Rekognoszierungen die nötige Zeit zu widmen, die erforderlich war, um einen Überblick über die Beschaffenheit des zurückgelegten Gebietes zu gewinnen.

Am nächsten Tage (dem 11.) lichtete sich der Nebel zum Teil und machte einem strahlenden Sonnenschein Platz. Grunden blieb bei dem Zelt, um seinen kranken Fuss zu schonen und unsere nassen Schlafsäcke in der Sonne zu trocknen. Duse lief auf Schneeschuhen den Landeisabhang hinab, inseleinwärts, um seine Kartenskizze zu vollenden und definitiv zu entscheiden, ob wir uns auf einer Insel befanden. Ich schlug den Weg nach Kap Gordon zu ein, in der Absicht, einige Gesteinproben von den aus dem Lande aufragenden höchsten Nunataks zu sammeln, aber auch, um einen Überblick über die Eisverhältnisse auf dem äusseren Teil des Sidney Herbert-Sundes zu gewinnen. Das erstere gelang mir vollkommen, das letztere nur insofern, als ich durch die dichten Nebelbänke südlich von Kap Gordon ein kleines Stück eines Festeisfeldes mit zerstreuten Seehunden erblickte. Oben auf dem Inlandeis und nach Westen zu hatte sich der Nebel im Laufe des Tages zerteilt. Die inneren Teile der Vega-Insel und des Sidney Herbert-Sundes gewährten jetzt einen wundervollen und eigentümlichen Anblick. Hintereinander erhoben sich, gleich einer Reihe von Kulissen, Felsvorsprünge mit wechselnden und phantastischen Formen, deren dunkles Gestein sich krass von der blendend weissen Eisdecke abhob.

Bei Sonnenuntergang fuhr ich auf dem Rückwege den Abhang des Landeises hinab. Es war der längste und schönste Schneeschuhberg, den ich jemals hinabgesaust bin, bei einer Tiefe von 300 m einen einzigen, fast ebenen Abhang mit der herrlichsten Bahn bildend. Es ging mit windgeschwinder Fahrt. Ich musste mit den Stäben bremsen und lange Bogen bald nach rechts, bald nach links machen, um die Schnelligkeit ein wenig zu hemmen.

Duse war kurz vor mir nach dem Lager zurückgekehrt. Seine Rekognoszierungen hatten jetzt unumstösslich erwiesen, dass der Sidney Herbert-Sund vor der Vega-Insel mit dem Kronprinz Gustav-Sund zusammenhängt, und da er im Laufe des Tages

zu derselben Auffassung gelangt war wie ich, dass nämlich die Fahrt von dem Landeis der Vega-Insel nach Süden zu auf den Sidney Herbert-Sund mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, wenn nicht völlig unmöglich war, so beschlossen wir, auf das Treibeis zurückzukehren und die genannte Insel auf der Innenseite zu umkreisen.

Der nächste Morgen brach klar und sonnig an. Schnell und leicht fuhren wir den Abhang des Landeises hinab und zogen rund um die „Teufelsinsel" herum bis zu einem westlich davon gelegenen Felsvorsprung der Vega-Insel, den wir im vergangenen Sommer „Kap Dreyfuss" getauft hatten, den wir aber später, zur Erinnerung an eine wunderbare Fügung, „Vorgebirge der guten Begegnung" umtauften.

Um 1 Uhr hatten wir Halt gemacht, um unser Mittagessen zu kochen. Hier und dort auf dem Eise lagen kleine Gruppen von Seehunden, wir waren eben an zweien vorübergekommen, und eine Strecke weiterhin lag noch eine ganze Schar.

„Das sind doch verteufelte Seehunde, die kerzengerade aufrecht stehen," sagte einer von uns und zeigte auf ein paar dunkle Gegenstände, die sich in weiter Ferne von dem Eis abhoben.

„Sie bewegen sich!" ruft ein anderer aus.

Ein fieberhafter Eifer erfasst uns. Das Fernrohr wird hervorgeholt. „Es sind Menschen, Menschen!" ertönt der Ruf.

Duse feuerte ein paar Schüsse aus seiner Pistole ab, worauf er und ich schnell die Schneeschuhe anlegten und dahineilten, um die kleine dunkle Gruppe zu erreichen, die sich dort in der Ferne schnell vorwärts bewegte.

Wer waren sie? War es eine Schlittenpartie von der Winterstation, oder waren es vielleicht Leute von der „Antarctic"?

Jetzt hatten sie uns bemerkt und kamen uns entgegen. Es waren zwei Männer und ein Hundeschlitten, also mussten sie von Snow Hill kommen. In dem Mann, der vor dem Hundeschlitten herlief, erkannten wir jetzt Nordenskjöld. Als wir noch ein wenig näher herangekommen waren, bogen die grönländischen Hunde in wilder Flucht nach der Seite ab beim Anblick der wilden Männer.

Was sich in dem ersten verwirrenden Augenblick der Begegnung zutrug, vermochte ich nicht klar zu begreifen. Ich entsinne mich nur, dass Duse nach der „Antarctic" fragte, und dass

Beim Anblick der wilden Männer jagten die Hunde in wilder Flucht davon

Digitized by Google

ich ohne weiteres, mein verwildertes Aussehen völlig vergessend, Nordenskjöld die Hand mit einem „Guten Tag, Otto!" hinstreckte.

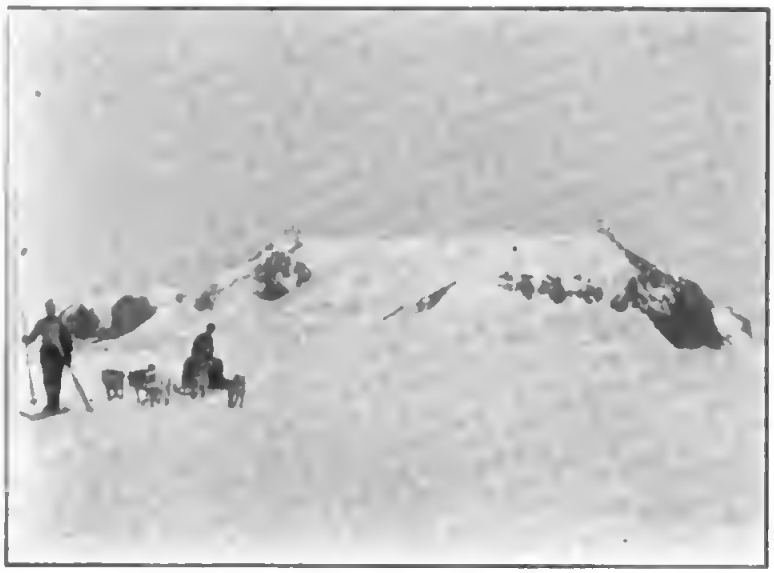
„Guten Tag!" antwortete er in seiner ruhigen, gutmütigen Art, aber erst als Duse unsere Namen nannte, ward ihm die Situation klar.

Dies ist in wenigen Worten der Bericht über ein Zusammentreffen, das sich mit der Glut einer heftigen, fast unfassbaren Freude für ewige Zeiten in unser Gedächtnis eingebrannt hat.

So kam denn endlich die lange hinausgeschobene Vereinigung in einer Weise zu stande, wie wir es nie für möglich gehalten hätten. Wir, die wir auf einen Entsatzversuch ausgegangen waren, wurden hier in einer ganz bedrängten Lage aufgesammelt.

Das einzige, was wir Nordenskjöld und den Kameraden auf Snow Hill als Entgelt für die unbeschreibliche Freundlichkeit zu geben vermochten, mit der sie für uns sorgten, waren zwei gute Nachrichten; die eine, dass wir vor der Abreise aus Ushuaia Anweisungen zwecks einer Entsatzexpedition nach Schweden geschickt hatten, die andere, dass nach allem, was wir gesehen hatten, der Seeweg bis weit in den Golf hinein offen dalag.

OTTO NORDENSKJÖLD.



XVII.

Nach der Vereinigung.

Pläne zu fortgesetzter Tätigkeit. — Umschlag in unserer Stimmung. — Die Schlittenfahrt nach der Cockburn-Insel. — Die Blutuntersuchungen des Doktors. — Lagerleben. — Arbeit auf der Seymour-Insel. — Unser Aufenthalt auf der Insel nimmt ein plötzliches Ende.

Mit der Ankunft unserer neu aufgefundenen Kameraden auf der Winterstation begann eine neue Epoche für uns. Wir hatten keine Ahnung davon, eine wie kurze Spanne Zeit wir noch in diesen Gegenden zubringen sollten, aber die Wochen, die wir nun miteinander verlebten, waren nach jeder Richtung hin so verschieden von den bisher verstrichenen, dass man hätte glauben können, es sei ein ganz anderes Personal auf die Station eingezogen.

Es handelte sich jetzt in erster Linie darum, einen Arbeitsplan für die Wartezeit zu entwerfen. Duse und Grunden mussten sich sofort in ärztliche Behandlung begeben und sich vorläufig mehrere Wochen ganz ruhig verhalten.

Im übrigen beschlossen wir, gleich einen kurzen Ausflug nach der Cockburn-Insel zu machen, teils um Seehunds- und Vogel-

fleisch zu beschaffen, teils um Andersson Gelegenheit zu biologischen Studien zu geben. Ich wäre sehr gern mitgegangen, da aber meine Anwesenheit dort nicht erforderlich war, überliess ich Bodman meinen Platz; Jonassen ging mit, um die Hunde zu pflegen und die Aufsicht über das Fleisch zu übernehmen. Nach der Rückkehr der Kameraden sollten Andersson, Sobral und ich so bald wie möglich nach der Seymour-Insel hinübergehen und dort ein paar Wochen zwecks geologischer und magnetischer Untersuchungen verweilen. Duse sollte, sobald sein Fuss es gestattete, mit Kartierungsarbeiten beginnen.

Es wurde jetzt, wo sich unsere Zahl so bedeutend vermehrt hatte, natürlich recht eng im Hause. Die Schlafstätten für die Neuangekommenen wurden auf dem Boden eingerichtet, wo der lagernde Proviant allmählich immer mehr eingeschrumpft war. Unsere Arbeit vermehrte sich nach verschiedenen Richtungen hin, wir verbrauchten mehr Proviant, und die geringen Reservevorräte an Kleidern und andern Gebrauchsgegenständen wurden stark in Anspruch genommen. Man hätte glauben sollen, dass das alles unsere Stimmung verdüstern würde! Aber gerade das Gegenteil war der Fall! Über uns alle war gleichsam ein neuer Geist gekommen, Scherzen, Plaudern und Lachen tönten von allen Seiten, alte Verstimmungen gerieten in Vergessenheit, jeder tat sein bestes, um die andern zu ermutigen und ihnen zu helfen. Über die Zukunft sprachen wir mit der zuversichtlichsten Hoffnung, die dunkelsten Augenblicke in dem Leben der verschiedenen Partien erzählten wir einander in Form amüsanter Geschichten, niemand, der uns gesehen hätte, würde es für möglich gehalten haben, dass wir uns doch eigentlich in einer ziemlich verzweifelten Lage befanden.

Dass unsere neu angekommenen Gäste dies Leben sehr genossen, ist nur natürlich. Sie konnten sich waschen und reine Kleider anziehen, sie schliefen in einer ordentlichen Koje, erhielten gut zubereitete Speisen, und sie hatten namentlich Gelegenheit, Bücher zu lesen, die ihnen neu waren, — das alles musste nach dem entbehrungsreichen Dasein, das sie geführt hatten, ja sehr angenehm sein. Die grossen Speiseportionen, die auf den Tisch kamen, verschwanden schnell, unser aller Appetit hatte sich in unglaublichem Masse gehoben, und es war die höchste Zeit, dass die Schlittenfahrt nach der Cockburn-Insel zur Ausführung gelangte, damit wir uns mit Vorräten frischen Fleisches versorgten

und nicht ausschliesslich auf unsere eigenen Vorräte angewiesen waren, obwohl wir es uns nicht sehr gelegen sein liessen, daran zu sparen. Dabei hatten wir eigentlich alle Veranlassung, die Sache schwarz anzusehen. Wir hatten uns ja sehr darüber gewundert, dass die „Antarctic" sich im vergangenen Sommer nicht hatte blicken lassen, da aber das Meer niemals eisfrei und nur an wenigen Tagen mit Mühe fahrbar gewesen war, so hatte uns das keine Besorgnis eingeflösst. Alle an Bord wussten, dass wir Proviant für zwei Winter mtgenommen hatten, da war es sehr leicht möglich, dass man nach einigen fruchtlosen Versuchen, vorzudringen, lieber umgekehrt war, statt das Schiff in Gefahr zu bringen. Jetzt hingegen lag die Sache anders. An der Hoffnungsbucht war das Wasser bis tief in den Herbst hinein eisfrei gewesen. Es blieb also nur noch die Möglichkeit, dass die „Antarctic" eingefroren war, oder dass sie Schiffbruch oder eine schwere Havarie erlitten hatte, die sie an der Rückkehr nach der Hoffnungsbucht verhinderte. Wäre das Schiff in unserer Nähe eingefroren, so hätten wir schon im Laufe des Winters von den an Bord weilenden Kameraden hören müssen. So war denn ein Schiffbruch das wahrscheinlichste, und doch glaubte eigentlich niemand von uns an eine solche Möglichkeit, — wir w o l l t e n nicht daran glauben; trotz unzähliger Schwierigkeiten war bisher alles so wunderbar glücklich verlaufen, dass wir auch jetzt in dem entscheidenden Augenblick meinten, unsere Hoffnung würde uns nicht betrügen.

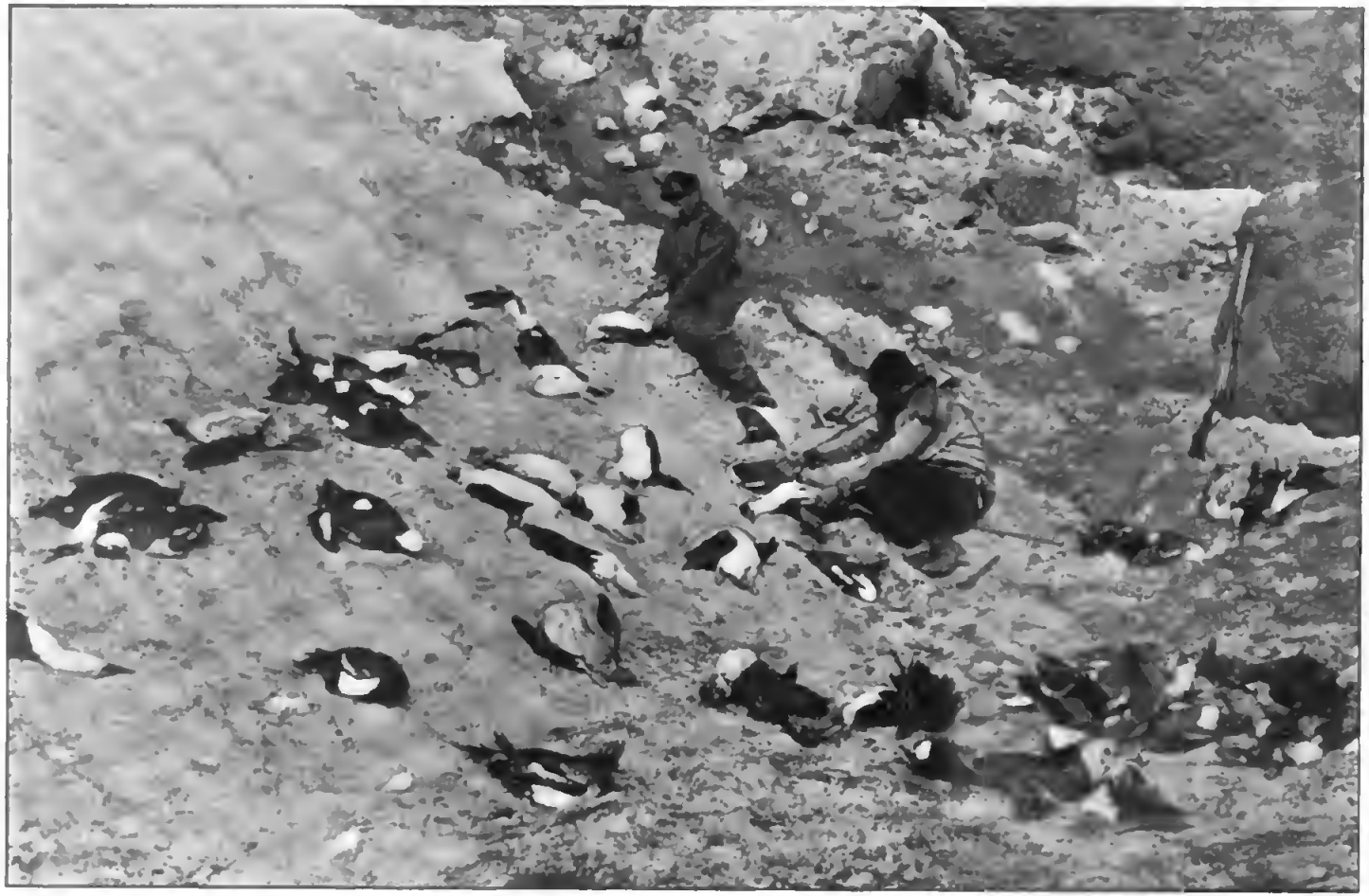
Die ersten Tage waren hauptsächlich der Ruhe gewidmet. Ich begleitete Andersson nach den wichtigsten Fossilienlagern in unserer Umgebung, um ihm Gelegenheit zu geben, die dortigen geologischen Verhältnisse kennen zu lernen. Am 21. machte sich die Schlittenpartie auf den Weg und kehrte schon am 23. zurück, sehr befriedigt von dem Ergebnis der Fahrt. Andersson hatte interessante geologische Entdeckungen gemacht. Der untere Teil der Insel bestand aus Sedimentbildungen von derselben Art und dem gleichen Alter, wie die auf Snow Hill, teilweise aber mit reicherer Fossilien-Fauna. Darüber breitete sich die harte Basaltschicht aus, die der Insel ihre charakteristische Form verleiht, und auf dieser schien noch eine Fossilien enthaltende Ablagerung vorzukommen, die ganz verschieden von allem war, was wir bisher auf diesem Gebiet gefunden hatten.

Es war Bodman gelungen, an dem zum Teil fast senkrechten Abhang bis zum Gipfel der Insel hinauf zu klettern, die jedoch bedeutend niedriger ist, als es Ross angenommen hat; die Höhe beträgt statt der von ihm angegebenen 750 m nur 450 m. Er beschrieb das obere Plateau als grünende Wiese aus Moosen, ungleich üppiger als irgend ein anderer Platz in unserer Umgebung. Von dem Gipfel brachte er allerlei Proben von Basaltlava mit; als eigentlichen Vulkan kann man die Insel aber nicht auffassen.

In ihrer Art ebenso reich war das Ergebnis der Jagd. Zwei junge Seehunde, einige 70 Kormorane, ungefähr 20 Pinguine versorgten uns für lange Zeit mit vorzüglichen Fleischvorräten. Den eindringlichen Vorstellungen unserer neuen Kameraden nachgebend, versuchten wir es, das Fleisch mit Speck der jungen Seehunde zu braten, und fanden zu unserer Verwunderung, dass es hierdurch nicht den geringsten Beigeschmack bekam, im Gegenteil, es schmeckte weit besser, als bei der bisherigen Zubereitung.

Die Schlittenfahrt wurde durch einen unerhört jähen Barometersturz — bis auf 710 mm — zur schnellen Rückkehr gezwungen. Wir hatten seit unserm Zusammentreffen auf dem Eise ganz ausnahmsweise gutes Wetter gehabt. Noch war ja der Sommer nicht gekommen, der Monat, in dem wir uns befanden, entsprach dem April auf der nördlichen Halbkugel; dessen ungeachtet hatten wir aber Wärme und Sonnenschein bei einer Durchschnittstemperatur, die einmal, am 18. Oktober, bis auf + 3,9° stieg. Einen so hohen Thermometerstand hatten wir kaum im Sommer für möglich gehalten. Es war natürlich, dass wir uns, als das Barometer so plötzlich fiel, auf einen heftigen Sturm, die Einleitung zu einem neuen Winter, gefasst machten. Der erwartete Sturm kam jedoch nicht. Freilich hatten die nächsten Tage Westwind und einen Temperaturfall bis zu —10° im Gefolge, aber wirklich schlechtes Wetter stellte sich nicht ein. Es sah so aus, als habe die lange Kälteperiode, die seit unserer ersten Ankunft herrschte, jetzt ihre Kraft verloren, — ich konnte ruhig meine Vorbereitungen zu unserer Schlittenfahrt nach den Seymour-Inseln fortsetzen.

Schon seit Beginn unseres Aufenthalts auf der Station hatte der Doktor von Zeit zu Zeit Proben von unserm Blut genommen, um die Anzahl der roten Blutkörperchen zu untersuchen. Es war denkbar, dass sich diese unter dem Einfluss der Dunkel-



Unter anderm versorgten uns einige siebzig Kormorane mit vorzüglichen Fleischvorräten

heit und der Lebensweise, die wir führten, vermindern würden, aber die Untersuchung ergab im Gegenteil, dass sie bei uns allen ein wenig an Zahl zunahmen. Erst im zweiten Winter arbeitete er eine Methode zur Untersuchung der weissen Blutkörperchen aus. Diese Arbeiten wurden während unserer Schlittenexpedition mit Eifer fortgesetzt. Überraschenderweise stellte es sich heraus, dass sich die Zahl der weissen Blutkörperchen bei uns allen verringert hatte, und ausserdem war das Verhältnis zwischen ihren verschiedenen Formen anders als in normalem Zustande. Deswegen war es von grossem Interesse, jetzt neues Untersuchungsmaterial zu bekommen. Wie ein richtiger Blutsauger empfing uns der Doktor, oft wurden wir mehrmals am Tage gestochen, und man musste sich einer besondern Diät unterwerfen, damit die Versuchsverhältnisse auf richtige Weise variiert werden konnten. Die Ergebnisse waren höchst merkwürdiger Art. Bei Jonassen und mir zeigten sich die gleichen Abweichungen wie bei den übrigen Mitgliedern des Stationspersonals, bei den drei Ankömmlingen von der Hoffnungsbucht war dies nicht der Fall. Eine nähere Begründung der Ursachen zu diesem interessanten Verhältnis wird Dr. Ekelöf selbst in einem ausführlichen Bericht darlegen.

Am 26. Oktober traten Andersson, Sobral und ich die beabsichtigte Schlittenfahrt an. Die Bahn war sehr schlecht, im Sund lag freilich Schnee, wenngleich er auch ein wenig lose war, draussen auf dem offenen Treibeise an der Ostküste mussten wir aber lange Strecken im Wasser waten. Ich hatte gehofft, dass die Hunde ohne Schwierigkeit unser Gepäck ziehen würden, das keineswegs schwer war, da wir nur ganz wenig Proviant mitgenommen hatten. Bald mussten wir uns jedoch selbst vorspannen, und es währte fünf Stunden, bis wir endlich das Depot erreichten. Eigentlich war es meine Absicht gewesen, noch weiter nach Norden vorzudringen, aber wir fanden es zu bequem und verlockend, uns mitten in der Pinguinkolonie niederzulassen, und als wir unser Zelt erst aufgeschlagen hatten, war von einem Weiterziehen keine Rede mehr.

Leider wollte das gute Wetter, das wir bis vor kurzem gehabt hatten, nicht recht wiederkehren. Die folgenden Tage zeichneten sich durch einen kalten, schneidenden Wind aus, der jedoch nicht heftig genug war, um uns im Zelt zurückzuhalten, in dem uns das ewige Flattern und Klatschen der Zeltleinwand im Winde

Ekelöf am Mikroskop

den Aufenthalt verleidete. Allerdings hatte es auch seine grossen Schattenseiten, bei dem Winde im Freien zu sitzen und Fossilien zu sammeln. Ungern nur liessen wir das Zelt in unserer Abwesenheit unbewacht stehen, da eine Sturmböe es leicht zerreissen konnte.

Am ersten Tage besuchten wir den Fundort der Pflanzenfossilien, aber bei dem schlechten Wetter war das Ergebnis nicht sehr reich. An den folgenden Tagen machten wir Ausflüge nach verschiedenen Richtungen hin. Erst am 30. wurde das Wetter gut, so dass Sobral seine magnetischen Arbeiten beginnen konnte, während Andersson und ich in nördlicher Richtung am Strande entlang gingen, nach den Hügeln hinauf, wo ich vor einem Jahr die fossilen Pinguinknochen gefunden hatte. Auch jetzt nahmen wir ein reiches Material von hier mit zurück. Dahingegen gelang es uns nicht, neue, reichere Fundorte zu entdecken, obwohl ich darauf gehofft hatte, da mein erster Besuch sich nur auf eine kurze Zeit erstreckt hatte.

Am nächsten Morgen hatten wir wieder starken Wind mit Schneetreiben, der uns zwang, den ganzen Tag im Zelt zu bleiben, und der während der Nacht in einen wirklichen Sturm überging. Am ersten Tage des Lenzmonates hatten wir ununterbrochen südwestliche Winde, Schneegestöber und —13°. Im Laufe des Tages klärte es sich ein wenig auf, so dass ich ausgehen konnte, aber der Schnee lag in so grossen Wehen zusammengetrieben, dass es oft beinahe gefährlich war, darüber hinweg zu kommen. Wir feierten unsern „1. Mai" so gut wir konnten mit einem Festmahl, das anstatt Brot aus Hundekakes mit Sardinen, Konservensuppe, Fleischpudding in Seehundspeck gebraten, und einem Nachtisch aus gekochten Äpfeln bestand. Wir fanden, dass wir sehr zufrieden mit unserer Lage sein konnten. Rings umher waren wir von wissenschaftlichen Schätzen umgeben, die teils bereits eingesammelt waren, teils uns beliebig zu Gebote standen, draussen in der Ferne erscholl das Brausen der Wellen, die gegen den Eisrand schlugen und uns einen hoffnungsvollen Gruss von entlegenen Ufern brachten, vorzügliche Nahrungsmittel bot uns die Natur im Überfluss: warum sollten wir da nicht froh sein und geniessen, wenn es auch momentan ein recht kaltes Vergnügen war, die Nase zur Zelttür hinauszustecken. Es ist vielleicht nicht überflüssig, den kolossalen Unterschied zwischen einem solchen Leben im Freien während des Winters und wäh-

Zeltplatz auf der Cockburn-Insel

rend des Sommers hervorzuheben. Im ersteren Falle kommt man nach einer Wanderung in einer Kälte, die es kaum gestattet, dass man auch nur auf Minuten Rast macht, mit steif gefrorenen Kleidern, die Mütze an das Gesicht festgefroren, und mit schmerzenden Füssen nach dem Lagerplatz. Unter solchen Verhältnissen ist es mühevoll, die erforderlichen Arbeiten zu verrichten, zumal alle Gegenstände so durchkältet sind, dass man sie kaum in der Hand halten kann. Sobald wie möglich kriecht man in den Schlafsack, den man selber durchwärmen muss, ehe es dann einigermassen erträglich wird, und am nächsten Morgen beginnt wieder dasselbe Leben. Und doch ist der Frühling die einzige Zeit, die sich für lange Märsche eignet, sowohl in antarktischen und noch mehr in arktischen Gegenden, weil auf der einen Seite die Tage hell und weniger kalt sind als im eigentlichen Winter, während auf der andern Seite das Eis leichter zu passieren ist als im Sommer.

Ganz anders gestaltet sich das Leben im Freien zur Sommerszeit. Selbst wenn es kalt ist, kann man die Ausrüstung leicht in der Sonne trocknen. Der wesentliche Unterschied liegt jedoch darin, dass man draussen oder doch wenigstens im Zelte sitzen kann, ohne zu frieren und ohne beständig auf den Schlafsack angewiesen zu sein. Das Leben auf einem Lagerplatz, so wie wir es hier eingerichtet hatten, lässt sich am besten mit einer Touristenfahrt, abseits von der grossen Heerstrasse, vergleichen. Wieviel mehr Genuss hat man jedoch hier, schon allein im Gedanken an all die Arbeit, die man ausrichten kann!

Wir führten ein herrliches Leben in diesen Tagen. Des Morgens tranken wir Kaffee und brieten Steaks aus Pinguin- oder Seehundfleisch, machten uns dann so schnell wie möglich auf die Wanderschaft, und am Abend musste der zuerst Heimgekehrte das Mittagessen aufsetzen, eine dicke Suppe oder einen Brei aus gedörrten Gemüsen mit in Würfel geschnittenem Pinguinfleisch. Wenn das Wetter gut war, versammelten wir uns erst spät in unserm Zelt, bei Sturm und Regen wurden uns die Abende oft lang, dann sassen wir drinnen, beschäftigten uns mit den gesammelten Versteinerungen oder studierten die Literatur, die wir mitgenommen hatten, um unsere Fossilienfunde hineinzuwickeln. Wir hatten aber auch viel Genuss von den Unterhaltungen, die wir in diesen Stunden miteinander führten. Sobral und ich lauschten in der Regel Anderssons Erzählungen, der ja

so viel länger als wir mit der Zivilisation in Berührung gewesen war und allerlei jetzt freilich schon etwas altbackene Neuigkeiten zu berichten hatte. An diesen Abenden hörte ich zum ersten Male alle jene kleinen Einzelheiten, aus denen sich im Laufe eines Jahres in der Welt die Summe der Politik, der Wissenschaften, des täglichen Lebens und des Skandals zusammensetzt. Ich hatte wieder Gelegenheit zu einem Ansichtsaustausch innerhalb der verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete, die mich in erster Linie interessieren, ich liess mir ausführlich über alle die Arbeiten berichten, die von der Expedition ausgeführt waren, seit wir uns getrennt hatten, und gemeinsam ergingen wir uns in lichten Zukunftsträumen von neuen Forschungsarbeiten, die wir auszuführen hofften, wenn das Schiff uns abholte; wir malten uns aus, wie schön es sein würde, wieder zum Kulturleben zurückzukehren, und wie wir das alles geniessen würden, was wir am schmerzlichsten entbehrt hatten.

Jetzt fürchteten wir fast, dass das erwartete Schiff zu bald kommen würde. Freilich dachten wir um diese Zeit an keinen andern Entsatz als durch die „Antarctic" und hätten ihre Ankunft unter allen Umständen mit Jubel begrüsst, auf der andern Seite aber lag doch noch so viel interessante Arbeit vor uns, dass wir sehr hofften, das gute Wetter noch einige Wochen zu behalten, ehe wir allen Ernstes von hier aufbrechen mussten.

Ich musste jetzt auf einige Tage nach der Station zurückkehren, um unsere Sommerpläne zu arrangieren. Am 2. November war aber das Wetter so schön, dass ich mich nicht von den Kameraden trennen konnte und beschloss, mit Andersson noch einen Tag zu einer langen Wanderung nach der Cockburn-Insel zu verwenden, wo ich noch niemals gewesen war. Wir brauchten vier Stunden, um von unserm Lager dahin zu gelangen; während Andersson Fossilien sammelte, versuchte ich auf das Plateau am nordöstlichen Abhang hinaufzuklettern, musste aber meine Bemühungen an der letzten, senkrechten Felswand einstellen.

Der Tag war wunderbar klar, und wir konnten deutlich die Berge um die Hoffnungsbucht erkennen. Das Meer lag bis zu der Insel hin eisfrei da, nur hin und wieder bemerkte man ein wenig neues Eis oder Eisschlamm, der sich während des letzten Sturmes gebildet hatte. Am Strande lagen eine Menge Seehunde mit ihren Jungen, und das ganze Bild war ausserordentlich belebt. Gegen

7 Uhr begannen wir den Rückmarsch. Die Sonne hatte bisher kräftig geschienen, jetzt fror es aber wieder, und auf weite Strecken hinaus war das Eis so spiegelglatt, dass man sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte, eine bessere Schlittschuhbahn hätte man sich nicht wünschen können. In der zunehmenden Dämmerung war unser Marsch über das Quertal sehr beschwerlich, es ging auf und nieder zwischen schneegefüllten Spalten, wir mussten über Bäche und durch tiefen Schneeschlamm waten. Es tat wohl, endlich neben dem Zelt ausruhen zu können. Sobral, der eben erst nach Hause gekommen war, hatte auch einen beschwerlichen Tag hinter sich. Es war ihm gelungen, eine magnetische Bestimmung an der nördlichen Spitze der Insel zu machen, dann hatte er die Instrumente noch an den Platz geschafft, wo die nächste Observation vorgenommen werden sollte.

Am nächsten Morgen schliefen wir gründlich aus, und nach dem Frühstück trat ich meine Rückwanderung an. Ich ging über das Plateau der Snow Hill-Insel, das jetzt mit einem dicken Lehmbrei bedeckt war, und befand mich gegen Mittag wieder auf der Winterstation. Duses Fuss war jetzt wieder hergestellt, er hatte inzwischen seine Arbeitsausrüstung in Ordnung gebracht und wollte, von Ekelöf und Jonassen begleitet, am nächsten Tage einen Schlittenausflug nach der Lockyer-Insel machen. Ich kam also sehr gelegen, um Bodman Gesellschaft zu leisten und ihm während der nächsten Tage bei den Observationen behilflich zu sein. Am 4. und 5. blieb ich zu Hause und beschäftigte mich mit Arbeiten auf dem Gletscher. Nachdem ich am 6. meine Morgenwache erledigt hatte, begab ich mich nach dem Frühstück wieder nach der Seymour-Insel, wohin ich allerlei Kleinigkeiten mitnahm, die dazu beitragen sollten, uns das Leben dort noch angenehmer zu machen. Es war meine Absicht, Sobral abzulösen, der jetzt seine magnetischen Arbeiten beendet hatte und nach Hause gehen wollte, um die Observationen auf der Station wieder aufzunehmen. Ich ging, soweit ich konnte, auf dem Treibeise, als dies aufhörte, ging ich an dem schmalen, steilen Eissockel entlang, der sich fast noch überall am Ufer hinzog. Ich hatte mehr als drei Viertel des Weges zurückgelegt, als ich in der Ferne zwei dunkle Gestalten auf mich zukommen sah. Anfänglich hielt ich sie für Pinguine, bald erkannte ich jedoch Andersson und Sobral, die auf dem Heimwege begriffen waren. Der erstere hatte seine rechte Hand arg verbrannt, indem eine Pfanne mit

Interview der Hunde mit einem Kaiserpinguin

kochendem Seehundspeck von dem Primusapparat heruntergefallen war und sich darüber ergossen hatte. Sie brachen sofort das provisorische Zelt ab und machten sich auf die Wanderung nach der Station, um ärztliche Hilfe zu suchen.

Dies war eine traurige Unterbrechung des fröhlichen Lebens, das wir geführt hatten; Anderssons Arbeiten mussten auf längere Zeit eingestellt werden, und wir konnten nicht wissen, ob die Hand nicht andauernden Schaden erlitten habe. Ich schloss mich den beiden an und kehrte nach der Station zurück, um zur Hand zu sein, falls ich dort irgendwie helfen konnte. Andersson und Sobral machten die verlockendsten Beschreibungen von den letzten Tagen: sie hatten die ersten Pinguineier gesammelt und einen jungen Seehund getötet, dessen Fleisch und Speck sie aufbewahrt hatten, während sie das Blut zu einem Blutpfannkuchen verwendeten, bei dessen Zubereitung sich dann das Unglück ereignet hatte. Diese Schilderungen interessierten Bodman derartig, dass er beschloss, sich am nächsten Tage mit Aakerlund nach der Seymour-Insel zu begeben, um dort einen Vorrat von Pinguineiern für die Station zu sammeln. Die Gelegenheit war ja sehr günstig, da Zelt und Ausrüstung unbenutzt auf der Insel zurückgeblieben waren.

Es war ein rechtes Unglück, dass der Doktor gerade abwesend war, doch erwarteten wir seine Rückkehr schon am nächsten Tage und übernahmen deshalb einstweilen die Pflege der verletzten Hand. Bodman und Aakerlund machten sich am Morgen auf den Weg und Grunden übernahm das Küchendepartement. Indessen verging der Tag, ohne dass die Teilnehmer der Schlittenpartie zurückkehrten, so musste ich mich denn entschliessen, den Verband um Anderssons Hand noch einmal zu erneuern. Gegen 11 Uhr, als es eben still bei uns im Hause geworden war, hörten wir die Hunde heulen, und nach wenigen Minuten fuhr der Schlitten auf den Strand auf. Die Kameraden hatten eine herrliche Fahrt gehabt und reiches Material zu Kartierungsarbeiten gesammelt. Duse hatte die ungefähr 450 m hohe Lockyer-Insel bestiegen. Zahlreiche Seehunde hatten sich auf dem Eise getummelt, mehrere davon wurden erbeutet, auch einige Megalestris, die sich nach der harten Verfolgung, die wir ihnen im vorigen Jahre hatten angedeihen lassen, aus unserer Nähe zurückgezogen hatten.

Das Tagebuch schliesst am 7. November mit folgenden Worten: die Abendobservationen sind schon lange ohne Laterne gemacht, heute haben wir zum ersten Male unser Abendbrot ohne Licht gegessen. Aber es ist auch ein herrlicher Abend, der Mond ist hinter der Seymour-Insel aufgegangen und leuchtet hell, voll und brandgelb, steht aber ganz tief am Horizont. Im übrigen macht alles, was wir rings umher erblicken, einen ganz winterlichen Eindruck, sowohl das Eis, das ungebrochen daliegt, so weit das Auge reicht, als auch der blassblaue, wolkenlose Himmel.

Als ich diese Worte niederschrieb, ahnte ich nicht, dass es die letzten Aufzeichnungen in meinem Tagebuch von der Winterstation sein sollten!

XVIII.

Ein wunderbarer Tag.

Der 8. November 1903. — Die Ankunft der argentinischen Entsatz-Expedition. — Bodman erzählt von seinem Zusammentreffen mit derselben. — Wir machen Anstalten, die Station zu verlassen. — Larsen, K. A. Andersson und Begleiter treffen von der Paulet-Insel ein.

Der 8. November brach, wie so viele der verflossenen Tage, mit windstillem, schönem Wetter herein. Wir verzehrten unser Frühstück, ich blieb während des Vormittags im Hause, an einen längeren Ausflug konnte ich nicht denken, ehe nicht alle wieder zu Hause waren, wir erwarteten jedoch Bodmans Rückkehr im Laufe des Nachmittags.

Es regte mich deswegen nicht weiter auf, als jemand in die Wohnstube kam, wo ich sass und schrieb, und zu mir sagte: „Komm doch einmal heraus und sieh nach, es kommt jemand über das Eis daher, aber es sieht so merkwürdig aus, ganz, als seien es vier Personen.“ Ich konnte mir nicht denken, dass die Seymourfahrer so früh heimkehrten, aber sie mussten es ja doch sein, und die Erzählung von den Vieren beruhte wohl auf einem Irrtum.

Nach wenigen Minuten waren wir alle vor dem Hause versammelt, wo wir so unzählige Male gestanden und auf das Eis hinaus gespäht hatten. Wer ein Fernrohr zur Hand hatte, nahm es mit hinaus. Man sah allerdings etwas Schwarzes, das sich da draussen bewegte, Einzelheiten konnte man aber nicht mit Bestimmtheit unterscheiden. Auffallend war es aber, dass es mehr

als zwei Gestalten zu sein schienen, und es sah wirklich so aus, als seien es Menschen. Wir sahen uns um, niemand von den Kameraden fehlte, wir waren alle sieben versammelt; auch Hunde konnten es nicht sein, die meisten von ihnen lagen ja zerstreut auf dem Hügel, auch pflegten sie sich nicht auf diese Weise zu nähern. Nein, dann konnten es viel eher Pinguine sein, die sich auf das Treibeis begeben hatten. Aber auch das war unmöglich, der an der Spitze war zweifelsohne ein Mensch, und die andern waren von gleicher Grösse und sahen genau so aus wie er. Jetzt traten sie auf einmal ganz deutlich hervor, es waren vier Gestalten, vier Menschen, die sich uns über das Eis näherten.

Oft benimmt man sich im entscheidenden Augenblick, wenn etwas Unerwartetes eintrifft, ganz anders, als man hätte glauben sollen. Wohl waren wir alle von einer tiefen Bewegung ergriffen, wohl riefen wir uns ermunternde Worte zu, doch hätte ein Uneingeweihter wohl kaum glauben können, dass uns plötzlich die Gewissheit unserer Erlösung geworden sei. Ein paar von uns blieben auf der Station zurück, alle die andern stürzten aber im Galopp auf das Eis hinab, um den Ankommenden entgegen zu laufen, ohne einen Gedanken an Vorbereitungen irgendwelcher Art. Einer von den Kameraden schnallte seine Schneeschuhe an, obwohl das Eis so schlecht war, dass er sie sofort wieder abschnallen musste. Bald hatten wir eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, wir fanden, dass diejenigen, denen wir entgegen eilten, sich sonderbar langsam bewegten, aber es war nur eine durch unsere Ungeduld hervorgerufene Erscheinung. Zuweilen entzog sie ein Eishügel unsern Blicken, und man hätte glauben können, das Ganze sei nur ein Gaukelspiel unserer Phantasie gewesen. Jetzt trennte sich einer von den Kameraden und eilte auf uns zu. Wer kann das sein? „Das ist gewiss Larsen," sagten wir, und alle glaubten, seinen festen Gang zu erkennen. „Nein, Larsen ist es nicht," meinte ein anderer. „Sollte es nicht Aakerlund sein?" „Nein, Aakerlund hat keine solche Mütze, es ist doch Larsen, der uns als erster begrüssen will." — „Wollen wir nicht Hurra rufen?" fragte jemand. „Nein, noch nicht," lautete meine Antwort; „wir müssen erst ganz sicher sein." — Einen Augenblick später sahen wir ganz deutlich, dass es Aakerlund war, der uns entgegen kam. Jetzt sollte sich das Rätsel lösen. Kaum wagte jemand, eine Frage zu stellen, als wir zusammentrafen; er war der erste, der redete. „Da draussen liegt

ein argentinisches Schiff, aber von der „Antarctic" haben sie nichts gehört."

Zum zweitenmal innerhalb eines Monats standen wir einem dieser Augenblicke gegenüber, wo sich die ganze Sinnenwelt in Nebel auflöst vor dem intensiven Gefühl einer alles umstürzenden Nachricht, die uns in ihren Wirbel hineinzieht. Wir waren so unerschütterlich überzeugt gewesen, dass in dieser Jahreszeit kein anderes Schiff als die „Antarctic" kommen könne, dass auch nicht der leiseste Zweifel in uns aufgestiegen war, als wir die Ankommenden gesehen hatten. Hätte man uns den Verlust des Schiffes mitgeteilt, so wäre das ein vernichtender Schlag gewesen, aber nichts weiter. Jetzt, im Zusammenhang mit dem Gefühl der Befreiung auf diese unerwartete Weise und der unerhörten Verantwortung, die der binnen wenigen Stunden zu fassende Beschluss in sich trug, blieb ich einen Augenblick wie vom Blitz getroffen stehen. Tiefe Trauer lag auf aller Mienen, wir begriffen alle, wie wenig Hoffnung uns geblieben war, die Kameraden von der „Antarctic" je wiederzusehen.

Jetzt hatten wir aber keine Zeit zu Grübeleien, auch war der Augenblick nicht danach angetan, unsere Tatkraft durch Trauer oder Sorgen beeinträchtigen zu lassen. Wir mussten vorwärts eilen, den beiden Offizieren entgegen, die sich uns in Bodmans Gesellschaft langsam näherten. Sobral war der erste, der seinen Gedanken Ausdruck verlieh, er meinte, alle Anstrengungen müssten nun darauf gerichtet sein, die „Antarctic" wieder zu finden. Doch müsse man ja die Entscheidung dem Befehlshaber der Entsatzexpedition überlassen.

Und dann kam der Augenblick, in dem wir einander draussen auf dem Eise begrüssten, wir, die wir allmählich nach langen Monaten gelernt hatten, dies Eis und diese kahlen Klippen als unser Heim und Königreich zu betrachten, und unsere beiden Gäste und Retter, der kommandierende Kapitän Julian Irizar, Befehlshaber des Entsatzschiffes „Uruguay", und Leutnant J. Jalour. Was wir zuerst zu einander sagten, weiss ich nicht mehr, es währte aber nicht lange, bis uns die Situation klar war: Als man nichts wieder von der „Antarctic" hörte, hatte die argentinische Regierung eigens für uns eines der Schiffe ihrer Flotte ausgerüstet, das jetzt vor der Seymour-Insel lag, während man auch in Schweden beschloss, eine Entsatzexpedition zu entsenden und zu diesem Zweck den Walfischfänger „Frithiof" geheuert hatte, der

Unser erstes Zusammentreffen mit den argentinischen Offizieren

Digitized by Google

der Führung von Kapitän Gyldén, dem Befehlshaber der „Antarctic" auf der Gradmessungsexpedition im Jahre 1901, anvertraut werden sollte. Kapitän Irizar war im Juli mit Gyldén in Stockholm zusammengetroffen, seither hatte man aber keine Nachricht von der schwedischen Expedition gehabt, man wusste nicht einmal mit Bestimmtheit, ob sie aus Schweden abgegangen sei. Auch von der französischen Entsatzexpedition unter Dr. Charcot hörten wir jetzt.

An Bord der „Uruguay" befanden sich keine Briefe oder andere direkte Mitteilungen für uns. Alles andere war neben den angedeuteten Nachrichten von geringer Bedeutung. Bodman, der ja bereits Gelegenheit gehabt hatte, seine Fragen zu stellen, eilte nach Hause, um den Empfang vorzubereiten, wir übrigen begleiteten unsere Gäste, die nach dem langen und ungewohnten Marsch ziemlich müde waren. Über das Zusammentreffen zwischen Bodman und den argentinischen Offizieren berichtet der erstere in einer schwedischen Zeitung:

Wir hatten beschlossen, rechtzeitig aufzustehen, um die Rückkehr anzutreten, ehe die Sonne auf das Eis eingewirkt hatte, als ich aber sah, dass die Uhr erst einige Minuten über fünf war, fand ich es reichlich früh und legte mich noch einmal hin. Mein Schlummer wurde jedoch schon gegen 5½ Uhr durch ganz sonderbare Laute vor der Zelttür gestört, gleichzeitig hörte ich jemanden draussen rufen: „Sobral, Sobral! Is Sobral here?" Wie der Wind war ich aus dem Schlafsack heraus und riss die Zelttür auf. Welch eine Unmenge von Gedanken drängten sich in diesem Augenblick in meinem Gehirn! Wer konnten diese Menschen sein? Das war die erste Frage, und die Antwort liess nicht lange auf sich warten. Von der „Antarctic" waren sie nicht, es musste eine argentinische Expedition sein, denn woher sollten sie zuerst nach Sobral fragen.

Aus dem Zelt herausgekommen, sehe ich zwei Marineoffiziere mit den vergnügtesten Gesichtern vor mir, und bald ist die Unterhaltung im vollen Gange. Es war der Chef und einer der Leutnants von dem Kanonenboot „Uruguay", das am 8. Oktober von Buenos Aires nach Ushuaia und von dort am 1. November südwärts abgegangen war. Infolge der günstigen Eisverhältnisse hatte man schon am 6. November die Cockburn-Insel in Sicht bekommen und den nächsten Tag zwecks Rekognoszierung in dem Fahrwasser um dieselbe herum zugebracht. Dann nahm

Das von uns bewohnte Tal zwischen dem Snow Hill-Gletscher und dem schneefreien Land
(In der Mitte ist das Magnethaus sichtbar)

man einen östlichen Kurs, um am Rande des Ufers nach der Winterstation zu forschen. An diesem Morgen waren sie bei Kap Seymour gelandet, um eine dort beobachtete Signalstange genauer zu untersuchen. Hier fanden sie die Inschriften „Jason 1892" und „Andersson, Sobral, Oktober 1903". Als sie dann bald darauf das weisse Zelt erblickten, folgerten sie natürlich, dass sich Sobral darin befinden müsse.

Allmählich wurde die brennendste Neugier befriedigt, man fertigte die obligatorischen ersten Photographien an, und dann wurde beschlossen, dass wir uns unverzüglich auf den Weg nach dem Stationsplatz auf Snow Hill begeben wollten. Das Zelt wurde in grösster Eile abgebrochen, ich zog ein Paar Stiefel an, denn infolge meiner Überraschung hatte ich völlig vergessen, dass ich in Strümpfen da stand und fror. Als Proviant nahmen wir die sämtlichen Tafeln Schokolade mit, die wir finden konnten, um uns für den Mangel an Süssigkeiten zu entschädigen, der in der letzten Zeit recht fühlbar gewesen war. Welch ein Genuss, als nach all dieser Arbeit Kapitän Irizar eine Zigarre hervorholte und sie mir freundlichst anbot!

In lebhafter Unterhaltung legten wir den Heimweg ziemlich schnell zurück, wenngleich Aakerlund und ich gern unsere Schritte noch mehr beschleunigt hätten, um den Kameraden daheim die jubelnde Nachricht mitzuteilen. In der Nähe des Stationshauses wurden wir von den Kameraden bemerkt, die uns mit Sturmesschritten entgegen kamen. War das ein Umarmen und Begrüssen! Ich eilte vorauf, um die schwedische Flagge zu hissen, und aufzutischen, was wir zivilisierten Menschen noch zu bieten hatten. Soweit Bodman.« — Allmählich langten wir auf der Station an, stolz, unsere Gäste an unserm Tisch begrüssen zu können, auf den Aakerlund eine wahre Festmahlzeit aufgetragen hatte. Wie unsern Gästen das alles erschienen sein mag, weiss ich nicht, sie waren viel zu höflich, um uns ihre Kritik hören zu lassen, das Ganze musste ihnen ja ziemlich dürftig, schmutzig und eingeräuchert vorkommen.

Auf das freundlichste bot uns Kapitän Irizar seine Gastfreundschaft an Bord der „Uruguay" an, die uns wieder in die Zivilisation zurückführen sollte. Er fragte, wie lange wir nötig hätten, um zum Aufbruch bereit zu sein, und war sehr angenehm überrascht, als ich ihm sagte, dass wir nötigenfalls in zwei Tagen fertig sein könnten. Die wichtigste Frage aber war,

Verwitterte freistehende Basaltpfeiler bei unserm Winterplatz

was geschehen könne, um unsere vermissten Kameraden von der „Antarctic" aufzufinden. Es lagen zwei Möglichkeiten vor: entweder mussten wir uns nach der nächsten Telegraphenstation begeben und an der Hand der dort eingezogenen Nachrichten unsern Entschluss fassen, oder auch wir mussten, ohne uns vorher mit der Aussenwelt in Verbindung zu setzen, sofort unsere Nachforschungen nach der „Antarctic" beginnen. Kapitän Irizar war offenbar sehr für die erste Alternative, doch liess er mich verstehen, dass er sich soweit wie möglich nach unserer Auffassung in Bezug auf die Aussicht, Kapitän Larsen und seine Begleiter wiederzufinden, richten werde.

Nach eingehender Beratschlagung mit den Kameraden teilte ich Kapitän Irizar mit, dass wir sein Anerbieten mit Dank annähmen, und erwog dann noch einmal die Möglichkeit einer Rettung der „Antarctic". Er wollte jedoch keinen endgültigen Entschluss in dieser Sache fassen, ehe er an Bord noch einmal seine Instruktion durchgelesen und sich mit seinen Offizieren beraten habe.

Es konnte natürlich keine Rede davon sein, mit den Arbeiten zu beginnen, so lange unsere Gäste bei uns verweilten. Die Stunden enteilten uns nur zu schnell, und Kapitän Irizar lag sehr daran, so bald wie möglich zu seinem Schiff zurückzukehren. Um den Herren die Rückkehr zu erleichtern, liess ich Jonassen die Hunde vor den Schlitten spannen, da die Eisverhältnisse derartig waren, dass man bequem lange Strecken fahren konnte. Duse wünschte sehr, den einen Tag, der uns noch blieb, zu Kartierungsarbeiten auf der Seymour-Insel zu verwenden, und, von Grunden begleitet, verliess er daher gleichzeitig mit unsern Gästen unsere Station — wie er glaubte, zum letzten Mal.

Wir gingen sofort an die verschiedenen Arbeiten, die noch vorlagen. Natürlich konnten wir nicht daran denken, mehr als unsere Sammlungen, die wichtigsten Instrumente und unsere wertvollsten Privatsachen mitzunehmen. Mir lag in erster Linie die Pflicht ob, einen Bericht an den Chef der schwedischen Entsatzexpedition zu schreiben und darin das wenige mitzuteilen, was uns von den letzten Plänen an Bord der „Antarctic" bekannt war. Die Plätze, an denen unserer Ansicht nach Untersuchungen über den Verbleib des Schiffes angestellt werden mussten, waren die Umgebung der Hoffnungsbucht, die Paulet-Insel und die Danger-Inseln. Niemand von uns dachte in dieser Nacht daran, sich

Julian Irigoyen

Chef der argentinischen Entsatzexpedition.

Digitized by Google

schlafen zu legen, schweigend arbeitete ein jeder für sich, ich selbst war am Schreibtisch mit der Einleitung zu meinem Bericht beschäftigt. „Nach reiflicher Überlegung haben wir beschlossen, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen und in die Heimat zurückzukehren," schrieb ich, als plötzlich die Hunde draussen anfingen zu bellen und zu heulen. Unter gewöhnlichen Umständen würden wir, in der Voraussetzung, dass es sich um eine Hundeschlacht handle, hinausgestürzt sein, um die Kämpfenden zu trennen, jetzt bezeugten wir keine so grosse Eile; jemand von uns stand aber doch auf und warf einen Blick durch die offene Tür. Als er zurückkam, sagte er, er habe unten auf dem Eise Leute gesehen, „sechs oder acht Personen, wie es scheint".

Es war die Rede davon gewesen, dass uns Kapitän Irizar einige Leute vom Schiff schicken wollte, die uns beim Packen behilflich sein konnten, da war es denn sehr wahrscheinlich, dass es diese Leute waren, die jetzt kamen. Die Uhr war freilich erst halb 11, da konnte er unmöglich schon die Stelle erreicht haben, wo das Schiff am Morgen gelegen hatte, aber irgend eine Erklärung für ihr schnelles Erscheinen würde sich schon finden lassen. Wir waren jetzt alle so von unsern Arbeiten in Anspruch genommen, dass es lange währte, bis einer von uns sich die Mühe machte, nachzusehen, wer es denn eigentlich war. Als wir aber nach einer Weile immer noch nichts von ihnen hörten, fingen wir schliesslich doch an, uns zu wundern, was dies zu bedeuten habe. Schliesslich ging Bodman hinaus, um das Rätsel zu lösen.

Es war noch lange bis Mittsommer, und obwohl die Nacht hell und milde war, herrschte doch eine ziemlich starke Dämmerung. Da draussen auf dem Hügel stand eine Gruppe von Männern und sah zu der Flagge hinauf, die noch von unserm Hause wehte. Leise näherte sich Bodman ihnen, es waren ja Fremdlinge, und er würde schwerlich eine Sprache finden, in der er sie anreden konnte. Da sperrt er plötzlich die Augen vor Verwunderung weit auf — ist es ein Phantasiegebilde, das die ängstlichen Gedanken des Tages hervorgerufen haben, oder sollte wieder einmal die Wirklichkeit die kühnsten Hoffnungen und Phantasien übertreffen? Die nächsten Sekunden würden Entscheidung darüber bringen, ob die Zeit der Wunder noch nicht vorüber ist; mit zaghaften Schritten geht er auf eine Gestalt zu, die sich von der Gruppe getrennt hat und ihm nun entgegenkommt.

Im nächsten Augenblick entsinkt unsere Arbeit unsern Händen, wilde, durchdringende Hurrarufe tönen an unser Ohr: „Larsen, Larsen ist hier!“ schreit Bodmans Stimme. Wir haben in der letzten Zeit ja so viel erlebt, dass uns nichts mehr unmöglich erscheint, aber noch immer will ich meinen Ohren nicht trauen. Es muss ein Irrtum sein, die Unruhe des Tages hat Bodman veranlasst, seine Wünsche in Worte zu kleiden. Ich stürze jedoch mit allen den andern hinaus und im nächsten Augenblick sind alle Zweifel zerstreut. Dort auf dem Hügel in dem Dunkel der Sommernacht begrüsse ich Larsen, K. A. Andersson und ihre vier Kameraden, die nach langer Trennung gerade im rechten Augenblick von ihrem Überwinterungsplatz auf der Paulet-Insel eingetroffen sind, um sich mit uns zu vereinen.

Keine Feder vermag die grenzenlose Freude dieses ersten Augenblicks zu schildern. Eins war klar, die in das Dunkel der Ungewissheit gehüllte Spanne Zeit, die zwischen diesem Tage und unsern letzten Nachrichten von der Schiffsexpedition lag, umschloss Leid und Unglück. Dass unsere liebe, alte „Antarctic“ nicht mehr existierte, erfuhr ich sofort, aber in diesem Augenblick empfand ich nur Freude bei dem Anblick dieser Männer. an die ich eben noch mit der tiefsten Hoffnungslosigkeit gedacht hatte; wusste ich doch, dass wir diese Gegend jetzt gemeinsam verlassen würden. Wie tief mich auch das Mitleid erfasste, als ich hörte, dass ein junger Seemann aus ihrem Kreise auf dem Wahlplatz geblieben war, so musste ich doch dankbar anerkennen, dass alle die andern ihre Gesundheit und ihr Leben erhalten hatten.

Im Triumph führten wir die Neuangekommenen in unser Haus. Alles, was sie, die einen Winter im tiefsten Elend durchlebt hatten, erfreuen und erquicken konnte, wurde schnell herbeigeholt, und diese Gäste hatten einen ganz andern Genuss von dem, was wir zu bieten vermochten, als unser Besuch am Vormittag! Das wunderbarste von allem war aber für sie das eigentümliche Zusammentreffen, dass sie unsere Station an demselben Tage erreicht hatten, wie die Entsatzexpedition, die sie noch weniger wie wir schon so früh im Sommer erwartet hatten.

Von wie ungeheurer Bedeutung war es doch, dass beide Partien gerade in dieser Reihenfolge eingetroffen waren! Wennersgaards Tod, der Verlust der „Antarctic“, die durchgekämpften Leiden, die ungewisse Zukunft — vor der Ankunft der Argen-

tinier würde uns das alles ein harter Schlag gewesen sein, während die Freude über die Errettung der übrigen jetzt alles andere aufwog.

Ungetrübt sollte indes die Freude nicht sein. Ich hatte nicht gewagt, nach Nachrichten aus der Heimat zu fragen, aber noch ehe wir die mitgebrachte, jetzt 18 Monate alte Post erhielten, hatte ich auf demselben Hügel, wo ich so oft in Winterkälte und Sommersonnenschein gewandert war, der so viele lichte Hoffnungen und dunkle Stunden gesehen hatte, aus Larsens Munde erfahren, dass ich mein Vaterhaus nicht wiederfinden würde, dass ich in diesem Leben den nicht wiedersehen sollte, nach dem ich mich so oft gesehnt, dem ich alles erzählen wollte, was wir in diesen Jahren erlebt hatten.

Hätte ich doch in jener Stunde alles verlassen und über das Meer in die Heimat enteilen können! Jetzt galt es, um jeden Preis ein Gefühl zu unterdrücken, das für den Augenblick die Aufmerksamkeit von all der Arbeit ablenken konnte, die noch vor uns lag. Später würde schon eine Zeit kommen, in der man denken und ruhen konnte. Ich legte mich eine Weile in die Koje, machte aber gar nicht einmal den Versuch, zu schlafen. Bald hörte ich die Schlittenfahrer heimkehren, auch Duse, der von Kapitän Irizar erfahren hatte, wie bald unsere Abreise bevorstand, hatte die Vollendung seiner Kartierungsarbeiten aufgegeben und war heimgekehrt, um uns mitzuteilen, was er gehört hatte. Mit welchem Jubel auch er und seine Begleiter die angekommenen Kameraden begrüssten, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Ich stand sehr bald wieder auf und ging an meine unterbrochene Arbeit. Bis zum Abend wollten wir fertig sein, jetzt lag kein Grund vor, die Zeit in die Länge zu ziehen. Mit der Hilfe, die wir jetzt erhalten hatten, liess sich auch der Transport leichter bewerkstelligen.

XIX.

Von Snow Hill nach der Paulet-Insel.

Das Packen. — Der Abschied von Snow Hill. — Noch einmal nach der Station zurück. — An Bord der »Uruguay«. — Die Ankunft auf der Paulet-Insel. — Die Expedition wieder vereint.

Kisten und Säcke wurden jetzt hervorgesucht, und das Packen war bald in vollem Gange. Vieles von dem, was wir mitnehmen wollten, war schon fertig und brauchte nur an den Strand hinabgetragen zu werden, vor allem die Sammlungen, die wir im Laufe der Zeit zusammengestellt hatten. Schon bei Sonnenaufgang konnten die ersten Schlitten abfahren. Der Transport war lang und schwierig, das Eis war sehr schlecht, und alles musste ungefähr sechs Kilometer entfernt, nach der östlichen Spitze der Insel transportiert werden. Auch auf dem Schiff, das uns abholte, war es sehr eng, darauf waren wir bereits vorbereitet, und wenn wir Buenos Aires einmal erreicht hatten, so stand uns noch die lange Fahrt über den Ozean bevor. So blieb uns denn keine Wahl: wir mussten viel zurücklassen, das entweder an sich oder durch die damit verknüpften Erinnerungen für uns von Wert war. Dahin gehörte in erster Linie fast unsere ganze Ausstattung, Schlitten, Schlafsäcke, Einrichtungen aller Art, ferner die umfangreichen bakteriologischen Apparate des Doktors, unsere benutzten Kleider mit all den daran haftenden Spuren

unserer Lebensweise und die in dieser Beziehung noch weit interessanteren Gegenstände, an welche die Kameraden während ihrer Überwinterung an der Hoffnungsbucht so viel Arbeit und Nachdenken verwendet hatten, und die, wenn sie in die Heimat mitgenommen wurden, der Welt von den Entbehrungen erzählen konnten, mit denen das antarktische Eskimoleben verbunden war.

Larsen begab sich gleich am Morgen an den Sund, um an Bord der „Uruguay" zu gehen, wo er, wie man leicht verstehen wird, mit Überraschung und Freude wie ein von den Toten Auferstandener begrüsst wurde. Jetzt war auch die Rettungsexpedition beendet, jetzt war es klar, dass wir alle in ihrer Obhut zur Zivilisation zurückkehren würden. Kurz zuvor hatte sich der zweite Offizier an Bord, Kapitän Hermelo, auf der Station eingefunden, um mir mitzuteilen, dass der Chef sein äusserstes tun werde, um die Verlorenen aufzufinden. Ich konnte ihm darauf erwidern, dass das Aufsuchen keine weitere Mühe machen würde, als eine einfache Fahrt nach der Paulet-Insel.

Wir hatten in den letzten Tagen das schönste Wetter gehabt, jetzt fing leider ein kräftiger Wind an zu wehen, und es war klar, dass das Anbordschaffen der Sachen fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Gefolge haben würde. Um so wichtiger war es daher, falls der Wind ein wenig nachlassen sollte, keinen Augenblick zu verlieren. Schlitten auf Schlitten wurde entsandt, mit so schweren Lasten, wie nur die Hunde und die Mannschaft sie zu ziehen vermochten. Im Laufe des Tages blieben alle, die ihre Arbeit beendet hatten, dort zurück, eine Gelegenheit abwartend, um sich an Bord des Schiffes begeben zu können. In später Nachmittagsstunde hatten wir endlich den wertvollsten Teil unserer Ausrüstung, Aufzeichnungen, Photographien und die empfindlichsten Instrumente an den Strand hinabgeschafft und auf die Schlitten wie an die verschiedensten Personen verteilt. Alles stand jetzt bereit, zum letzten Male ging ich durch die Räume, wo wir in den verflossenen Jahren so viel erlebt hatten, die aber jetzt öde und unordentlich aussahen. So sorgfältig wie möglich wurde die Tür verrammelt, und wir eilten zu dem wartenden Schlitten hinab. Der kleinste der Hunde, Klein-Kalle, wollte nicht mitkommen, ich musste zurückgehen und ihn suchen, aber er widersetzte sich so kräftig, dass wir ihn schliesslich auf dem Schlitten festbinden mussten. Ein letzter Blick auf den Platz,

mit dem so viele Erinnerungen verknüpft waren, und wir begaben uns alle auf das Eis hinaus.

Die Last war sehr schwer und die Schlitten sanken beständig in den tiefen Schneeschlamm ein, es ging aber trotzdem vorwärts, und bald waren wir draussen an der Stelle, wo die ersten Fuhren abgeladen waren. Alles lag noch dort. Unsere Kameraden, die vor uns angelangt waren, sassen noch da, und nicht einmal Kapitän Hermelo hatte an Bord kommen können, obwohl der Tag schon zu Ende ging. Die „Uruguay" ging eine Strecke vom Ufer entfernt hin und her und hatte im Laufe des Tages ein unangenehmes Erlebnis gehabt, indem sie auf Grund geraten war, während eine grosse Eisscholle, die an ihrer Seite entlang trieb, die Situation einen Augenblick recht kritisch machte. Gleichzeitig hatte das Schiff eines seiner Boote verloren, das an der Seite geschleppt hatte. Die See ging hoch, aber wir erwarteten trotzdem, dass ein Boot kommen und uns abholen würde; und so sassen wir denn da am Strande und beobachteten das Manöverieren des Schiffes. Aber eine Stunde nach der andern verstrich, ohne dass es den Anschein hatte, als kümmere man sich um uns, und als bald die Nacht hereinbrach, blieb uns nichts weiter übrig, als zurückzukehren und noch einmal Schutz unter dem Dach der Station zu suchen.

Der Wind hatte zugenommen, und in einem kalten, pfeifenden Schneesturm legten wir den Heimweg über das Plateau zurück. Es war ein beschwerlicher Tag gewesen, obwohl wir an dies Klima und diese Lebensweise gewöhnt waren, und für uns war das Haus selbst in seiner jetzigen Verfassung gut genug. Dahingegen tat es uns leid, dass wir dem argentinischen Freund, der so unerwartet unser Gast geworden war, nicht etwas mehr Bequemlichkeit zu bieten vermochten. Wir schliefen aber, so lange es uns vergönnt war, alle gut während der letzten Nacht unter dem Dach der Snow Hill-Station.

Indes durften wir keine Zeit versäumen und standen daher am nächsten Morgen sehr früh auf. Ich verliess als erster die Station und versprach, von dem Plateau-Hügel zu signalisieren, falls sich die Verhältnisse zur Einschiffung günstig erweisen sollten. Ich musste weit gehen, bis ich sehen konnte, dass die „Uruguay" ihre Boote ausgesetzt hatte, und als ich nach dem Basalthügel zurückkam, sah ich, dass das Signalisieren keinen Zweck mehr hatte. Es war inzwischen viel windstiller gewor-

den, und auf der Station war man klug genug gewesen, um einzusehen, dass es vernünftig sei, sich so schnell wie möglich auf den Weg zu machen.

Als wir an unserm Depot anlangten, war bereits eine Bootsladung abgeholt, und in ganz kurzer Zeit legten zwei Boote am Ufer an, das eine von Larsen gesteuert, der mir, indem er an Land stieg, eine Apfelsine reichte, die er von der „Uruguay" mitgebracht hatte, der erste Gruss, den ich aus der Kulturwelt erhielt. Bald waren die Boote beladen und gingen wieder in

Unsere letzten Stunden des Harrens am Strande

See. Ich selber blieb noch zurück, sammelte die Überbleibsel unserer Sachen zusammen und wartete auf allerlei anderes, was noch nicht angelangt war.

Kurz bemessen war die Zeit, die ich noch an dem Strande dieser Insel verbringen durfte, auf der wir unsere Station gehabt hatten. Als die Boote zurückkehrten, waren wir alle bereit, und mit schnellen Ruderschlägen ging es der errettenden „Uruguay" entgegen, die stolz auf den Wogen schaukelte. Offiziere und Mannschaft hatten sich an der Reeling aufgestellt, die schwedische Flagge wehte am Topmast, als wir uns näherten, und ein brausender Hurraruf begrüsste uns beim Betreten des Deckes. Dies war ein feierlicher Augenblick, unsere Expedition mit allen ihren Sorgen und Widerwärtigkeiten, aber auch mit ihren reichen Erinnerungen an Arbeit und Entdeckungen war jetzt beendet, — wir waren hinfort nur Gäste und Passagiere.

Einige Augenblicke später, und wir befanden uns auf dem Wege gen Norden. Die Fahrt erfuhr jedoch noch eine Unterbrechung. Infolge des hastigen Aufbruchs von der Seymour-Insel waren unsere Sammlungen dort zum Teil zerstreut liegen geblieben, und mit Kummer hatte ich daran denken müssen, wie wenig wir von den in hohem Masse interessanten Pflanzenfossilien mit in die Heimat führten. Ich selber hatte nicht gut dahin zurück gekonnt, aber Gunnar Andersson hatte sich in der Frühe

Auf dem Wege nach Uruguay

dieses Morgens in Begleitung eines Mannes dorthin aufgemacht, und diese beiden mussten wir nun am Nachmittag von der Pinguinbucht abholen. Das Boot, das zu diesem Zweck entsandt wurde, nahm von der „Uruguay" ein herrliches Proviantdepot mit, zum Nutzen kommender Expeditionen in diesen Gegenden.

Es war fast Abend geworden, ehe das Boot zurückkehrte und wir alle versammelt waren. Ich stand allein auf Deck und liess die Blicke an der vorübereilenden Küste entlangschweifen. Wie sonderbar erschien es mir, dass ich hier jetzt auf einem Dampfer fuhr, wenn ich an unsere Wanderungen zu Fuss oder mit dem Schlitten dachte. Wie hatte sich unsere Lage in einer so kurzen Zeit von 48 Stunden verändert! Aber in die Freude über die Gewissheit, jetzt auf dem Heimwege zu sein und für

die Zukunft alle Sorgen abgeschüttelt zu haben, die so lange unser Gemüt bedrückten, mischte sich ein Gefühl tiefer Wehmut. Eine Phase des Lebens war jetzt abgeschlossen, sollte nie wiederkehren. Wie viele Erinnerungen knüpften sich nicht an jede Felsklippe, über die das Auge glitt, — niemals würde ich diese beiden kahlen Sandsteininseln vergessen, die lange Jahre hindurch unsere Heimat gewesen waren!

Jetzt fuhren wir an der nördlichen Landspitze vorüber, und das Land lag hinter uns, entschwand mehr und mehr unsern Blicken. Ich ging in die Messe hinab, und unter Geplauder mit unsern liebenswürdigen Wirten enteilte der Abend. Es war eng an Bord geworden, wenn auch lange nicht so eng wie später, nachdem sich unsere zwölf zurückgebliebenen Kameraden mit uns vereinigt hatten. Der zweite Offizier hatte mir seine Kajüte überlassen, und während unsere Wirte sahen, wie sie am besten unterkamen, waren wir Fremdlinge aufs beste einquartiert.

Noch hatte ich eine Aufgabe zu erfüllen, ehe ich mich dem Genuss des Schlafes hingeben konnte. Doch warf ich mich angekleidet in meine Koje, um eine Stunde zu ruhen, bis wir die Paulet-Insel erreichten. Vor zwei Uhr war ich schon wieder auf Deck. Es war ein herrlicher Morgen mit der wunderbaren nächtlichen Beleuchtung, wie man sie nur in den Polargegenden sieht. Alles war still, das Meer tiefblau und eisfrei, und nur einige Würfel und Schollen schimmernden Eises erschienen hin und wieder auf der Oberfläche. Vor uns erhob sich die Eiswölbung der Dundee-Insel, und den Mittelpunkt in diesem Gemälde bildete die dunkle vulkanische Insel, die jetzt unser Ziel war.

Immer näher heran kamen wir, schon unterschieden wir mit dem Fernrohr das mächtige Wahrzeichen, das die Schiffbrüchigen auf dem höchsten Gipfel errichtet hatten, um die Aufmerksamkeit einer erwarteten Entsatzexpedition auf sich zu ziehen. Alles schlief noch, ausser den sich im Wasser tummelnden Scharen von Pinguinen, die schleunigst vorübereilten, als wollten sie den Weg an den Strand zeigen, wo unsere Gefährten von einer Rettung träumten, die, ohne dass sie es wussten, ihnen schon so nahe war. Das Eis verdichtete sich immer mehr und bildete an der Insel einen zusammenhängenden Rand. Jetzt fuhren wir an der letzten Landspitze vorüber, und vor uns lag die unermessliche Pinguinkolonie, die ich vor 22 Monaten von der „Antarctic" aus besucht hatte. Nun zeigte man uns einen niedrigen,

kaum sichtbaren Steinhügel, der während so langer Zeit zwanzig Personen als Heim gedient hatte.

Es war Schlag 4 Uhr, als die Sonnenscheibe sich über dem Horizont erhob, die ganze Natur in ihren goldenen Glanz hüllend. Tief ergriffen von der Bedeutung der Stunde, betrachteten wir das uns umgebende Bild, als plötzlich die Stille durch die Dampfpfeife der „Uruguay" unterbrochen wurde. Einmal, zweimal, dreimal liess sie ihren Ton erschallen, der von dem Echo der Felsen zurückgeworfen wurde. Während meines ganzen Lebens habe ich mich nicht so ergriffen gefühlt, wie in diesem Augenblick. Feier-

Die Hütte auf der Paulet-Insel mit der »Uruguay« auf dem Wasser

lich ist nur ein schwacher Ausdruck, aber er ist der bezeichnendste, den ich finden kann. Alles war so anders als in dem denkwürdigen Augenblick, wo ich selber als überraschter Teil mitten in der Handlung stand. Hier war ich im Grunde nur ein Zuschauer, aber ich empfand es deswegen vielleicht um so tiefer, dass wir doch alle als unerwartete Erretter zu den Kameraden kamen und sie aus einer Lage befreiten, die an Düsterkeit wohl kaum übertroffen werden kann.

Eine ganze Weile war vergangen, seit die Dampfpfeife ertönte, da wurde es in dem Steinhaufen lebendig. Einer nach dem andern kroch aus der Luke heraus. Man glaubte fast sehen zu können, mit welchen Blicken der Verwunderung sie uns be-

trachteten, noch im Zweifel, ob es Traum oder Wirklichkeit sei, man sah, wie sie eifrig gestikulierten und miteinander redeten, und wie alle allmählich an den Strand herunterkamen. Bald waren auch unsere Boote ausgesetzt, und wir suchten, uns zwischen den Eisstücken hindurchwindend, nach einem geschützten Platz, an dem wir landen konnten. Russgeschwärzt, schmutzig, abgemagert, in zerrissenen Kleidern kamen uns unsere Kameraden entgegen, aber ihre Gesichter, denen die Entbehrungen des Winters ihr Gepräge aufgedrückt hatten, strahlten vor Freude. Wir begrüssten einander — nach wechselvollen Geschicken war die Expedition wieder vereint.

Es war noch allerlei zu beschaffen, ehe wir die Fahrt fortsetzen konnten. Fast mit Andacht betrachteten wir die feuchte, schwarze Hütte, in der alle diese Männer einen ganzen Winter zugebracht hatten. Alle Kostbarkeiten mussten gesammelt werden, sowohl das, was einstmals von der „Antarctic" gerettet wurde, wie auch die wissenschaftlichen Schätze, die während des Aufenthalts auf der Insel zusammengetragen waren. Auch hier wurde ein ausgezeichnetes Depot von dem Proviant der „Uruguay" errichtet, und man konnte sich kaum eines Gefühls des Neides erwehren, wenn man daran dachte, was diese Vorräte an Konserven, Zucker, Brot usw. bedeutet haben würden, wenn sie ein paar Monate früher dort vorhanden gewesen wären. Auch als Erinnerung an unsere Expedition wurde ein nicht geringer Vorrat an Konserven, Schiffsbrot, Petroleum und andern Artikeln dem Depot übergeben.

Jetzt lag uns noch die Erfüllung einer traurigen Pflicht ob. Einer der Kameraden hatte während des gestrigen Tages an Bord der „Uruguay" ein Kreuz mit Inschrift gezimmert, das bestimmt war, den mächtigen Steinhaufen zu krönen, unter dem Wennersgaard seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Schweigend umstanden wir den Hügel, in tiefer Dankbarkeit gegen Ihn, der uns davor bewahrt hatte, für immer von dem Vaterlande und unsern Lieben in der Heimat getrennt zu bleiben und unser Leben an diesem öden Strand zu beschliessen, wo die Scharen der Pinguine bald die einzige Grabeswache bilden würden.

Alle Arbeiten wurden mit Energie betrieben, aber das Depot war gross, und die Entfernung von dem Landungsplatz war weit. Indessen vergingen auch diese Stunden, und endlich waren wir bereit, uns wieder an Bord zu begeben. Genau zählten wir alle

nach, die in die Boote stiegen, damit niemand in der letzten Stunde zurückbleiben möchte. Abermals bestiegen wir das rettende Schiff, das jetzt den Kurs nach dem dritten Überwinterungsplatz, der Hoffnungsbucht, lenkte.

Und hier müssen wir nun die Mannschaft von der „Antarctic" selber ihre merkwürdigen Schicksale schildern lassen, von der Stunde an, wo Andersson und seine Begleiter in der Hoffnungsbucht an Land stiegen bis zu den beiden Wiedervereinigungstagen vom 8. und 11. November 1903.

Le A Larsen.

Digitized by Google

CARL SKOTTSBERG.

XX.

Der Anfang vom Ende.

Es ist eigentümlich, dass das Eis so unendlich wechselvoll, so interessant sein kann, trotz seiner unbeschreiblichen Einförmigkeit. Wie gross sind nicht die Leiden, die es uns verursacht hat! Und doch kann es niemals seinen Zauber einbüssen. Wie schwer und grau liegt es da in Sturm und Nebel, tot und düster, und dann, von den Lichtfluten der Sonne beschienen, erstrahlt es wie Tausende von Diamanten; eine eigenartige Tierwelt, die in vollen Zügen die Sonne und die Freiheit geniesst, belebt seine Oberfläche; die letzten, ersterbenden Strahlen der Sonne lassen es in hundertfach wechselnden, blauenden Nuancen erschimmern, bis es endlich in dem zauberhaften Licht des Mondes kühl und silberklar daliegt. Nie kann man der Majestät des Eises gefühllos gegenüberstehen, und nichts vermag ähnliche Empfindungen und Stimmungen in einem Menschen wachzurufen wie diese unabsehbare, glitzernde Fläche. —

Am 29. Dezember 1902 hatten uns Dr. J. G. Andersson, Leutnant Duse und der Matrose Grunden verlassen, um auf Schneeschuhen, einen mit Zelt, Schlafsäcken und Proviant belade-

nen Schlitten hinter sich herziehend, über das Inlandeis die Winterstation bei Snow Hill zu erreichen, und wir hatten ihnen mit einem fröhlichen „Auf baldiges Wiedersehen bei der Winterstation!“ die Hand zum Abschied geschüttelt. Gegen 11 Uhr abends sahen wir den letzten Schimmer der Davonziehenden; sie zogen den Schlitten den Abhang des schneebedeckten Landes hinauf, an dessen Rand das Inlandeis beginnt.

Es wehte frisch vom Gletscher herab, und wir steuerten vom Ufer ab in nördlicher Richtung, um die Joinville-Insel zu umschiffen. Im Grunde waren die Eisverhältnisse dieselben wie bei unserm letzten Versuch, mit dem unbedeutenden Unterschied, dass das dünner gepackte Eis sich jetzt so weit nach Osten zu erstreckte, dass wir, wenn auch nicht ohne Mühe, von einer der Danger-Inseln, der Ätna-Insel, die wir im Nordwesten hatten, freikamen.

Bald aber verdichtete sich das Eis derartig, dass ein weiteres Vordringen unmöglich wurde, weshalb wir uns gezwungen sahen, still zu liegen und wieder zu warten.

Die Gegend östlich von der Joinville-Insel gehört zu den gefährlichsten, die man sich nur denken kann, weswegen Ross, der dort vorüberkam, die hier gelegenen kleinen Felseninseln Danger Islets, „die gefährlichen Inseln“, genannt hat. Mit Inseln, die aus dem Wasser aufragen und sichtbar sind, kann man ja in der Regel fertig werden, schlimmer aber ist es mit den unterseeischen Felsklippen, die man selten früher bemerkt, als bis man dagegen stösst. Dazu kam noch, dass sich eine lange Reihe von Eisbergen, eine richtige chinesische Mauer aus Eis, die bis auf den Meeresgrund reichte, von Norden nach Süden erstreckte. Diese Mauer trug natürlich dazu bei, das Eis festzuhalten. Es war nicht sehr ratsam, uns in alle diese Widerwärtigkeiten hineinzubegeben, und wir hatten auch gar keine Lust dazu. Am Sylvesterabend wurde im dichten Eis eine Weile gen Osten vorgedrungen, aber schon nach wenigen Stunden war es wieder unmöglich, so dass wir uns an einer Scholle vertäuen mussten. Und so schwand das Jahr 1902 dahin, in meinem Tagebuch mit folgendem Nachruf bedacht: Ein Jahr, -- wie sind wir nicht umhergestreift, welche mühseligen Fahrten haben wir nicht zurückgelegt, seit zum letzten Male das neue Jahr anbrach! Ein Jahr in See und Eis, in

Sturm und Schnee, unter fremden Menschen oder einsam, ein ganzes Jahr von Abenteuern am Ende der Welt!

Wieder sind wir gefangen! Dies ist wahrhaftig nicht ermunternd. Soll dies wirklich das Ende aller unserer lichten Hoffnungen sein? Einmal muss sich doch das Eis zerteilen, es ist ja nur eine so unbedeutende Strecke, die uns von der Winterstation trennt.

Aus irgend einem Grunde hatte sich weiter südlich ein leerer Raum in der Eismasse gebildet. Als dann ein starker nördlicher Sturm einsetzte, war die natürliche Folge, dass sich das Eis nach Süden zu in Bewegung setzte. Dies fing schon am Neujahrstage ganz allmählich an, aber erst am Mittag des 2. Januar erreichte das Eistreiben seinen Höhepunkt. Eine abenteuerlichere Fahrt kann man sich nicht vorstellen. Steuerlos wurde die „Antarctic" von dem Eis nach Süden geführt, bald mit dem Bug, bald mit dem Hinterteil, bald mit der Breitseite voran. Es war unmöglich, etwas dabei zu machen, das Eis lag zu dicht, um navigieren zu können. Es gibt wohl kaum etwas, was dem Menschen ein lebhafteres Gefühl seiner Ohnmacht ins Bewusstsein ruft, als dazustehen und dem Spiel der Naturkräfte zuzuschauen, sich der Gefahr vollbewusst, der man ausgesetzt ist, aber ohne die geringste Möglichkeit, etwas zu der eigenen Rettung beitragen zu können. Schnell ging es vorwärts, zwischen Hunderten von lauernden Gefahren hindurch, eine Rückkehr gab es hier nicht, hinein mussten wir, hinein zwischen die Inseln und Werder, die Eisberge und die unterseeischen Felsriffe. Drei Knoten Fahrt machten wir, — eine Danger-Insel nach der andern glitt an uns vorüber, bald sahen wir sie alle in Nordosten liegen.

Dass die „Antarctic" damals heil davonkam, war uns allen ein Wunder. Sie kreuzte geschickt zwischen den Eisbergen, auf so gefahrvollen Wegen, dass wir selbst bei eisfreiem Wasser nie gewagt haben würden, dahinein zu steuern. Wir konnten natürlich keinen Augenblick vor einer Kollision mit einem Eisberge sicher sein, und mehr als einmal waren wir nahe daran, eine nähere Bekanntschaft mit einem solchen zu machen. Ein solches Ereignis braucht das Schiff nicht gleich in den Grund zu bohren, aber man kann darauf gefasst sein, dass die Takelage ernstlich Schaden leidet, oder dass die Boote zertrümmert werden. Deswegen trafen wir, sobald es sich machen liess, die wenigen An-

ordnungen, die uns für den Fall einer solchen Eventualität zu Gebote standen. Der Klüverbaum wurde auf Deck geholt, wir zogen die Boote ein, die bei einem Fangschiffe in den Davits hängen, und stellten sie auf den Galgen; die Davits wurden längsschiffs gedreht.

Am Abend des 2. liess das Treiben so bedeutend nach, dass wir fast fürchteten, die Strömung könne uns nach dem Lande zurückführen. Auf Larsens Rat schliefen wir in unsern Kleidern, bereit, auf das erste Signal aus der Koje zu springen.

4. Januar. Wie viele Erinnerungen knüpfen sich nicht an diesen Tag, den letzten Lichtblick!

Als das starke Treiben des Eises nachliess, befanden wir uns ungefähr zwanzig Minuten südlich von der südlichsten Danger-Insel. Plötzlich, in der Frühe des Morgens, traten die Eisschollen mehr auseinander, so dass wir den Propeller bewegen konnten. Immer offener wurde das Wasser vor uns, und schliesslich befanden wir uns auf einem völlig eisfreien Gebiet. Sanguinisch wie immer, glaubte Larsen, dass wir jetzt direkt nach der Winterstation steuern könnten, aber es währte nicht lange, bis er entdeckte, dass wir uns nur auf einer grossen offenen Stelle befanden und dass das Eis weiter südlich so dicht war wie nur je zuvor. In einiger Entfernung passierten wir die Paulet-Insel, deren Küsten ganz mit Eis blockiert waren. Viel Schnee schien dort zu liegen, und sie bot einen viel winterlicheren Anblick als bei unserm Besuch im Januar vorigen Jahres. Düster sieht sie immer aus, und niemand würde geglaubt haben, dass man gerade dahin einst sehnsuchtsvolle Blicke werfen würde. Da das Schiff seit langer Zeit nicht in offenem Wasser gefahren war, beschlossen wir, die Gelegenheit zu benutzen und einen Schleppnetzzug mit dazu gehöriger Lotung und Temperaturbestimmung zu machen. Das Ergebnis war wie gewöhnlich, die schönsten Tierformen mussten in unsere Spiritusgläser hineinkriechen, aus denen nichts Lebendes wieder zurückkehrt. Die vielen eigentümlichen Tiere kratzten unsere Laune ein wenig auf, und das war sehr nötig, denn schon um 5 Uhr nachmittags wurde nach allen Richtungen hin, so weit das Auge reichte, festes Eis gemeldet. Uns blieb nichts weiter übrig, als das Schiff mit starken Trossen an einer Eisscholle zu vertäuen und wieder einmal ruhig abzuwarten. Die nun folgenden Tage waren keineswegs erfreulich.

Das Tagebuch berichtet:

Den 5. Januar. Beständiger Nebel, so dass wir nur in einer Entfernung von wenigen Metern sehen können. Am Nachmittag fiel nasser Schnee, und das Schiff wurde in eine weiche, weisse Decke gehüllt.

Den 6. Januar. Der Tag der heiligen drei Könige. Es hat während der Nacht ununterbrochen geschneit. Das Wetter ist milde, der Schnee lose und nass, er schmilzt und rinnt in Strömen. In der Offiziersmesse leckt es an verschiedenen Stellen durch das Skylight und die Decke, so dass es dort beständig tröpfelt. Am Vormittag hatten wir wieder einen reichlichen Schneefall. Die „Antarctic" mit Schnee bedeckt, — ein ungewöhnlich hübsches Hochsommerbild!

Am 8. Januar hatte sich das Eis wieder ein wenig gelockert, wenn auch nur unbedeutend, so dass wir am Vormittage ein paar Stunden vorwärts dampfen konnten. Wir hatten mit den letzten Eisforcierungen, die nach WSW. und SW. gerichtet waren, nicht viel gewonnen, wir hatten uns nur fester in die Bucht hineingebohrt. Die Gefahr war jetzt bedeutend erhöht, das Eis lag dicht, und kam jetzt ein Südwind, so sah es keineswegs angenehm für uns aus, denn wenn eine solche Eisfläche gegen das Ufer getrieben wird, bleibt ihr natürlich keine Wahl, sie muss sich zusammenschrauben, eine Eisscholle türmt sich auf die andere, und wehe dem, der dazwischen sitzt!

Aber warum sollten wir denn gerade östlichen oder südlichen oder irgend einen andern gefährlichen Wind haben? War es nicht gerade jetzt die Zeit der befreienden, erlösenden Westwinde? Und so hatten wir denn die Hoffnung noch lange nicht aufgegeben, die Mitglieder der Winterstation an Bord nehmen zu können.

Mag sein, dass der Glaube gewöhnliche Berge versetzen kann, aber auf Eisberge versteht er sich nicht. Der 9. Januar brach mit Südwind an, der immer stärker wurde, und es schneite ganz gehörig. Hin und wieder vernahmen wir ein Krachen der Schiffsseiten und sahen auf, um uns zu überzeugen, was der Grund sein könne. Das Eis hatte angefangen zu schrauben, und die „Antarctic" sass fest wie in einem Schraubstock. Doch dachten wir vorläufig noch an keine unmittelbare Gefahr. „Sie kann viel aushalten!" sagte einer von unsern Kameraden. „So eine

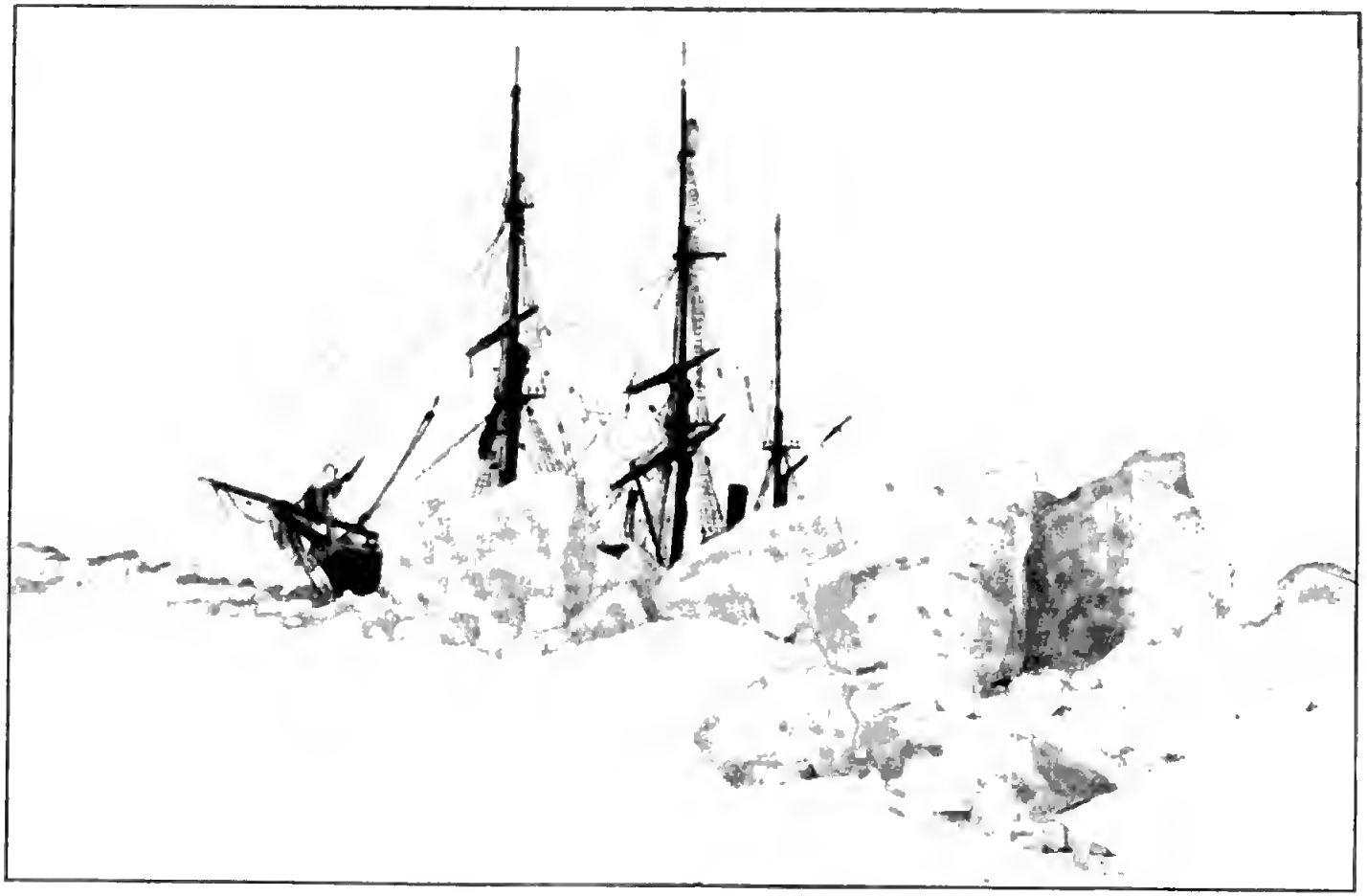
kleine Quetschung macht ihr nichts!" meinte ein anderer. Doch waren wir um das Steuer und den Propeller besorgt.

Am 10. Januar erwachte ich bei starkem südlichem Schneesturm. Der Wind pfiff unheimlich in der Takelage und peitschte Unmengen von Schnee durch die Luft. Wir konnten nicht fünf Meter weit sehen, so dicht war das Schneegestöber. Mit jeder Minute wurde das Schiff weisser, die Masten, der Schornstein und die Wanten waren mit einer Eiskruste überzogen.

Am Vormittage hatten wir nicht viel von den Eisschraubungen gemerkt, weswegen wir hofften, dass alles gut abgehen würde, aber gerade als wir nach Tische bei unserer kleinen Partie Karten sassen, fing das Schiff plötzlich an zu zittern wie Espenlaub, ein gewaltiger Krach jagte uns auf Deck hinauf. Jetzt hatte die Pressung eine kolossale Stärke angenommen, das Schiff stieg immer höher, während das Eis an seinen Seiten zu Mehl zermahlen wurde. Das Steuer machte uns grosse Sorgen, obwohl wir keine Verletzung daran entdecken konnten. Das Hinterteil stand vier Fuss über seiner normalen Lage, was uns jedoch keine besondere Furcht einflösste. Wenn sich das Schiff nur allmählich so hoch aus dem Wasser herausheben wollte, dass die Eisschraubung es nicht mehr erreichen konnte, so war es ja geborgen. Es stieg in der Tat mehr und mehr, und mit ihm stiegen unsere Hoffnungen.

Wie gewöhnlich schrieb ich am Abend mein Tagebuch und schloss mit den Worten: Der Sturm lässt nach. Möchte doch endlich eine etwas angenehmere Zeit für uns kommen! —

Ein Krach, als müsse das ganze Schiff in Trümmer zerstieben. Es kracht und knackt an allen Ecken und Kanten, und dann legt sich das Schiff nach Steuerbord hinüber. . . . Mit einem Sprung bin ich aus der Koje heraus, ziehe ein Paar Pantoffel auf die Füsse, nehme die Treppe in zwei Sätzen und eile auf Deck hinauf. Dort ist niemand zu sehen; ich eile nach dem Achterdeck, wo ich einen der Matrosen treffe. „Ist etwas passiert?" frage ich ihn. „Ja, ich weiss es noch nicht, aber —" Jetzt kommt der zweite Steuermann gelaufen: „Das Schiff ist zerquetscht, und das Wasser dringt wie ein Giessbach in den Maschinenraum ein!" Nun höre ich den ersten Steuermann rufen: „Alle Mann wecken!" Ich habe keine Zeit, länger hier zu stehen, sondern eile hinab, um mich anzukleiden. -- Da ist ein Bleistift,



Die »Antarctic« zwischen Schraubeistälern

der kann immer von Nutzen sein, — ein paar Schnupftücher, können auch nicht schaden, — ein Paar Fausthandschuhe, ja, die lasse ich nicht liegen. Schnell sehe ich alle meine Schreibtischschubladen durch, diese und jene Kleinigkeit lässt sich ja noch in die Tasche stecken. Fünf Minuten später bin ich fertig und eile wieder auf Deck hinauf, um an der Arbeit Teil zu nehmen.

Da laufen die Matrosen durcheinander, jedoch in grösster Ordnung, keine Spur von Angst oder Zaudern, alle arbeiten systematisch unter Hochdruck, um wichtige Sachen, wie Proviant, Kleider und dergleichen zusammenzutragen, während andere die Pumpen in Gang setzen und das Hinterschiff untersuchen, um zu sehen, ob man das Leck etwa dicht machen kann.

K. A. Andersson und ich schütten währenddes eine Menge Salz achtern am Schiffe herunter, damit man zu dem Leck gelangen kann. Mechanisch heben wir einen Eimer mit Salz nach dem andern in die Höhe, während der Inhalt sich uns über Hals und Schultern ergiesst. Werden wir das Schiff wirklich seinem Schicksal überlassen müssen? Von Zeit zu Zeit rufen wir durch die Luke hinauf und fragen, wie es steht. „Die Pumpen halten das Schiff einstweilen!" lautet die Antwort von oben.

Während der ersten Stunden halten wir uns bereit, das Schiff zu verlassen, und ein Steg aus Planken wird auf eine Eisscholle hinaus gelegt, die stark und tragfähig aussieht. Indes scheint es, als könnten die Pumpen dem Steigen des Wassers vorbeugen, und allmählich tritt eine grössere Ruhe ein. Der Koch und der Steward sind mit der Bereitung des Essens beschäftigt, als sei nichts vorgefallen, und zur gewohnten Zeit versammeln wir uns um den Frühstückstisch unten in der Messe, wo die Ereignisse der Nacht besprochen werden. In Bezug auf die Grösse des Schadens wussten wir nur, dass das Steuer gebrochen und dass mehrere Rohre in der Maschine gesprungen waren. Das Leck schien sich am Achtersteven zu befinden.

Die Umarmung des Eises musste eisenhart gewesen sein. In der Messe hatte sich der Teppich gekrümmt, und die Decke im Maschinenraum war ein ganzes Stück von den Balken verschoben. In lebhaften Farben schilderte jeder seine Eindrücke von der Katastrophe.

Allmählich bildeten sich zwei Parteien an Bord, eine optimistische, deren Anführer Kapitän Larsen war, und eine pessi-

mistische, die durch den zweiten Steuermann und den ersten Maschinisten vertreten wurde.

Larsen glaubte noch an einen glücklichen Ausgang der Sache, während der zweite Steuermann, Haslum, behauptete, das Achterschiff sei gänzlich zertrümmert, man würde damit nie mehr vom Fleck kommen. Der erste Steuermann meinte, man müsse Gewissheit haben, wie der Schaden beschaffen sei, ehe man sich über die Zukunft äussere. Vorläufig könnten wir noch nichts sehen, denn das Eis umschliesse das Schiff ganz fest von allen Seiten.

XXI.

Dem Untergang entgegen.

Am Abend vor dem Unglück hatte der Sturm, wie bereits erwähnt, nachgelassen, wenn auch noch mehrere Stunden lang eine frische Brise wehte. Das Eis war aber doch schon in Bewegung geraten, und es war an keinen Stillstand zu denken, ehe nicht jede kleinste Lücke in der Oberfläche ausgefüllt war. Am Achterende der „Antarctic" blieb lange ein kleiner Spalt offen, der sich dann bei dem Todesstoss schloss. Ein paar Tage lang hatte das Eis geschroben, im selben Augenblick aber, als die „Antarctic" zertrümmert wurde, trat plötzlich tiefe Stille ein, man spürte keine Bewegung mehr. Wäre ich Fatalist, so würde ich unbedingt glauben, das Eis habe die bestimmte Aufgabe gehabt, unser Schiff zu vernichten; sobald das Werk vollbracht war, habe es sich beruhigt. Es war aber wirklich ganz eigentümlich.

Die erste Nacht verlief ruhig, die Lage des Schiffes war unverändert und das Eis lag ganz still. Am Morgen fing man an, das Eis und den Schnee um das Steuer herum abzugraben, um zu sehen, wie es dort aussah. Nach grosser Arbeit kamen wir an

die Wasserfläche hinab. Es war gerade kein erbaulicher Anblick, der uns hier entgegentrat: an der Steuerbordseite standen ein paar Nähte zwischen den Planken klaffend offen, und das Steuer war mitten durchgebrochen. Dass der Propeller noch da war, sahen wir, in welchem Zustand er sich aber befand, wusste niemand zu sagen. Die Nähte unter wie über dem Wasser wurden, so gut es anging, mit Dichtbaumwolle verstopft, aber das half nur wenig, das Hauptleck war offenbar an einer andern Stelle.

Wir erhielten jetzt auch einen Überblick über die Katastrophe. Die „Antarctic" lag mit dem Achtern auf dem tief unter Wasser vorgeschobenen scharfen Sockel einer Eisscholle, wohin sie durch den Druck einer andern Eisscholle geschoben worden war.

Es befanden sich mehrere Pumpen im Schiff, von denen zwei auf Deck standen; die eine war jedoch unbrauchbar, da sie infolge der Eispressung arg beschädigt war. Diese Pumpen wurden durch die Dampfwinde getrieben. Unten im Maschinenraum stand eine dritte Pumpe, die jeden Tag in Tätigkeit war, um die „Antarctic" wasserfrei zu halten, die, wie die meisten alten Holzschiffe, immer ein wenig leckte.

Während der nun folgenden Tage veränderte sich die Lage des Schiffes nicht; das Wetter war noch immer gut und fast windstill. Aber die Tage waren lang und unruhig. Man hatte im Anfang kaum Ruhe, unten in der Kajüte still zu sitzen; die Gedanken drehten sich unaufhörlich um die Situation. War dies wirklich das Ende? Sollten unsere kostbaren Sammlungen niemals das Vaterland erreichen? Sollten wir selber vielleicht alle mit dem Schiffe hier in den kühlen Wogen begraben werden? Würde nie ein Mensch erfahren, wie die „Antarctic" im Eise verschwand? In welchen Mutmassungen würde man sich in der Heimat ergehen, wenn jegliche Nachricht von uns ausblieb? Ach, es war hart, sehr hart, nach so viel Arbeit, nach so vielen mit Erfolg gekrönten Anstrengungen nie das Vaterland wieder erreichen zu sollen, hier unten zu verschwinden — —. Aber noch war ja das Unglück nicht geschehen! Noch war unsere alte, geliebte Schute uns erhalten. Verwundet war sie in dem Kampf mit der Übermacht, schwer verwundet vielleicht, aber liess die Wunde sich nicht verbinden, konnten wir das entfliehende Leben nicht zurückhalten? Die Hoffnung endet nimmer. Wir glaubten noch an bessere Zeiten, bald musste ja der Westwind kommen,

das Eis würde sich verteilen, wir würden die Winterstation erreichen, ja, vielleicht konnten wir uns sogar noch nach den Falklandsinseln hinüberwagen! Wer konnte es wissen? Wenn sich das Leck nicht verschlimmerte, lag keine Gefahr vor, die Pumpen konnten das Wasser, das eindrang, wieder entfernen.

Wenn man nur aufhören könnte zu denken! Wozu unser Gehirn noch anstrengen? Wussten wir doch, dass unser Urteil schon gefällt war, — nur der Urteilsspruch war uns noch nicht bekannt gegeben. Aber wir konnten die Gedanken nicht verscheuchen.

Das Rasseln der Pumpen, derselbe unaufhörlich schnarrende Misston, Stunde für Stunde, Tag für Tag, erinnerte uns beständig an unsere Lage, trieb uns von Zeit zu Zeit auf Deck hinauf, um die letzten Nachrichten einzuholen, um einen Blick in den Raum zu werfen und zu sehen, wie hoch das Wasser stand. Nie werde ich diesen Laut vergessen, jedes rasselnde Geräusch wird mich stets an die längsten Tage meines Lebens erinnern. Vielleicht werden einstmals noch längere kommen, jetzt erscheint mir das ganz unmöglich. Ich gewöhnte mich schliesslich so an diese Musik, dass ich mitten in der Nacht erwachte, sobald sie verstummte.

Das Eis zeigte in den letzten Tagen keine Veränderung. Von Zeit zu Zeit kletterte jemand in die Tonne hinauf und hielt Ausguck, aber es sah immer gleich trostlos aus.

Am Morgen des 16. Januar erwachte ich in aller Frühe davon, dass sich das Schiff bewegte. Eine Veränderung musste eingetreten sein. Ich zog mich schnell an und eilte auf Deck hinauf. Es hatte sich plötzlich in dem Eise vor dem Bug eine Spalte gebildet, und die „Antarctic" schwamm wieder teilweise auf dem Kiel. Das Eis war von den Seiten des Schiffes zurückgewichen, es waren ebene Wände mit einem deutlichen Abdruck des Schiffes bis zu einer Höhe von zwei Metern. Wir lagen jetzt förmlich in einem kleinen Eisdock, — ein Trockendock war es leider nicht - -, aber seit das Schiff auf rechtem Kiel lag, leckte es glücklicherweise weniger.

Die folgenden Tage brachten keinerlei Veränderung — der Westwind blieb noch immer aus, bald hatten wir Windstille, bald wehte eine schwache Brise aus Nordost. Es war unsagbar trübselig, und wir ergriffen mit Begier jede Gelegenheit, uns zu beschäftigen.

Eines Nachmittags belustigten wir uns sogar mit Schneeballwerfen auf Deck, und die Wurfgeschosse umsausten die Masten. Mit Schneebällen wohl versehen, kletterte der Steuermann unbemerkt in den Mastkorb, von wo aus er die Situation eine Weile beherrschte. Aber die Munition nahm bald ein Ende, er wurde hart angegriffen, glitt schliesslich behende wie ein Affe an einer der Pardunen entlang und verschwand.

In der Nacht zum 21. Januar wurde unsere Hoffnung neu belebt, — aus Nordwesten blies ein frischer Wind. Die ganzen Eismassen lösten sich vom Lande, gerieten in südöstlicher Richtung ins Treiben und die „Antarctic" trieb natürlich mit. Wir hatten keinen brennenderen Wunsch gehabt. Ich stand auf Deck und beobachtete aufmerksam mit dem Fernrohr, wie sich das Eis vom Lande wegbewegte, ein Anblick, über den wir uns von Herzen freuten. Es war Festtag an Bord, Sr. M. König Oscars Geburtstag, und wir waren beinahe in festlicher Stimmung. Die schwedische Flagge wurde unter der Gaffel gehisst, die norwegische auf dem Besanmast, und um 8 Uhr wurde Salut geschossen, 21 Schüsse aus zwei Kanonen. Am Mittag versammelten sich alle Mann bei einem Glase Punsch an Deck und es wurde ein Hoch auf den König und auf den Kronprinzen ausgebracht. Die Stimmung war eitel Sonnenschein, das Wetter war herrlich, es wehte ein frischer Nordwestwind, und das Leck war besser denn je, denn jetzt konnte die Maschinenpumpe allein das Schiff flott halten. Wir gingen umher und stiessen miteinander an: „Prosit, Ihr Jungen, wir werden den alten Kasten am Ende noch mit nach Stockholm zurückbringen!"

Am 22. Januar hielten der frische Wind und das Treiben an. Das Eis fing an, sich ein wenig zu verteilen und trennte sich an der Backbordseite los, so dass wir jetzt ganz deutlich den Sockel der Eisscholle an der Steuerbordseite sehen konnten, auf der das Hinterteil des Schiffes ruhte. An Backbordseite bildete sich in der folgenden Nacht eine offene Stelle, und nachdem der Eisschlamm weggeschafft war, erhielten wir einen deutlichen Begriff von der Situation. Ich lag unten in meiner Koje und erwachte infolge einer Unterhaltung, die der Kapitän und der Steuermann draussen in der Messe miteinander führten. Es klang gerade nicht sehr erbaulich, was ich da hörte, und ich bat mir deswegen genaueren Bescheid aus. „Ja, höre nur, welche herrlichen Entdeckungen der Steuermann schon in aller Morgenfrühe ge-

macht hat," antwortete Larsen, „der Kiel ist beschädigt, das Steuer und der Achtersteven sind zersplittert, sogar einige Planken auf der Backbordseite, der Propeller ist zwar heil, aber die Achse ist aus dem hinteren Lager gedrängt und verbogen!" Das waren unheimliche Nachrichten. Am Vormittag waren K. A. Andersson und ich unten im Maschinenraum und halfen mit einem Hebel und einer Talje den Propeller herumdrehen, um ihn in die neue Lage einzufeilen. Der wird schon gehen, berichtet das Tagebuch, dahingegen ist es unsicher, ob das Achterschiff genügend zusammenhält, um die Schute lenz zu halten. Wir legten einen Reif um den hinteren Teil des Schiffes, um den zerfetzten Kiel zusammenzuhalten, und eine Kette um den Steven, die ein weiteres Undichtwerden verhindern sollte.

Noch immer stand das Schiff auf dem Eissockel, und es sah gar nicht so aus, als ob es die Absicht hätte, sich vom Fleck zu rühren. Wir fingen an, darüber nachzudenken, wie wir „unsern Sockel" am besten behandeln könnten. Zuerst versuchten wir, einzelne Teile der Eisscholle wegzuschlagen, und ein paar Tage hindurch waren alle Mann damit beschäftigt; dadurch musste sich der Schwerpunkt der Eisscholle verrücken und das Schiff flott werden. Dann machte man Versuche mit Sprengen. Mit Pulver gefüllte Flaschen, die in eine Öffnung im Eise gesteckt wurden, bohrten eine Linie quer über die Eisscholle; es knallte laut, das Schiff erbebte ein wenig, Eis und Schnee wurden aufgewirbelt, und — das war das ganze Resultat. Am 29. Januar berichtet indes das Tagebuch: Wir sassen gerade unten in der Messe bei unserer gewohnten Nachmittagspartie, als uns Rufe und Lärm schleunigst auf Deck lockten. Unsere Eisscholle war geborsten, nur noch ein kleines Stück mit daranhängendem Fuss sass noch immer wie festgeleimt unter dem hinteren Ende des Schiffes fest. Durch die Bewegung verschlimmerte sich das Leck wieder, es war jetzt fast ebenso gross wie im Anfang, so dass ausser der Maschinenpumpe auch die beiden Deckpumpen unablässig arbeiten mussten.

Am Sonntag, den 1. Februar, arbeiteten wir wie Galeerensklaven, aber trotzdem blieb das Schiff mit starker Schlagseite nach Backbord liegen, und dies wäre beinahe unser Untergang geworden.

Schon am vorhergehenden Tage hatte eine starke Eisscholle mit einem bösen, vorspringenden, unterseeischen Eissockel diesen

unter den Bug der „Antarctic" geschoben. Gegen Abend fing das Eis an, unruhig zu werden und ein wenig zu schrauben. Wir hatten gerade unser Abendbrot verzehrt, die Uhr war ungefähr 9. Ich klappte mein Tagebuch zu, in das ich eben die ziemlich uninteressanten Ereignisse eingetragen hatte, und glaubte mit diesem Tage fertig zu sein. Diesmal aber sollte e i n e Seite im Tagebuch nicht ausreichen. Ich war gerade im Begriff, auf Deck zu gehen, als ich fühlte, wie sich das Schiff schnell auf die Backbordseite neigte. Ich eilte die Treppe hinauf, um zu sehen, was geschehen war. In der Tür begegnete ich dem Kapitän, der mir zurief: „Komm und hilf uns die Boote und den Proviant auf das Eis schaffen, denn das Schiff ist auf dem besten Wege, sich herumzudrehen!" Die „Antarctic" ruhte mit dem Vorder- und dem Hinterteil auf Eis, und jetzt, wo die Schraubung von der Seite kam, kippte sie über. Es waren noch sechs Zoll bis zum Speigatt, bei der leisesten neuen Bewegung würde sie die Takelage in das Eis schlagen und sich nie wieder aufrichten. Hier war keine Zeit zu verlieren. Wir liessen die Boote herunter, und bald standen sie auf einer Scholle an Steuerbord. In dem tiefen und losen Schnee war die Arbeit sehr schwer. Ich stand da und zog an dem einen Ende, es war nebelig, ein kalter Wind wehte, und es schneite stark. Endlich war also der Schluss, die Entscheidung gekommen, endlich eine Veränderung — sie war willkommen, wie sie auch ausfiel, trug sie doch gewissermassen eine Befreiung in sich.

Gegen 1 Uhr war alles klar, so dass wir, falls es nötig sein sollte, das Schiff jeden Augenblick verlassen konnten. Natürlich war es bei dieser Hast nicht möglich, auch nur die Hälfte von dem mitzunehmen, was wir hatten mitnehmen wollen. Eine Partie Kleider, die Schlafsäcke, die fertig waren, einige Fass Brot, eine Partie Petroleum, sowie einige Kisten gedörrtes Gemüse, das war alles.

Es war kalt und windig, wir gingen in die Messe hinab und setzten uns hin, um zu plaudern. Scherzen und Lachen wie gewöhnlich — kann man das begreifen? Aber es war so.

Die Lage war unverändert und wir dachten daran, uns zur Ruhe zu begeben. Seit der Katastrophe schlief der Kapitän immer in voller Bekleidung oben im Kartenhaus. Andersson und ich waren allein unten. Wir schliefen nicht gleichzeitig, sondern teilten die Nacht in Wachen ein. Um 4 Uhr warf ich mich

auf die Koje, in Kleidern und mit Stiefeln, die Mütze neben mir. Wie ein Stock schlief ich ein paar Stunden.

Am nächsten Morgen hatte das Schiff sich ganz brav aufgerichtet, dann aber lag es den ganzen Tag da und schlingerte.

Während die andern damit beschäftigt waren, die „Antarctic" zu reparieren, Teile des Eissockels wegzuschlagen und dergleichen, fing ich an, mich auf das schlimmste vorzubereiten. Meine photographischen Platten waren gross und schwer, 18 zu 24 cm, ich konnte nicht daran denken, sie mit an Land zu nehmen. Es war nicht viel Kopierpapier an Bord vorhanden, aber was da war, benutzte ich, um wenigstens die wichtigsten Bilder zu retten.

Der 3. Februar war ein denkwürdiger Tag. Am Vormittag war alles unverändert, das Eis war so dicht wie immer, obwohl die ganze Masse etwas umhertrieb. Wir befanden uns jetzt ungefähr in der Mitte zwischen der Paulet- und der Cockburn-Insel. Gegen Abend stiess die fatale Eisscholle vorn hart auf und warf die „Antarctic" hintenüber. Das konnte unsere alte Eisscholle nicht vertragen, der Sockel zerbarst, die Eisscholle kehrte die Seite nach oben, und wir waren wieder flott. Aber der Stoss war zu heftig gewesen, das Leck wurde schlimmer und schlimmer, die Deckpumpen rasselten in Eiltempo, die Maschinenpumpe arbeitete wie gewöhnlich mit voller Kraft, und wir mussten mit einer Handpumpe nachhelfen. Eine Wirkung hatte die Sache wenigstens. Die Pumpe gewährte uns einige Zerstreuung, wir arbeiteten ununterbrochen, und auf diese Weise gelang es uns, den Wasserstand zu halten. Am nächsten Tage wurden abermals Versuche gemacht, die beschädigten Stellen zu dichten, und das Leck wurde etwas kleiner. Mit einem Baum gelang es uns, die vordere Scholle loszustossen, und nun waren wir frei und ledig. Wenn sich jetzt nur das Eis zerteilte, konnten wir uns auf die Paulet-Insel begeben. In der Befürchtung, dass die Maschine das Achterschiff zu sehr erschüttern würde, legten wir neue Reifen und Ketten herum, um den Kiel und den Hintersteven zusammenzuhalten.

Bisher zerteilte sich freilich das Eis noch nicht, aber es wurde recht unruhig. Die Schraubungen gehörten nicht zu den Seltenheiten, und man musste unausgesetzt auf das Hinterteil acht geben; zuweilen gelang es uns erst in der letzten Minute, die Befestigungen zu lösen, — ja, einmal gelang uns das nicht, ehe das Eis einen Reifen durchgefeilt hatte, als sei es ein Zwirns-

faden. Uns zunächst lag die Cockburn-Insel; am 6. schätzten wir die Entfernung auf nur 14 Minuten. Mehr als einer war überzeugt, dass man von der Winterstation Ausguck nach dem Schiff gehalten hatte und es jetzt sehen musste.

Die Boote und der Proviant hatten bis dahin ruhig auf ihrer Eisscholle gelegen, als aber das Eis anfing, unruhig zu werden, schleppten wir alles wieder an Bord, um uns nicht der Möglichkeit auszusetzen, es eines schönen Tages auf eigene Faust an uns vorübersegeln zu sehen.

Ich fing an, mein Herbarium durchzusehen. Vorsichtigerweise hatten wir die bisher gemachten Sammlungen im September 1902 in Port Stanley an Land gebracht, aber mein teuerstes Eigentum, das Herbarium von den Ufern und Inseln des Orléans-Kanals, befand sich natürlich an Bord, und einen Teil dieser gepressten Pflanzen konnte ich möglicherweise mitnehmen, obwohl es seine Schwierigkeiten haben würde, sie trocken zu halten, was ja notwendig ist. Es war eine wahre Qual, hier ein Moos, dort eine Alge auszuwählen und dann den Rest beiseite zu legen, — es geschah mit einem Seufzer, und zwar mit einem tiefen. Welche Opfer hätte ich nicht gebracht, um meine Sammlungen behalten zu können! K. A. Andersson und ich sprachen uns wieder und wieder über dies Thema aus. Noch hatten wir die Hoffnung nicht aufgegeben, das ganze Schiff auf Grund zu bringen, und dann waren ja die Sammlungen gerettet. Aber wenn — wir vermochten den Gedanken kaum zu Ende zu denken. Ich hoffte noch immer, dass mein „Notherbarium" nicht der kostbare Schatz werden möge, der es später doch wurde.

Den 7. Februar. Bisher hatten wir während dieser Zeit keinen eigentlichen Sturm ausgestanden, aber am Abend fing der Wind an, sich aufzunehmen, bis er zu einem förmlichen Sturm wurde. Die Eisschollen donnerten gegen die Schiffswände. Gegen 3 Uhr kleidete ich mich an und ging hinauf. Wir lagen in einer kleinen offenen Stelle, mit einer Eisscholle auf jeder Seite, an die wir mit drei starken Trossen befestigt waren. Die Eisscholle an der Steuerbordseite hatte einen abscheulichen Sockel, den sie unaufhörlich auf drohende Weise dem empfindlichen Hinterteil des Schiffes näherte. Wir mussten bald hier, bald dort eine Eisscholle fernhalten, eine Trosse anziehen und die andern lösen, Schreie und Rufe ertönten von allen Seiten, während die Orkanböen mit rasender Gewalt über das Eis dahinfegten. Der Sturm

aus Süd-Südwest liess erst gegen Abend nach; das Eis war ins Treiben geraten und die Cockburn-Insel wieder in weite Ferne gerückt.

In der Nacht zum 10. fing das Eis wieder an, sich zu zerteilen, und bald sah man von der Tonne aus im Osten wie im Norden eisfreie Stellen. Im Maschinenraum waren Anordnungen getroffen, um das Kondensierungswasser von dem zu nehmen, was hereinleckte, wodurch wir gewissermassen noch eine Pumpe mehr bekamen. Am Vormittag sollte eine Probe mit dieser Einrichtung abgehalten werden. Aber bei jedem Schlag des Propellers erzitterte der ganze Schiffsrumpf gewaltig, und als die Maschine nach einer halben Stunde stillstand, strömte das Wasser mit einer solchen Gewalt herein, dass alle Hoffnungen vernichtet schienen. Durch angestrengte Arbeit mit allen fünf Pumpen gelang es dann, das Niveau ein wenig zu senken.

Die Erschütterung war dadurch hervorgerufen, dass die Propellerachse gegen das hintere Achsenlager stiess, aus dem sie bei der Katastrophe herausgedrängt war. Mit grosser Mühe schlugen wir das Achsenlager weg, und ein grober Draht, der rund um den Achtersteven und über den Bug gelegt war, wurde angezogen, um die Reste in der richtigen Lage zu halten.

Wir hatten nun Gelegenheit gehabt, das Achterschiff auch von der Steuerbordseite zu untersuchen, und das Unglück lag jetzt in seiner ganzen Ausdehnung klar vor uns. Die Optimisten hatten verloren!

Das ganze hintere Drittel des Kiels war verschwunden und hatte ein paar Planken mit weggerissen. Es war ein Loch entstanden, das keine Menschenmacht hier draussen zu verstopfen vermochte. Der sanguinischste Wunsch beschränkte sich jetzt auf den Stossseufzer: „Könnten wir das Schiff doch nur an Land bringen!"

Es dürfte hier am Ort sein, mit einigen Worten zu erklären, wie der Schaden entstanden war. Man hat von gewisser Seite der Expedition den Vorwurf gemacht, dass sie sich einem alten, vermoderten Schiff anvertraut habe. Wohl muss ich zugeben, dass, wenn wir ein neu erbautes Fahrzeug von derselben Konstruktion wie die „Antarctic" gehabt hätten, dieses vielleicht etwas widerstandsfähiger gewesen wäre, aber es war doch nichts gegen ihren damaligen Zustand einzuwenden, trotz ihres hohen Alters, das sich auf 30 Jahre bezifferte. Dass das Holz noch frisch

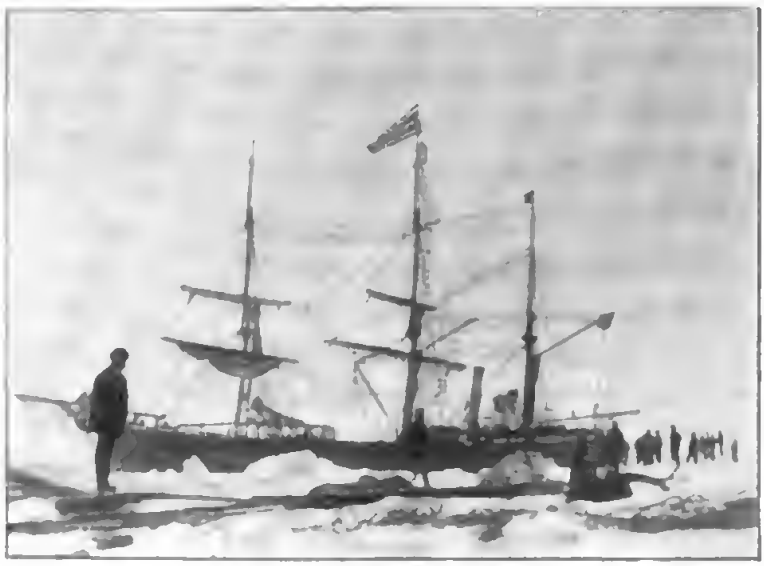
war, konnten wir deutlich sehen. Übrigens ist wohl anzunehmen, dass jedes Fahrzeug von dem gewöhnlichen Eismeertypus in der Lage der „Antarctic" mehr oder weniger schwer beschädigt worden wäre. Wenn das Eis an der Backbordseite das Schiff gegen den scharfen, vorstehenden Eissockel an der Steuerbordseite presste, hob es sich, so lange die Seite schräg verlief, an diesem in die Höhe. Dann aber war der Kiel im Wege, und die Folge davon war, dass er ganz einfach entfernt wurde. Um eine solche Umarmung aushalten zu können, hätte es einer „Fram" bedurft. Kurz, hätte die „Antarctic" keinen Kiel gehabt, würde sie wahrscheinlich noch jetzt auf den Wellen tanzen.

Am Abend wurde das Eis unruhiger denn je. Ich sass da und erfreute mich an dem Anblick einer heissen Tasse Tee und einiger vorzüglicher Butterbrote, während der Lärm auf Deck mehr und mehr zunahm. Ich lief von meiner Mahlzeit weg, um nachzusehen, ob sich etwas Besonderes ereignet hätte. Die Eisscholle tanzte hin und her, Eisberge und „Kosar" *) mit Sockeln, deren blaugrüner Schimmer im Wasser schon von weitem nichts Gutes verhiess, drohten jeden Augenblick mit dem Schiff zu kollidieren. Bald setzte man das Boot aus, um eine Trosse an einem „Kos" festzumachen, bald musste es schleunigst wieder an Bord gezogen werden, damit es nicht vom Eis eingeschlossen wurde. Nach NW. und W. zu sahen wir immer mehr offenes Wasser, es war klar, die Entscheidung stand vor der Tür. Es war jetzt 2 Uhr nachts. Wir waren in eine grössere offene Wasserfläche hineingetrieben und fuhren nun los. Der Augenblick, als das Segel gesetzt wurde, erschien mir diesmal ungewöhnlich feierlich. Die „Antarctic" schwebte wieder frei dahin! Es sah aus, als beseele sie ein neues Leben, als fühle sie, was auf dem Spiel stand, als wolle sie alle Kräfte aufbieten, um das errettende Land zu erreichen. Nie, meinten wir, habe sie die Wellen so schnell durchschnitten. Wir gerieten in eine Gruppe von Eisbergen hinein, die auf dem Meeresboden standen. Hier herrschte eine wirbelnde Strömung, alle Anstrengungen waren vergeblich, sie wollte dem Steuer nicht gehorchen. „Maschine klar!" — Es war ein verhängnisvoller Augenblick, als der Propeller wieder zu schnurren anfing. Ich ging auf die Brücke. Dort stand Larsen, die Spannung war ihm aufs Gesicht geschrieben, — weisst du was es für einen

*) „Kosar" stammt aus dem Norwegischen und bedeutet hohe Eisschraubungen.

Schiffer bedeutet, sein Schiff zu verlieren? Das Eis fing an, dichter zu werden, die „Antarctic" machte volle Fahrt, wir mussten versuchen, so weit wie möglich an die Paulet-Insel heranzukommen.

„Was meinst du, werden wir sie halten können, wenn wir nun stoppen?" fragte ich Larsen. „Ja, das kommt darauf an, es ist schwer zu sagen, ich glaube es kaum," antwortete er mir. Ich glaubte es nicht, das steht fest.



Ein letztes Lebewohl

Jetzt waren wir am Ende des klaren Wassers angelangt. Unten im Schiff fing das Wasser schon an zu steigen, man lief wirr durcheinander und guckte durch die grosse Luke. „Es steigt! Mit aller Macht an die Pumpen!" Wir arbeiteten aus Leibeskräften, von Zeit zu Zeit einen Blick in den Maschinenraum werfend: es stieg noch immer! Da, auf einmal schien es weniger zu werden; hurra, — es fiel, — einen Augenblick später aber stürzte das Wasser mit unwiderstehlicher Kraft herein. Sechs Pumpen waren in Bewegung, alle strengten sich bis zum äussersten an, Fluten von Wasser strömten durch Schläuche und Röhren heraus, die Winde arbeitete mit fürchterlicher Gewalt, wie nie zuvor, ein ohrenbetäubender Lärm, alle Arme waren in Tätigkeit — alles vergebens! Leise, aber sicher stieg das Wasser, jetzt ver-

schwand das Kielschwein, um nie wieder aufzutauchen. „Alle Mann wecken, sie sinkt!“ Es ist heraus: sie sinkt! Hier war keine Zeit zu Grübeleien. Schnell ans Werk, es war noch viel zu tun. Proviant wurde auf Deck herauf und von da sofort auf eine grosse Eisscholle hinabgereicht, an der das Schiff mit starken Trossen vertäut wurde. Bald waren alle Mann auf Deck. Berge von Säcken und Tonnen, Fässern und Kisten lagen bunt durcheinander auf der Eisscholle. Matratzen, Planken und Stangen, Werkzeug, Segel

Das Ende naht

und dergleichen, alles lag hier beieinander. Starr vor Entsetzen wurden die Katzen auf das Eis hinab getragen und in eins der Boote gesetzt. Die armen Tiere, bei all der Unruhe des letzten Monats hatten sie ihr Recht gar nicht bekommen, sie waren ganz eingeschüchtert. Wir erwarteten, dass sich die Ratten zeigen sollten, sobald ihnen die Füsse nass wurden, aber nicht eine einzige wurde sichtbar, obwohl sie nach Hunderten zählten.

Um 8 Uhr waren wir mit unserer Arbeit fertig. Alle versammelten sich in der Messe. Zum letztenmal. War es denn wirklich wahr? Konnten wir die ganze Tragweite des Unglücks fassen, das uns zwang, für immer unser Heim zu verlassen, das uns so lieb geworden, das ein Zeuge unserer Sorgen und Mühen, unserer Freuden und Erfolge gewesen war?

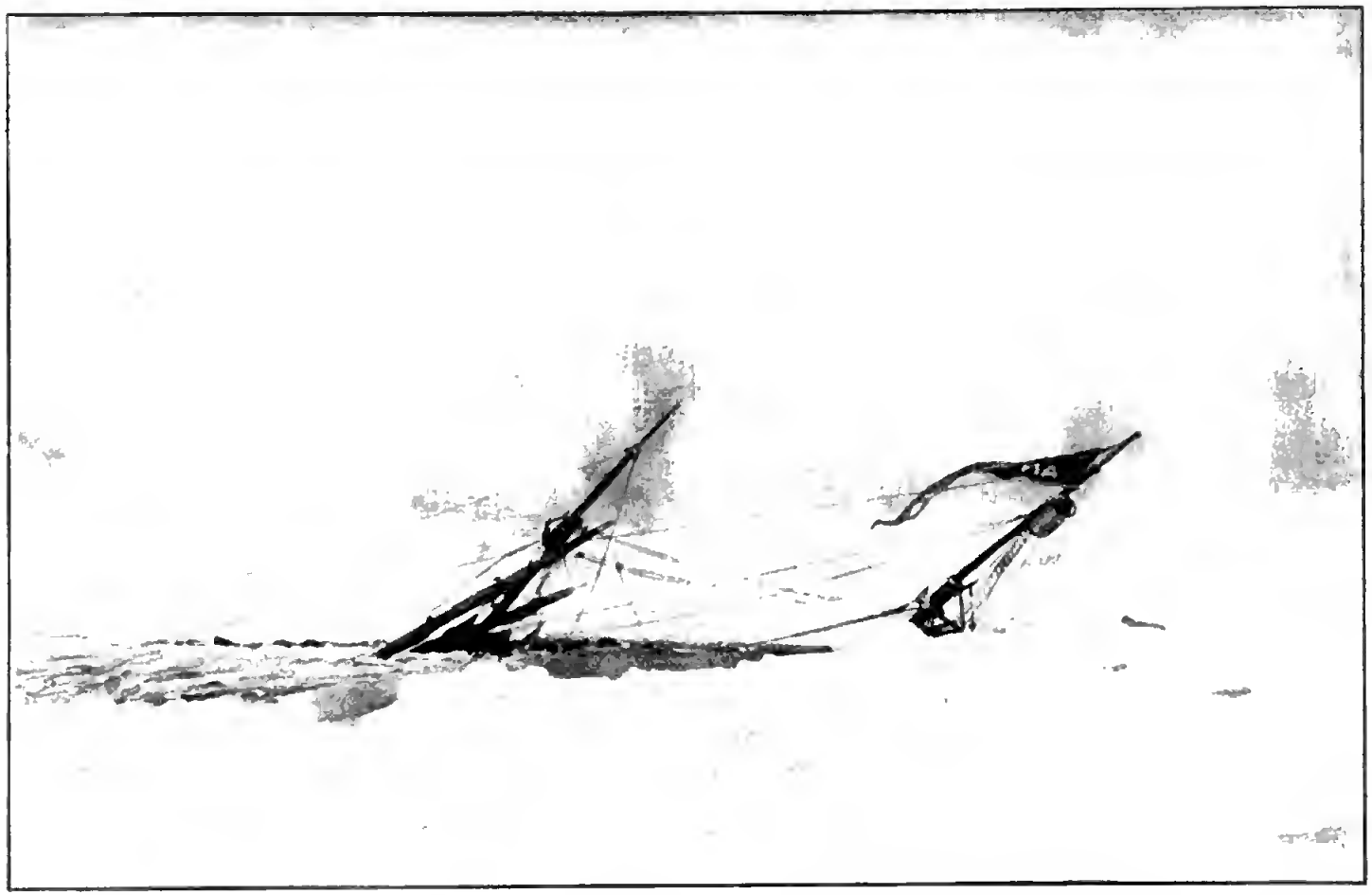
„Stolz hat sie gelebt, stolz soll sie sterben! Ein Wohl auf die „Antarctic" und ein Dank für alles, was gewesen!" Wir leerten unsere Gläser bis auf die Neige. Dann kehrten wir wieder auf Deck zurück, einer nach dem andern. Ein letzter Blick zurück, er schweifte über den niedrigen Raum, in dem so viele Pläne verhandelt, so viele wissenschaftliche Fragen erwogen, so viele heitere Geschichten erzählt, so viele frohe Lachsalven erklungen sind. Lebe wohl, lebe wohl für immerdar. Ich mochte nicht nach dem Schrank hinübersehen, in dem alle meine Pflanzen lagen. Es war ein sonderbares Gefühl — — —

Das Wasser reichte jetzt bis an das Zwischendeck, es konnte sein, dass sie ganz plötzlich sank; da war es ratsam, sich auf das Eis hinab zu begeben. Die schwedische Flagge wurde unter der Gaffel gehisst, und die Standarten auf dem Gross- und Besanmast.

Und dann verliessen wir sie. Jetzt ertönte der Ruf: „Kappt die Vertäuungen!" Einige Axthiebe fielen, und sie glitt langsam eine Strecke dahin. Um sie noch weiter fortzuschaffen, griffen alle Mann zu und zogen sie an dem Teil der Eisscholle vorüber, auf dem unsere Sachen lagen. Wir schleppten sie förmlich zu Grabe. Es entsteht gewöhnlich, wenn das Wasser ein Schiff schnell füllt, ein solcher Wirbel, dass es sehr gefährlich ist, sich mit Booten in der Nähe zu befinden. Wir glaubten, dass die Eisscholle möglicherweise bersten könne.

Plötzlich entdeckte der Steuermann, dass er eine ganze Menge Kautabak wie auch seine Feile an Bord vergessen hatte. Er und ein paar Mann ruderten im Boot heran. Sie kamen jedoch gleich wieder zurück, nachdem sie sich umgesehen hatten. Es sah so unheimlich aus! Unten in der Messe stand das Wasser jetzt einen halben Meter hoch, die Stühle schwammen umher, und ich erhielt einen letzten Gruss von meiner Kamera, die schwamm dort auch umher, zusammen mit Pflanzenbündeln und dergleichen.

In einer langen Reihe sassen wir auf dem Rande des Eises und konnten unsere Blicke nicht von der „Antarctic" wenden. Sie war wieder näher zu uns heran getrieben, die Entfernung betrug kaum 25 Meter mehr. Noch arbeitete die Maschine, das Feuer war freilich gelöscht, aber der Dampf war noch nicht ganz entwichen. Noch gingen die Pumpen, aber das Geräusch wurde immer schwächer — ihr Atem erlosch. Leise sank sie

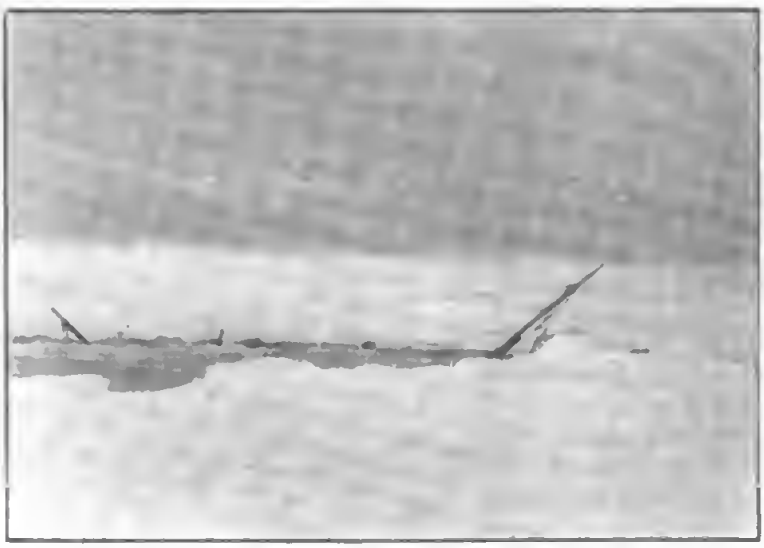


Untergang der »Antarctic« — Bald waren von dem Schiff nur noch die Mastspitzen über der Wasserfläche zu erkennen

mehr und mehr, wir glaubten einen Augenblick, dass sie mit dem Vorderteil zuerst sinken würde, bald aber gewann sie ihr Gleichgewicht wieder. Jetzt entschwand der Name am Bug — jetzt reichte das Wasser bis an die Reeling, und mit Gerassel stürzten die Eisstücke und die Wassermassen auf das Deck herein. Den Ton vergesse ich nie, so lange ich lebe. Es war unheimlich, es erschütterte mich bis in mein Innerstes!

Jetzt werden die blau-gelben Farben in die Tiefe hinabgezogen — — der Besanmast schlägt gegen den Rand unserer Eisscholle und zerbricht, dann fällt der Grossmast und bricht ab, die Tonne rasselt gegen den Eisrand, und der Wimpel mit dem Namen „Antarctic" verschwindet in den Wellen. Das Bugspriet — die letzte Mastspitze — —

Es ist vorbei.



Das Ende

XXII.

Ueber treibendes Eis.

Es ist also wahr. Der Schlag ist gefallen, schwer auf uns niedergefallen, wir müssen uns beugen und uns wieder aufrichten, wir dürfen nicht erlahmen, denn erst jetzt beginnt der Kampf, der wirkliche Kampf um unser Leben. Ein Zurück gibt es hier nicht.

Unser Heim ist dahin. Was haben wir nicht verloren! Wer denkt wohl in diesem Augenblick an alle die persönlichen Besitztümer, die jetzt für immer verschwunden sind? Die Sammlungen — ihnen galten die ersten Worte, die K. A. Andersson und ich miteinander wechselten. Wie sollten wir die je ersetzen? Dahin waren die Früchte so grossen Fleisses, unsere Freude, unser Stolz. Allerdings waren es nur die Ergebnisse unserer Arbeit in den letzten Monaten, aber es waren doch gerade die wichtigsten, unsere antarktischen Sammlungen. Ich betrauerte sie in jener Stunde, ich betrauere sie noch heute, und die Trauer wird nicht schwinden, bis ich sie durch andere ersetzt habe.

Ganz auf uns allein angewiesen, befanden wir uns nun Hunderte von Meilen von bewohnten Ländern entfernt auf einer treibenden Eisscholle, ohne zu wissen, ob wir morgen noch am Leben sein oder auf dem Meeresgrunde liegen würden! Die Lage war in hohem Masse ernst, das musste man sagen. Wer nie etwas ähnliches erfahren hat, wird kaum im stande sein, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie uns zu Mute war.

Im besten Falle konnte es uns gelingen, das Ufer zu erreichen. Wenn man aber jetzt, hinterher, die obwaltenden Ver-

hältnisse erwägt, so sieht man, dass eine solche Wahrscheinlichkeit nur sehr gering war. Wir konnten in erreichbarer Entfernung nur auf einen einzigen Platz, die Paulet-Insel, rechnen, überall sonst traten uns steile Felswände oder Gletscherabbruchstellen entgegen, auf denen wir keine Aussicht hatten, unser Dasein fristen zu können.

Und selbst, wenn wir glücklich an Land gelangten, — was dann? Ein Winter in diesen Breitengraden, mit, so zu sagen, zwei leeren Händen, während die Erinnerung an das Vergangene unsere Gemüter belastete und die Hoffnung auf Errettung ganz verzweifelt war!

Kann man denn wirklich seinen Ohren trauen? Aus dem Zelte heraus, das aus einigen Stangen und zwei Bramsegeln und einem Marssegel als Fussboden verfertigt ist, klingen muntere Stimmen, eine Lachsalve löst die andere ab, und eine Handharmonika begleitet das Ganze.

Es ist wirklich sonderbar. Ist denn keine Spur von Ernst in uns? Hat der eben erlittene, unerhört grosse Verlust unserm Frohsinn denn keinen Abbruch getan? Wer nicht selbst etwas ähnliches durchgemacht hat, für den wird dies sicher ein völliges Rätsel sein. Aber ich glaube doch, dass es eine Erklärung dafür gibt.

Die Spannung hatte nachgelassen. Wir wussten jetzt, womit wir zu rechnen hatten. Wir wussten, dass wir kein Schiff mehr hatten, dass wir in diesem Jahre Schweden nicht wiedersehen würden; aber wir empfanden doch eine gewisse Erleichterung, die entsetzliche Ungewissheit, die unsern nächtlichen Schlaf gestört hatte, war endlich durch eine Gewissheit abgelöst, freilich durch eine schreckliche Gewissheit, trotzdem schliefen wir aber in der ersten Nacht auf dem Eise so ruhig und tief, wie es uns seit einem ganzen Monat nicht vergönnt gewesen war. Wie sich unser Geschick gestaltete, war natürlich gänzlich ungewiss, und doch waren wir ganz getrost. Wir waren fest überzeugt, dass es uns gelingen würde, zu landen, eine Hütte zu errichten und unser Leben zu fristen. Unser Ziel war die Paulet-Insel, deren steiler Gipfel in Nord-Nord-West aufragte, sich schwarz von der weissen Oberfläche des Dundee-Gletschers abhebend. Was dann die spätere Zukunft anbelangte, so suchten wir uns in diesem Augenblick gegenseitig einzureden, dass uns eine schwedische Expedition aufsuchen würde. Niemand von uns zweifelte daran. War das nicht

ganz richtig? Mussten wir nicht die Hoffnung aufrecht erhalten? Frischen Mut, Kameraden: „Es kommt der Tag, es ist nicht alles aus!"

Wir waren unser zwanzig, unter denen elf Norweger, sieben Schweden und zwei Engländer. Von diesen zwanzig waren nur der Kapitän, der erste Steuermann, der erste Maschinist, der Bootsmann und Tofte verheiratet. Und doch — wieviel trauernde Gattinnen!

Lange durften wir nicht müssig sein, — Arbeit gab es vollauf. Bunt durcheinander, in der wildesten Unordnung, lagen unser Proviant und unsere Habseligkeiten auf der Eisscholle. In der

Unser erster Lagerplatz auf dem Eise

Nähe des Zeltes entwickelte sich bald ein reges Leben. Säcke wurden zusammengepackt, der Kleidervorrat wurde inspiziert, die an Bord aus Segeltuch und Filz verfertigten Schlafsäcke wurden für die Nacht zurecht gemacht. Wir Gelehrten wie auch die Offiziere hatten im grossen und ganzen hinreichend Bekleidungsgegenstände, wenn sie auch jetzt, so lange nach unserer Abreise, ein wenig mitgenommen waren. Doch waren wir nicht eigentlich für eine Überwinterung ausgerüstet. Unsere Friesanzüge reichten noch einige Zeit aus, und an Unterkleidern hatten wir an Bord mehr, als wir mitnehmen konnten. Aber dafür sollten wir reichlich Verwendung haben! Die Mannschaft befand sich in Anbetracht der Überwinterung nämlich in einem fast entblössten Zustand. So teilten wir denn also so gerecht wie möglich mit den Leuten.

Der Proviant, den wir mit auf das Eis nahmen, bestand in der Hauptsache aus Brot. An Gemüsen, die bei Überwinterungen von so grosser Bedeutung sind, war noch allerlei vorhanden, doch musste dies Quantum bei normalem Verbrauch schon im April verzehrt sein, ebenso unsere Vorräte an Fleisch und Fisch. — Ferner hatten wir allerlei Graupen und Grütze, wie auch Erbsen, Tee, Kaffee und Zucker geborgen. Wir hatten nicht viel Aussicht, dies alles mit uns über das Eis führen zu können, beschlossen aber, vorläufig alles zu behalten, was nicht geradezu als Luxusartikel betrachtet werden musste. Vor allem mussten wir darauf bedacht sein, mit hinreichend kräftigen Speisen für die Eiswanderung versehen zu sein, da wir auf harte Arbeit vom Morgen bis zum Abend vorbereitet sein mussten. Wer konnte wissen, wie lange wir in der Lage sein würden, uns Nahrung zu verschaffen, deswegen galt es, acht zu geben.

Werfen wir einen Blick auf unsere Umgebung. Als die Katastrophe eintrat, waren wir ungefähr 25 englische Meilen von der Paulet-Insel entfernt. Diese ist keineswegs ein einladender Platz, — wir kannten sie von unserm Besuch am 15. Januar 1902. Übrigens tauchte rings umher am Horizont Land auf, sonst nur Eis, wohin man sich wandte. Damit konnten wir ganz zufrieden sein, wenn es nur entweder so dicht war, dass wir darauf gehen konnten, oder so zerstreut, dass wir hindurch zu rudern vermochten. Ein Mittelding aber war vom Übel. Auch darf man nicht glauben, dass dieses Eis eben wie ein Fussboden war. Das wäre zu bequem gewesen. Schraubeis war es alles, und dabei von schrecklicher Beschaffenheit. Kletterte man auf einen Eishügel und nahm man den Kriegsschauplatz in Augenschein, so konnte man verschiedene Eisschollen unterscheiden, ebenso die dazwischenliegenden mächtigen und unregelmässigen „Bergketten" aus Eis. Wenige Schollen waren von beträchtlicher Grösse, viele waren hoch und „bergig" und sahen wenig versprechend aus. Hier und da wurde ein Zwischenraum zwischen den einzelnen Schollen durch Schnee- und Eisschlamm ausgefüllt.

Der erste Abend auf dem Eise! Sonderbar, dass man auf einer Eisscholle so verhältnismässig bequem liegen und schwatzen kann. In wenigen Wochen erwarteten sie daheim ein Telegramm, das unsere glückliche Rückkehr meldete — ja, darauf mussten sie schon warten. Eine neue Quelle der Sorge — wie würden sie die Sache auffassen, wie viele der unsrigen würden wir am

Leben finden, wenn wir wirklich selber wieder zurückgelangten? Fort mit allen Gedanken! In den Schlafsack hinein und gute Nacht!

Den 13. Februar. Unsere Eisscholle ist ganz gross und sieht recht haltbar aus, wenn man bedenkt, dass es eine Schraubeisscholle ist; sie ist offenbar recht bedeutend vorwärts getrieben, denn wir haben uns der Paulet-Insel sichtlich genähert. Jetzt verlassen wir freilich den Kurs ein wenig. Das fehlte auch noch, dass uns das Eis in das Meer hineintreibt, dann hat es mit der Heimkehr lange Wege. Wir möchten so schnell wie möglich in die Bucht hineingelangen, müssen heute aber müssig daliegen, denn es weht stark aus Südwesten und der Schnee fällt dicht. Wir liegen ruhig im Zelt, wo Karten gespielt wird, während die Handharmonika ertönt, dazu sickert der Schnee durch die undichten Wände. Der Koch ist mit der Zubereitung des Essens beschäftigt; er summt eine Melodie vor sich hin, während er vor der Esse auf und ab trampelt. Ja, vor der Esse! Der Schmied, der sonst gerade kein sehr unternehmender Bursche ist, hat den klugen Einfall gehabt, seine Esse zu retten. Sie hat einen Fächer aus Blechflügeln, ist leicht und gut zu handhaben und verbreitet eine herrliche Wärme. Ich glaube nicht, dass der schönste Herd aus Huskvarna*) jemals so gesegnet worden ist, wie unsere Esse. Wir haben ein paar grosse Stücke Kohlen für unsern Marsch über das Eis mitgenommen. Wenn wir an Land kommen, werden wir wohl Speck in Blechdosen brennen müssen, das wird natürlich nicht so angenehm sein.

Den 14. Februar. Jetzt war das Wetter menschlich, und der Umzug begann. Das Boot, unter das wir Schienen befestigt hatten, wurde mit allerlei Gegenständen gefüllt, dann fassten wir, ungefähr zehn Mann, an die Leinen, die an seiner Spitze befestigt waren und zogen davon. Auf ebenem Boden ging es ausgezeichnet, aber schon nach einer kleinen Weile standen wir vor einem Schraubwall. Jetzt mussten die Äxte hervorgeholt werden, wir beseitigten die ärgsten Unebenheiten, zogen an — haiho! — jetzt glitt der Schlitten den Abhang mit der Schnelligkeit eines Eilzuges hinab. Hin und her, ohne Aufenthalt, den ganzen Tag, — von Zeit zu Zeit ein paar Tassen Kaffee und ein Butterbrot. Unter Lachen und Scherzen schreitet die Arbeit fort,

*) Eine grosse Fabrik in Schweden.

und am Abend schlagen wir abermals unser Lager auf. Die Strömung treibt uns beständig auf die Paulet-Insel zu, unserer Berechnung nach sind wir nur noch 10 Gradminuten davon entfernt.

Den 15. Februar. Der Transport ist recht beschwerlich. Ich habe Schmerzen am ganzen Körper, ungeübt in körperlicher Arbeit, wie ich bin. Wir haben zu schleppen: Drei schwere Segel, eine Menge Planken, die Boote, die Brotfässer, alle Konservendosen, das Petroleum, die Schlafsäcke, Kleidersäcke, Matratzen, ein Kanoe voll verschiedener Gegenstände, sowie allerlei Kleinigkeiten.

Heute haben wir alle Mahlzeiten regelmässig innegehalten, Frühstück, Mittagessen, Kaffee und Abendbrot. Da geht die Arbeit besser von statten.

Wir wagen nicht, alle gleichzeitig zu schlafen, denn man kann nie sicher sein vor den Schraubeisschollen. Eine kleine Kollision würde bei der Bewegung, in der sich das Eis befindet, nichts überraschendes sein. In regelmässiger Reihenfolge hält deswegen stets einer von uns Wache. Diese stillen Nachtstunden sind die einzigen, in denen man allein mit seinen Gedanken ist. Im übrigen wird man derartig von all der Arbeit und Anstrengung, die der Transport im Gefolge hat, in Anspruch genommen, dass einem keine Zeit zu Grübeleien bleibt, und das ist sehr gut.

Den 17. Februar. Die ganze Nacht hat es stark geschneit; es war kalt und stürmisch während meiner Wache, und erst am Vormittag wurde es ein wenig besser.

Neben unserer Eisscholle hatte sich eine kleine Wake gebildet, wir ruderten mit allen unsern Sachen da hinüber und schlugen unser Lager neben einigen Eisbergen auf; jetzt befinden wir uns wohl nur noch 6 Gradminuten von der Insel entfernt.

Der Umzug war ein kaltes und nasses Vergnügen, es waren im ganzen elf grössere und kleinere Bootslasten; eine neue Sorge: Wie in aller Welt sollen wir das alles an Land schaffen!

Den 19. Februar. Während meiner Wache von 12—1 Uhr nachts wehte ein südlicher Wind, der mich förmlich in die Nase biss. Während des ganzen Tages herrschte ungefähr das gleiche Wetter, nur auf Augenblicke durch die Strahlen der Sonne gemildert. Wir haben das Zelt und noch eine Menge anderer Sachen eine gute Strecke näher an die Paulet-Insel herangeschafft, aber es war eine entsetzliche Arbeit. Von einem Eishügel aus hatten wir einen leidlichen Weg erspäht, aber das Eis war

unruhig und fing an zu schrauben, es füllte in einem Augenblick alle die feinen Durchgänge aus, die wir für unsern „Schlitten" ausersehen hatten. Ich ging voraus und schlug einen Weg durch das Eis, aber das war sehr mühsam. Wir mussten die unregelmässigsten Eisalpen kreuzen, und die Axt musste die schlimmsten Vorsprünge ebnen. Wir waren todmüde von dieser Arbeit, bei der wir einander abgelöst hatten, als wir endlich in unsere Schlafsäcke kriechen konnten.

Den 21. Februar. Während der ganzen Nacht hatte ein frischer Nordost geweht; freilich flaute er im Laufe des Vormittags ab, aber das Eis war offenbar stark ins Treiben geraten. Unsere kleine offene Stelle vom vorhergehenden Tage war aber noch da, und wir machten uns schnell daran, alles nach der Eisscholle hinüber zu schaffen, wohin wir schon gestern eine Menge gebracht hatten. Wir waren gerade hiermit beschäftigt, als das Eis unruhiger denn je wurde, und ehe wir's uns versahen, fing die Wake an, sich zu schliessen. Es wurde unmöglich, zu rudern, wir befestigten die Leine an den Bug, und einige von uns mussten nun das Boot zwischen den Eisschollen hindurchziehen. Wir wateten in tiefem Schnee, fuhren über Eishügel hinweg, wo man kaum festen Fuss fassen konnte, wir sprangen und kletterten hin und her. Das Eis schloss sich immer fester zusammen, schliesslich mussten wir das Boot schleunigst auf das Eis ziehen, damit es nicht zerquetscht wurde. Aber noch blieb uns eine Menge Arbeit auf dem alten Lagerplatz, und es wurde Abend, ehe wir unser Zelt aufschlagen konnten.

Heute haben wir eine Menge Pinguine gesehen. Es hat fast den Anschein, als zögen sie teilweise ins Meer hinaus. Alle gehören zu der Art Pygoscelis Adeliae. Hin und wieder während des Transportes begegnet uns eine lange Reihe — sie liegen auf dem Bauch und stossen sich mit den Füssen vorwärts, wobei sie sehr drollig aussehen. Sobald sie uns erblicken, richten sie sich ganz entsetzt auf. Übrigens scheinen sie zu dieser Zeit des Jahres besonders guter Laune zu sein. Wir haben versucht, sie zu essen, ihr Fleisch ist mürbe und recht schmackhaft, — welch ein herrlicher Fleischvorrat für den Winter! Junges Geflügel ist nicht das schlechteste!

Den 22. Februar. Heraus aus dem Schlafsack! Es ist ein Uhr! Ja, jetzt hat das Vergnügen ein Ende. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen und ziehe die Stiefel an. Es ist wind-

still, sternenklar und schön. Rings umher herrscht tiefe Stille, nur die regelmässigen Atemzüge aus dem Zelte dringen an mein Ohr. Sie schlafen gut da drinnen. Hin und wieder tönt der Schrei eines Pinguins durch die Nacht und erinnert mich an die Wirklichkeit, — sonst könnte ich mich in die Heimat zurückträumen. Ich hole die kurze Pfeife heraus und tue wenige Züge. Wer weiss, wie lange man diesen Sorgenbrecher noch hat, oder richtiger, wie lange man noch etwas hat, was man hineinstopfen kann? Das Eis liegt regungslos da; hier und da ragt ein Eisberg gleich einer mächtigen, drohenden Mauer aus dem Dunkel auf. Die Uhr ist 2, unbarmherzig wecke ich meinen Nachfolger. Und dann in den Sack hinein, in den tausendmal gesegneten Schlafsack!

Was ist da auf einmal los? „Alle Mann heraus!" Was gibt's? Das Eis hat angefangen, sich zu rühren, und neben der Eisscholle hat sich eine offene Stelle gebildet. Schnell ist alles in Bewegung, und alle Boote werden ausgesetzt. Wir arbeiten mit Dampf, wir haben bereits mehrere Bootslasten hinübergeschafft, als sich das Eis ganz unvermutet wieder schliesst. Ein Boot ist gerade beladen und soll hinübergerudert werden. In aller Eile wird es wieder geleert, und es gelingt uns noch, es aufs Eis zu ziehen. Unruhig sehen wir nach dem andern Boot aus, das sich unterwegs befindet. Nun, es wird den Kameraden auch wohl gelungen sein, es in Sicherheit zu bringen. Nur Geduld! Es währt eine ganze Weile, fast scheint es, als ob sich das Eis wieder beruhigen wollte. Es ist jetzt ganz dicht, bis an die neue Eisscholle heran. Als wir stehenden Fusses Mittag gegessen haben, sehen wir uns nach einer neuen Passage um. Nie habe ich etwas ähnliches von Eishügeln gesehen. Aber Axt und Hacke räumen die ärgsten Hindernisse aus dem Wege, und dann geht es vorwärts. An einer Stelle hat sich eine mehrere Meter breite Rinne gebildet, aber es liegen einige Eisschollen darin, und auf die springt man hinüber, die Fangleine in der Hand, an der das Boot heraufgezogen wird — wir ziehen aus Leibeskräften, denn die Scholle hat steil abfallende Ränder.

Wir sind eben zurückgekehrt, um eine neue Bootsladung zu holen, als es sich herausstellt, dass eine Rinne, die eben noch ganz unbedeutend war, sich jetzt so erweitert hat, dass wir, ohne einen langen Umweg zu machen, nicht hinüberkommen können. Ein paar Minuten später ist die ganze Eismasse, die eben noch

so dicht lag, in eine Menge umhertreibender Eisschollen und Eishügel aufgelöst. Wir machen noch eine letzte Anstrengung, weiter vorzudringen, sehen uns aber schliesslich als Gefangene auf einem hohen Eishügel. Das Eis ist jetzt in die wildeste Bewegung geraten. Die Eisschollen wirbeln herum, bald hierher, bald dorthin, stossen zusammen und zerschellen. Auf der neuen Eisscholle steht eine Gruppe von Leuten, und auch auf der alten sind ausser den Sachen ein paar Mann zurückgeblieben. Hier sitzen wir mit dem Boot fest und segeln umher, und auf einem andern Eishügel sieht man einige Gestalten, die gerade im Begriff waren, einen Brotsack, einige Bretter und einen Kleidersack hinüber zu tragen, jeden nach seiner Richtung hin davonsegeln. Endlich beruhigt sich das Eis ein wenig, und nach und nach versammeln wir uns wieder und stärken uns mit einer Tasse Kaffee. Aber eine Menge von unsern Habseligkeiten, und darunter recht unentbehrliche Gegenstände, liegen rings umher über das Eis zerstreut. Wir haben ja nur einen „Schlitten", und nur ganz langsam dringen wir vor. Mit zehn Mann steuern wir auf eine kleine, weit entfernt liegende Eisscholle los, wo ein Teil unserer Sachen gelagert war. Es geht steile Eishügel hinan und ebenso steile Abhänge wieder ins Wasser hinab, dann wieder auf eine Eisscholle hinauf, hinaus in den Eisschlamm, der so dick ist, dass man nicht darin rudern kann, weshalb wir, an der Reeling auf den Knien liegend, uns mit Seehundshaken hindurcharbeiten müssen. Es währt nicht lange, bis man bis hoch an den Beinen hinauf durchnässt ist. Wennersgaard ist mit dabei, lebhaft und sorgsam arbeitet er mit fieberhaftem Eifer. Schliesslich gelingt es uns, die abhanden gekommenen Vorräte zu erreichen und sie zurückzuführen. Es tut gut, sich eine Weile zu verschnaufen.

Noch liegt viel auf andern Eisschollen zerstreut. Wir wissen nicht genau, was uns noch fehlt, und geben uns nicht die Mühe, lange darüber nachzudenken. Morgen ist ja auch noch ein Tag, und da wird es uns schon gelingen, das fehlende zu sammeln. Wir sorgen nie für den morgenden Tag, so ziehen wir denn auch jetzt den Filz über den Kopf und schlafen bald den Schlaf des Gerechten. Man liegt ein wenig hart, die Matratze reist auf eigene Faust herum.

Den 23. Februar. Freilich kam der morgende Tag. Und jeder Tag hat seine eigene Plage, das ist ein wahres Wort, und das bestätigte sich auch jetzt. Es ist windstill und das Wetter

ist keineswegs unangenehm, aber — es ist neblig, und der Nebel ist so dicht, dass wir kaum mehr als ein paar Meter über das Eis hinwegsehen können, das noch immer stark im Treiben begriffen ist. Es ist, als gehe man mit verbundenen Augen durch einen Wald. Jede Minute kann ein Eisberg auftauchen, gegen unsere Eisscholle treiben, und dann — Lebewohl! Über Nacht trieb einer vorüber und riss ein Stück von dem Rande unserer Eisscholle mit fort.

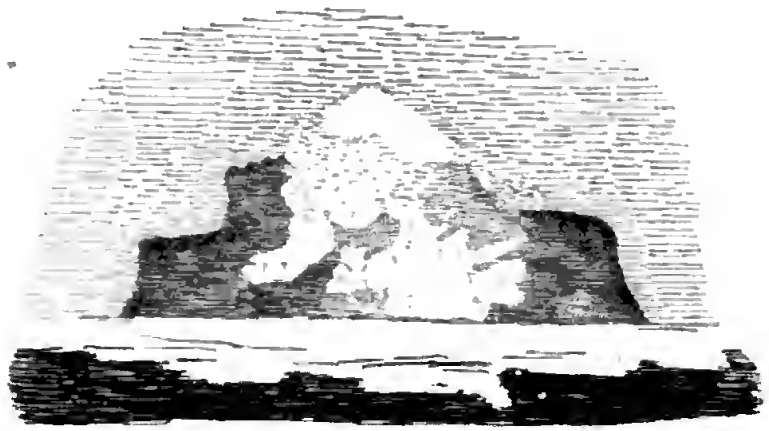
Allmählich werden wir uns klar darüber, was wir an unserer Ausrüstung eingebüsst haben. Die Matratzen sind fort, alle unsere Planken, mit Ausnahme von zweien, die drei Paar Schneeschuhe, die wir besessen, ein Kanoe voll wollener Unterkleider, sowie fast unser ganzer Salzvorrat. Wieviel Nutzen und Vergnügen hatte man sich nicht für den kommenden Winter von den Schneeschuhen versprochen! Das Salz betrauerte ich tief. Nur noch eine Dose davon war uns geblieben, aber selbst bei der grössten Sparsamkeit war sie in wenigen Wochen verbraucht. Diesen Verlust habe ich nie verschmerzt, ich hatte immer einen förmlichen Hunger nach Salz.

Der Nebel hielt den ganzen Tag und auch die folgende Nacht an. Erst am nächsten Vormittag lichtete er sich ein wenig, und nun konnten wir sehen, dass wir der Paulet-Insel sehr viel näher gekommen waren. Vergebens spähten wir den ganzen Tag nach den verlorenen Sachen, nichts war zu entdecken. Aber dass wir auf die Insel zutrieben, hob unsern Mut doch ein wenig. Unsere Eisscholle schien direkt auf den Strand loszutreiben, mehr als einer von uns war sanguinisch genug, zu glauben, dass wir unmittelbar an Land klettern könnten. Wir hatten die Insel West-Nordwest. Am Abend waren wir so nahe herangekommen, dass ein Matrose behauptete, die Steine am Strand sehen zu können, was freilich von einem mehr als normalen Sehvermögen zeugte.

Den 25. Februar. Am nächsten Morgen sah es schön aus! Die Paulet-Insel lag Nord zu Ost — in weiter Ferne am Horizont! Die Strömung hatte uns vom Lande ab, nach Süd-Südwest geführt, und während des ganzen Vormittags entfernten wir uns immer mehr. Dann trat eine Wandlung ein, leise und vorsichtig fuhren wir auf die Dundee-Insel zu. Im Laufe des Tages tat sich eine grosse Wasserfläche nach dem Lande zu auf, und wir säumten nicht, uns diese Gelegenheit zu nutze zu machen. Alle Boote wurden schnell beladen, und wir steuerten auf eine mächtige

Schraubeisscholle zu, die wir zu unserm künftigen Nachtquartier ausersehen hatten. Die ganze Ladung war jetzt soweit zusammengeschmolzen, dass wir sie mit zweimaliger Fahrt in den drei Booten befördern konnten.

Den 26. Februar. Wieder einmal verrechnet! Wir sind während der Nacht in südlicher Richtung getrieben und befinden uns doppelt so weit von der Dundee-Insel entfernt wie gestern Abend — und die Paulet-Insel liegt so weit hinter uns, dass wir kaum mehr eine Hoffnung haben, dort zu landen. Nach allem, was man sehen kann, liegt das Eis nun wieder dicht vor diesen



Die Rosamel-Insel im Antarctic-Sund

Inseln. Wir haben uns der Rosamel-Insel sehr genähert; die Strömung scheint uns in der Richtung auf den Antarctic-Sund zuzutreiben, wo viel klares Wasser sichtbar ist.

Uns bleibt wohl bald nichts weiter übrig, als in die Boote zu steigen und so viel mitzunehmen, wie sie tragen können, das übrige seinem Schicksal zu überlassen und zu versuchen, zu rudern, was die Kräfte halten wollen.

Den 27. Februar. Es war erst $3^1/_2$ Uhr morgens, als wir aus dem süssesten Schlummer aufgerüttelt wurden mit der Nachricht, dass sich eine grosse, wirklich grosse eisfreie Fläche in der Richtung nach der Dundee-Insel zu gebildet habe. Nur schnell ans Werk!

Bald waren die Boote und der „Schlitten" beladen, und es ging von dannen. Wir ruderten bis an den nächsten Rand der eisfreien Wasserfläche, wo wir unsere Ladung löschten. Unser

Lager war nämlich von ziemlich festem Eise umgeben, und wir wollten nicht Gefahr laufen, dass die Hälfte unserer Sachen dort eingeschlossen werde, während wir über das ziemlich breite offene Wasser ruderten. Dann holten wir alles übrige ab und begaben uns damit gleich an den gegenüberliegenden Eisrand.

In dem Boot, in dem ich mich befand, bedienten wir uns des Segels. Wir richteten ein Ruder auf, befestigten eine Persenning daran und sausten dann dahin; nach einer Weile hatten wir unser Ziel auch glücklich erreicht. Dort löschten wir auf einer ziemlich kleinen Eisscholle, da es keine grossen mehr gab. Einige von uns blieben hier zurück, völlig abhängig von dem unzuverlässigsten aller hohen Herren, von dem Eise. Dies wurde von Minute zu Minute unruhiger. Hier drinnen lagen eine Menge Eisberge, grössere und kleinere, einige reichten bis auf den Grund, andere schwammen umher. Ich ging umher und stampfte mich auf der Eisscholle warm, als ich plötzlich bemerkte, wie ein Eisberg in grösster Geschwindigkeit auf uns zugetrieben kam. Schon aus der Ferne schimmerte durch das Wasser hindurch sein blaugrüner glänzender Fuss, der Form nach ganz wie der Bug eines Panzerschiffes. Eine Kollision erschien unvermeidlich, einen Augenblick dachten wir daran, alle Sachen auf die widerstandsfähigere Mitte der Eisscholle zu schaffen, gelangten aber bald zu der Einsicht, dass das sehr wenig nützen würde. Kollidierten wir, so wurde unsere armselige kleine Eisscholle in tausend Stücke zermalmt. Der Augenblick war wirklich spannend. Es krachte und knackte, man hörte, wie die Eisscholle barst, aber darauf beschränkte sich die Wirkung. Der Eisberg glitt hart an ihrem Rande vorüber und riss ein wenig davon weg. Kaum war diese Gefahr überstanden, so trieben wir selber direkt auf einen grösseren Eisberg zu. Unser Geschick schien besiegelt zu sein, plötzlich aber bogen wir ein wenig seitwärts ab und glitten noch im letzten Augenblick glücklich vorüber.

Jetzt kehrten die Boote zurück, schwer beladen, nicht viel mehr als die Reeling ragte über den Wasserspiegel auf. Sie fuhren an uns vorüber, weiter in das Eis hinein, wo sie auf einer Eisscholle löschten. Dann kamen sie und holten uns.

Es fing an zu dunkeln, und wir hatten grosse Eile. Wir arbeiteten aus Leibeskräften, von Zeit zu Zeit musste der „Schlitten" einen Augenblick aufs Eis hinaufgezogen werden, weil er sonst

von den treibenden Eisschollen zertrümmert worden wäre. Nach saurer Arbeit krochen wir endlich wieder in unsere Schlafsäcke.

Währenddes hatte Larsen die Leute den Proviant wieder ordnen lassen und alles zurückgelegt, was zurückgelassen werden sollte, falls nur eine Ladung an Land geschafft werden konnte. Das weniger notwendige bestand aus einem Sack Hafergrütze, einem grossen Sack Reis, einem Sack Erbsen, einem Sack brauner Bohnen und einem Sack Kaffee. Er weigerte sich vergebens, die Esse mitzunehmen, die wollten wir um keinen Preis zurücklassen.

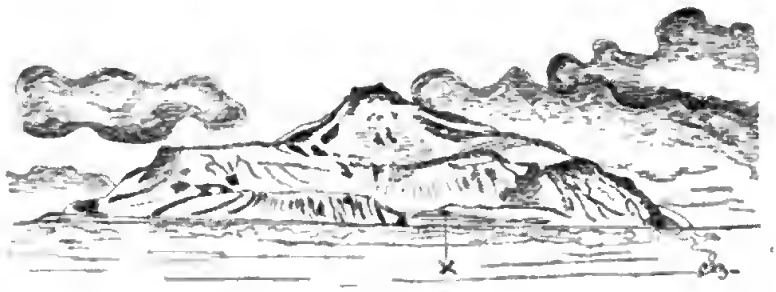
Den 28. Februar. 'Während der Nacht trat Nebel ein, und da wir trotz aller Anstrengungen uns kein Bild von den Eisverhältnissen machen konnten, war es natürlich nicht leicht, mit dem Transport zu beginnen, ehe sich der Nebel lichtete. Gegen $7^1/_2$ Uhr entwickelte sich ein reges Leben: der Nebel war gewichen, vor uns lagen die Paulet- und die Dundee-Insel, freilich nicht ganz so nahe wie vor ein paar Tagen, aber doch in erreichbarer Nähe. Das Eis hatte sich zerteilt, man konnte getrost dem Tag entgegensehen. Wenn wir heute auch nicht an Land kamen, was wir kaum zu hoffen wagten, so währte es doch voraussichtlich nicht mehr lange, bis wir unser Ziel erreichten.

Alle hatten das Gefühl, dass jetzt der entscheidende Moment gekommen sei. Wir liessen uns nicht einmal Zeit, eine Tasse Kaffee zu trinken, obwohl es uns in der kühlen Morgenluft gut getan hätte. Niemand wollte etwas zurücklassen, alles wurde in die Boote hineingepackt, bis sie schliesslich so voll waren, dass bei der geringsten Bewegung das Wasser hineinlief. Nur die leiseste Welle draussen im offenen Wasser, und wir waren verloren. Das eine Boot konnte unmöglich das andere retten. Dann sammelten wir alles zusammen, was nicht mitgenommen werden konnte, errichteten einen grossen Haufen davon und pflanzten die schwedische Flagge an einer Bambusstange als Wahrzeichen daneben. Die Schlaf- und Kleidersäcke nahmen unerhört viel Platz weg, es war sehr beschwerlich, zu rudern, und nur mit Beobachtung der grössten Vorsicht konnte man die Plätze an den Rudern wechseln.

„Klar zum Aufbruch!" Leise glitten wir dahin. Es war 8 Uhr 40 Minuten. Aus der Entfernung hatte es den Anschein, als ob wir nicht viel weiter kämen. Wir ruderten und ruderten, eine starke Strömung arbeitete uns entgegen, aber wir mussten vorwärts, vorwärts! Die Strömung war uns übrigens auch nützlich,

indem sie das Eis vom Lande entfernte. Ein Durchgang nach dem andern tat sich uns auf, die schwarzen, steilen Ufer der Paulet-Insel rückten näher und näher. „Jetzt kann ich oben im Steingeröll einen Vogel erkennen," sagt einer. Da müssen wir ja in der Nähe sein! Man spürt einen schwachen Guanogeruch.

Leise gleiten wir in das offene Küstenwasser; es ist ganz windstill und die Insel spiegelt alle ihre phantastischen Zinnen und Türme in der kühlen Flut. Der Strand macht einen sehr steilen Eindruck, aber von früher her wissen wir ja, dass sich auf der andern Seite ein ausgezeichneter Landungsplatz befindet. Jetzt biegen wir um die Ecke, da liegen die wohlbekannten Hügel! Die Pinguine schreien und kreischen, sie scheinen nicht sehr erfreut über die Eindringlinge, die sich hier allen Ernstes niederlassen wollen. — Mit welchen Gefühlen hörten wir nicht die Boote auf den Grund aufschurren! Welch eine Wonne, welch eine Seligkeit, nach sechzehntägigem Kampf mit den Naturkräften den Fuss wieder auf festen Boden zu setzen! War dieser Erfolg nicht eine Mahnung, mit frischen Kräften an die Arbeit zu gehen, nicht zu ermüden, was auch kommen mochte?



× Die Winterhutte

Die Paulet-Insel

XXIII.

Kleider und Speisen, Haus und Heim.

Wir waren ziemlich müde, als wir nach 6½ stündigem Rudern an Land kamen, ohne seit dem vorhergehenden Abend das geringste genossen zu haben. Wir durften aber doch noch nicht ruhen, denn wir mussten alle Sachen höher ans Ufer hinauf schaffen, da es Ebbe war. Nachdem wir ein paar Stunden gewartet hatten, gelang es den Köchen doch endlich, ein wenig Mittagessen zu beschaffen. Dies ward eine denkwürdige Mahlzeit. Nicht, dass sie in ihrer Zusammensetzung so bemerkenswert gewesen wäre, denn sie bestand nur aus Konservenfleisch, Kaffee, Butter und Schiffszwieback, aber es war das letztemal, dass wir anderes Fleisch assen, als das, was unsere Jagden lieferten, das letztemal, dass wir Zucker und Kaffee bekamen, das letztemal, dass wir nach Herzenslust in Brot und Butter schwelgen konnten. Mit einer gewissen Andacht legten wir den Zucker in die Tassen, — ich glaube, ich nahm doppelt so viele Stücken als sonst, obwohl ich weniger süssen Kaffee vorziehe.

Der Strand, an dem wir unsere Boote hinaufzogen, war ziemlich schmal, dann folgte ein Abhang, über den wir unsere Sachen hinauftragen mussten. Dieser Abhang war jetzt frei von Pinguinen und bot, da er zwischen recht steilen Hügeln gelegen war, einen besseren Schutz gegen den Wind, als der übrige bewohnbare Teil unserer Insel. Nachdem wir auf seinem Kamm unser Zelt errichtet und den Boden mit flachen Steinen bedeckt hatten, gewann ich

Zeit zu einer kleinen Rekognoszierungswanderung, von der ich eine kurze Schilderung geben will.

Die Paulet-Insel liegt ungefähr auf dem 55° 50′ w. L. und dem 63° 35′ s. Br. Sie ist fast kreisrund und dürfte einen Umkreis von ca. ½ Meile haben. Die Insel ist durch und durch aus vulkanischem Gestein, Basalten und dergleichen erbaut und macht den Eindruck einer recht typischen Kraterinsel, deren Mitte ein kleiner runder See einnimmt, zu dem die Seiten sehr steil herabfallen. Von der nach Norden und Nordwesten gelegenen Wand ist nicht mehr viel übrig; hier war es, wo wir uns niedergelassen hatten. Der nach dem Strande zu abfallende Teil ist mit einer vermutlich sehr alten Guanoschicht bedeckt, die mit zahlreichen Geröllsteinen vermischt ist.

Von hier aus steigt die Insel in Plateaus an bis zu der im Osten, Süden und Westen befindlichen Felswand. Der höchste Punkt liegt 385 m über dem Meer. Die Kraterseiten sind meistens sehr steil, und nur von einigen wenigen Punkten aus kann man den Gipfel erreichen. Die ganze Insel ist mit einer Menge von Verwitterungsprodukten bedeckt, die natürlich den Aufstieg ungeheuer erschweren; Bergrutsche treten sehr oft ein. Nur nach Nordosten und nach Norden zu liegt ein einigermassen breiter Strandstreif, im übrigen fallen die Bergwände steil ins Meer ab, und nur mit Mühe kann man zur Ebbe vorüberkommen, wenn die See ganz zurückgetreten ist. Im Winter stellt sich die Sache anders. Da ist der Strand mit einem Eis- und Schneewall bedeckt, auf dem man relativ bequem umherwandern kann. Die Farbe der Insel ist dunkel-schwarzgrau oder schwarz; nur hier und da heben sich, ganz wie in andern vulkanischen Gegenden, rotbraune Anhäufungen von Verwitterungsprodukten ab. Eine Menge schöner Einzelheiten findet man überall, kühne und elegante Klippenbildungen, auf die ich noch zurückkommen werde.

Es war still und öde auf unserer Insel, als wir landeten. Haslum sollte leider recht bekommen, die Pinguine hatten sich zum grössten Teil schon fortbegeben. Die zurückgebliebenen waren alte Tiere, die gerade brüteten, sie sassen still und bescheiden da, obwohl unsere Ankunft sie natürlich ein wenig aufregte. Fast alle gehören sie der schwarz-weissen Adeliae-Pinguin-Art (Pygoscelis Adeliae) an; nur ein verschwindend kleiner Teil weissgrauer, rotschnäbeliger Esel-Pinguine (Pygoscelis papua) — nach ihrer schreienden Stimme so genannt, — hüpften umher

Brütender Adeliae-Pinguin

Digitized by Google

und spielten anscheinend Besuch. Einen vereinzelten Eudyptes, der sich von den andern durch die schönen orangengelben Federbüschel an den Seiten des Kopfes unterschied, sahen wir am Tage unserer Ankunft an Land kommen. Allerlei andere Vögel kamen noch vor. Die Megalestris, die grosse, braune Raubmöwe, hatte noch nicht alle ihre Jungen flügge. Der Albatros, Ossifraga, schwebte leise durch die Luft, hin und wieder einen raubgierigen Blick auf die Erde werfend. Die kleine, weisse Chionis hüpfte um unser Zelt herum und sammelte alles Essbare auf.

Vergebens sahen wir uns nach einem Seehund um. Es musste hier doch welche geben. Fänden wir doch nur bald einen! Rohes Pinguinfleisch schmeckt gar nicht gut.

Sich hinzulegen und auf festem Grund und Boden zu schlafen, überzeugt, dass man auf demselben Längen- und Breitengrad erwachen wird, auf dem man sich niedergelegt hat, — welch herrliche Genüsse bot doch unser Leben!

Der steinerne Fussboden in unserm Zelt war zwar nicht gerade weich. Wir würden aber wohl trotzdem vorzüglich geschlafen haben, wenn nicht ein Sturm ausgebrochen wäre. Er kam in rasender Fahrt aus Nordwesten, rüttelte an der Zeltstange und klappte mit dem Zelttuch; und wirklich, es gelang ihm, einen Zipfel loszureissen, und wäre nicht ein aufmerksamer Jüngling aufgestanden, um den Schaden sofort auszubessern, so würde wohl nicht viel von unserer Residenz übrig geblieben sein.

Den 1. März. Jetzt beginnt das Eskimo-Leben! Es macht sich am Mittagessen bemerkbar, das aus Pinguinsuppe besteht. Sie ist ganz gut, von frischen Tieren gekocht.

Dann gingen wir aus, um nach Seehunden auszuschauen, und diesmal war uns das Glück hold. Wir trafen nicht weniger als acht Stück an, und die mussten natürlich ihr Leben lassen. Unter Jubelrufen schleppten wir das Fell und die besten Fleischstücke nach dem Zelt. Zufrieden mit unserer Jagdbeute, krochen wir in unsere Säcke, und bald war das Kartenspiel in vollem Gange beim Scheine von ein paar qualmenden Tranlampen. Über diesem Abend lag das Gepräge völliger Wildnis.

Der Wind hatte den ganzen Tag hindurch arg getobt, und nach allen Richtungen hin sahen wir jetzt offenes Wasser. Die Hoffnung, des zurückgelassenen Proviants habhaft zu werden, schien sich nicht erfüllen zu sollen.

Der 1. März war ein Sonntag, deswegen gingen wir den ganzen Tag nur auf Seehundsjagd aus. Dann aber hatten wir an anderes zu denken. Es war anzunehmen, dass wir mit unserm kleinen Zelt nicht auskommen würden. Einem Sturm hatte es freilich getrotzt, aber wer konnte wissen, wie es das nächste Mal gehen würde. Ausserdem war es gar nicht danach angetan, die Kälte abzuhalten, und einen ganzen Winter auf diese Weise zu leben, war völlig ausgeschlossen.

Wir mussten uns also ein Haus bauen. Zuerst sahen wir uns nach einem geeigneten Platz um. Die Ebene unten am Strande, östlich von unserm Zelt, war gleichmässig und gut und erschien daher verlockend, aber die Winde rasten dort ungehindert, und es wäre schwer gewesen, Baumaterial da hinunter zu schaffen. Der Hügel, auf dem wir wohnten, war freilich nirgends ganz eben, aber er bot doch mehr Schutz gegen den Wind, denn sowohl rechts als auch links ragten Berge auf; und was nicht zu verachten war, der eine dieser Berge war mit den feinsten, flachen, gleichmässig dicken Basaltplatten bedeckt, die sich vorzüglich zu Bausteinen eigneten. Wir beschlossen also, die Hütte am Fusse dieses kleinen Berggipfels zu erbauen. Gesagt, getan. Wir machten uns daran, die grösseren, unregelmässig abgerundeten Basaltblöcke, die in den alten Guano eingebettet lagen, loszubrechen. Dieser Guano hatte den Vorteil, geruchlos zu sein, im Gegensatz zu dem frischeren an andern Stellen der Insel, der einen furchtbaren Gestank verbreitete. Man konnte es nicht vermeiden, sich Schuhe und Kleider damit zu beschmutzen, und auf diese Weise den Duft in unser Zelt zu übertragen. Bald gewöhnte man sich jedoch derartig daran, dass man nichts mehr davon verspürte, und dann kam der Winterfrost und machte mit einem Schlage dem ganzen Leidwesen ein Ende.

Die Basaltblöcke mussten wir mit den Händen losbrechen, da wir über keine andern Gerätschaften verfügten.

Und dann wurden die Steine den Abhang hinabgerollt und kamen ganz willig an der Stelle an, wo der Grund gelegt werden sollte.

Einige von uns sassen da, bereit, sie in Empfang zu nehmen und gleich in die richtige Lage zu bringen. Wir legten doppelte Reihen und füllten alle Zwischenräume mit kleinen Steinen und Guano, natürlich dem alten, geruchlosen, aus. Ehe wir es uns versahen, war die Grundmauer fertig, und wir betrachteten mit

hoffnungsvollem Stolz unser Meisterwerk der Baukunst. Der Stil war ganz neu und originell und kann sehr wohl als „Paulet-Stil" bezeichnet werden. Wahrscheinlich ist er noch nirgends sonst vertreten, — im übrigen hoffe ich, dass keiner meiner Leser gezwungen sein wird, ihn in Anwendung zu bringen.

In der Nähe der Hütte waren die besten Steine bald verbraucht, nun mussten wir eine Strecke weiter gehen und den Hügel hinanklettern, um geeignetes Material zu finden. Es war keine kleine Arbeit, Stunde auf Stunde die flachen Steine auf dem Rücken herunter zu schleppen. Da war es amüsanter, zu bauen, die einzelnen Blöcke so gut wie möglich aneinander zu passen, hier und da kleinere Stücke darunterzulegen, und dann die Zwischenräume auszufüllen und mit Erde auszumauern. Natürlich bauten wir überall eine doppelte Mauer. Die Arbeit ging nicht schnell von der Hand; wir mussten für 20 Mann ein Dach schaffen, und das Haus musste dicht sein, um gegen Wind und Wetter zu schützen. Man wurde müde und durstig, musste sich von Zeit zu Zeit verschnaufen und einen Schluck aus dem Wassereimer trinken. Das Wasser stammte aus dem kleinen Kratersee. Es war ein wenig zu grünlich gelb und hatte einen Beigeschmack — aber es hatten freilich auch Tausende von Pinguinen rings umher an den steilen Felsabhängen genistet, und alles Flüssige war in den See hinabgeflossen. Wir kehrten uns jedoch nicht an solche Kleinigkeiten, und als Suppe verkocht, schmeckte es gar nicht so übel.

Unsere Beköstigung war in diesen Tagen harter Arbeit nicht dieselbe wie späterhin. Wir assen dreimal am Tage. Des Morgens Kaffee oder Tee mit Schiffszwieback, mittags Seehund- oder Pinguinsuppe und am Abend dieselbe Suppe, jedoch mit einem Schiffszwieback dazu. Als aber die Bauwoche zu Ende war, mussten wir Hungerpfoten saugen.

Wie ich bereits erwähnte, erwarteten unsere Kameraden die „Antarctic" zwischen dem 25. Februar und dem 10. März. Später sollten sie sich natürlich nach Snow Hill zurückziehen, aber unter allen Umständen war es von Bedeutung, dass sie erfuhren, wie es uns ergangen war, denn wenn eine Entsatzexpedition hier herunter kam, konnten sie sich dann die Mühe sparen, nach uns zu suchen.

Es sah schön aus am Morgen des 3. März und um 7½ Uhr verliess ein Boot mit dem ersten Steuermann, K. A. Andersson

Pinguinkolonie auf der Paulet-Insel

und drei Matrosen unsere Insel, um nach dem Ort zu rudern, wo sich die Mitglieder der Winterstation und, wie wir glaubten, auch G. Andersson und Duse aufhielten. Unglücklicherweise bestand ihr ganzer Proviant aus einigen wenigen Konservendosen, die ganz unzulänglich für einen Mann, geschweige denn für fünf waren. Der Weg war keineswegs kurz, er betrug ungefähr 30 englische Meilen.

Sie waren noch nicht lange fort gewesen, als der Wind nach Nordwesten umsprang und stärker wurde. Unermüdlich schleppten wir den ganzen Vormittag Steine, worauf der Bau wieder in Angriff genommen wurde. Die Mauer wuchs jetzt sehr schnell obwohl es eine ganz schwere Arbeit war, die flachen Steine, die kaum mehr als 1 dm dick waren, aneinander zu fügen. Wir waren sehr besorgt um die Ruderer, der Wind wurde immer heftiger und war ausserdem ungünstig für sie. Deswegen sähen wir sie mit einer gewissen Erleichterung gegen 3 Uhr wieder in unsern Kreis zurückkehren. Sie hatten eine schlimme Fahrt gehabt und waren sämtlich bis auf die Haut durchnässt.

Den 4. März. Es wehte den ganzen Tag sehr. Die Erebus- und Terror-Bucht waren jetzt ganz eisfrei. Wir hatten das Land offenbar noch in der elften Stunde erreicht. Schon am 1. März hatten wir starken Seegang, der die Schraubeisstücke natürlich schnell zertrümmerte.

Es geht allenfalls an, Steine zu tragen, wenn das Wetter schön ist, weit schlimmer ist es bei einem solchen Sturm. Ich hatte bald keine Haut mehr auf dem Rücken.

Wir versuchten ein neues Gericht, aus den Produkten des Landes bereitet, nämlich Seehundsteak in Speck gebraten. Ich fand, dass es recht gut schmeckte, solange ich davon ass, aber hinterher — spielte es förmlich Rutschbahn durch meinen ganzen Körper. Dahingegen fand ich, dass hart gebratene Stücke Seehundspeck fast so gut schmeckten, wie gebratenes Schweinefleisch, und das will viel sagen. Leider schrumpfte der Speck dabei so sehr zusammen, dass dies Verfahren unpraktisch war.

Wir erlegten in diesen Tagen hin und wieder einen Seehund, sogar einen Seeleoparden, ohne dass wir uns Zeit genommen hätten, ihnen besonders nachzuspüren. Aber am 5. schoben wir das Boot ins Wasser, und Larsen machte sich in Gesellschaft des Bootsmanns auf und ruderte rund um die Insel herum. Nach einigen

Stunden kehrten sie zurück und wurden mit Jubel empfangen, denn im Boot lagen ausser einer Menge Steaks acht prächtige Seehundshäute mit dicken Fettschichten.

Das Haus wuchs ununterbrochen in die Höhe. Die Türöffnung, die in die künftige Küche hinausführte, wurde in Ordnung gebracht, nachdem wir nach langem Suchen ein paar flache Steine gefunden hatten, die gross genug waren, um sie oben zu decken. An der entgegengesetzten Wand sparten wir Platz für ein Paar Fenster aus. Wir hofften immer noch, mit Niederschlägen verschont zu werden, bis wir das Dach aufgesetzt hatten, aber dies

Weddellseehund auf dem Eise

Glück sollte uns nicht zu Teil werden. Am Abend brach ein Schneegestöber herein, und der Schnee setzte sich in allen Ecken und Winkeln unseres Neubaues fest.

Wir fühlten uns nicht recht wohl. Der Magen opponierte gegen das viele Fleischessen. Aber wir hatten nichts anderes, denn von Kaffee und Schiffszwieback wird man nicht satt. Die meisten gewöhnten sich jedoch bald an die Diät; ich war wohl von allen am schlimmsten daran, denn ich befand mich mehrere Wochen recht schlecht.

Der nächste Tag war sehr unangenehm. Das Schneegestöber wurde immer schlimmer, ein frischer kalter Wind blies von Süden her. Es war keine Kleinigkeit, in diesem Wetter im Freien zu arbeiten, und die Steine auf dem Berge waren fast ganz ver-

schneit, so dass man doppelte Mühe hatte, die passenden herauszufinden.

Dasselbe unangenehme Wetter hielt noch den 7. an. Doch wurden am Nachmittag die notwendigsten Arbeiten im Hause beendet, und nun fingen wir an, den Dachstuhl anzufertigen, der aus zwei schmalen Brettern in der Mitte, mit Sparren aus Zeltstangen zu beiden Seiten bestand. Als Dachfirst verwendeten wir ein paar zusammengebundene Bootshaken. Dann wurde das Segel darüber gezogen und in die Mauer hineingebaut, die Fenster wurden verstopft, vor die Türöffnung hängten wir eine Persenning, und am Abend hielten wir unsern Einzug. Es lag viel Schnee auf dem Fussboden und in allen Mauerspalten, aber dagegen liess sich jetzt nichts machen.

Man spürte schon das Herannahen des Winters. Die heftigen Windstösse wirbelten den Schnee umher, und selbst im Hause sammelten sich Schneewehen an, wir konnten den Eingang nicht dicht halten; wir waren ja zwanzig Menschen und mussten frei aus- und eingehen können. Das Thermometer zeigte den ganzen Tag 8—10 Grad Kälte. Es war vorläufig noch recht kühl im Hause, aber wir hofften auf bessere Zeiten, sobald wir die Küche vor den Eingang gebaut und das Zeltdach mit Seehundsfellen bedeckt haben würden. Hierzu gebrauchten wir von diesen unserer Berechnung nach dreissig Stück; einige lagen schon fertig draussen auf dem Hügel, waren aber ganz steifgefroren. Sobald sie auftauten, sollten sie auf das Segeltuch festgenäht werden. Und wenn dann erst Fenster und Türen an Ort und Stelle befestigt waren, brauchten wir nicht zu erfrieren.

Als Bereicherung unserer Speiseordnung fingen wir nun an, in der Suppe gekochten Speck zu essen. Allzu viel davon durften wir nicht verbrauchen, aber ein wenig war schon eine Verbesserung. Ich bin fest überzeugt, dass wir einzig und allein dem Speck unsern guten Gesundheitszustand während der Überwinterung zu verdanken hatten. Fett kann ja gewissermassen vegetabilische Nahrung ersetzen, und von letzterer hatten wir nur einen ganz geringen Vorrat. Zuerst verschlangen wir die Speckstücke, ohne den Mut zu haben, einmal zuzuschmecken, schliesslich aber konnten wir sie mit wirklichem Genuss zerkauen, falls sie nur frisch waren.

Das schlechte Wetter hielt eigensinnig an, aber es hinderte uns nicht, unsere Küche zu bauen. Für den Koch war es wirk-

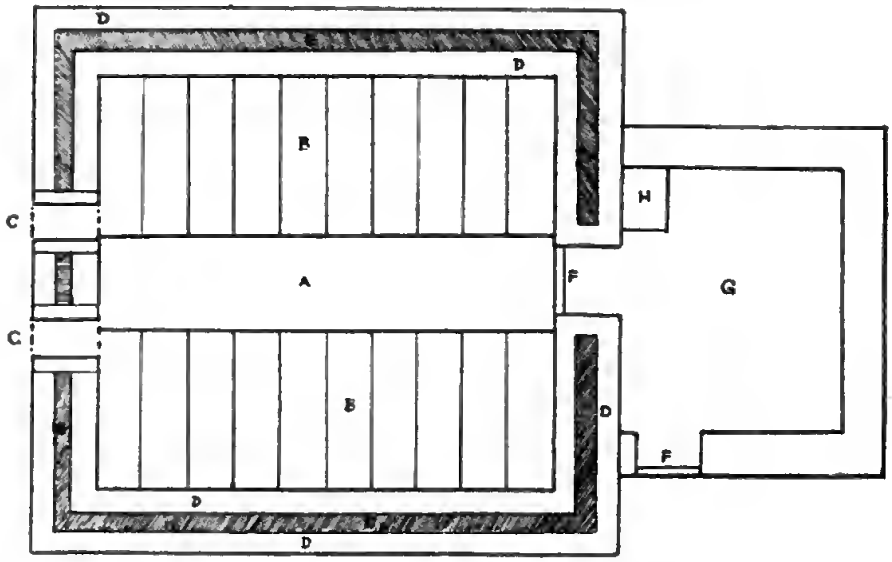
Die Winterstation auf der Paulet-Insel, als sie von der Expedition verlassen wurde

lich zu dunkel, und diejenigen, die in der Nähe der Tür lagen, waren jeden Morgen ganz eingeschneit. Deswegen war die Freude gross, als nach ein paar Tagen die Küche, in der auch der Proviant verwahrt werden sollte, fertig war. Sie hatte nur drei sehr einfache, gleich hohe Mauern und war mit einem aus Persenning und Segeltuch hergestellten Dach bedeckt. Bei der Einrichtung des Hauses hatte Steuermann Andreasen Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er setzte Fenster ein, er zimmerte Türen mit Schlössern und allem Zubehör. Ja, wir hatten wirkliche Fenster, und sogar zwei Stück. In der Offiziersmesse der „Antarctic" hingen ein paar Bilder in Glas und Rahmen. Die hatten wir mit an Land genommen, und nachdem die Bilder herausgenommen waren, setzten wir Glas und Rahmen in die Fensteröffnungen. Wenn auch nur wenig Licht durch diese engen Fenster drang, war es doch ungleich besser, als beständig in völliger Finsternis zu sitzen. Geeignetes Material für die Türen zu finden, war nicht leicht. Aber der Steuermann wusste Rat. In den Booten waren allerlei Einrichtungen, die, ohne ihre Brauchbarkeit zu verringern, herausgenommen werden konnten, und aus diesen Bretterstücken gelang es ihm, die beiden erforderlichen Türen, einen Türrahmen und einen Riegel quer darüber zu zimmern; über das ganze wurde dann Segeltuch genagelt. Die innere Tür ging auf Angeln, die äussere auf Zapfen, nach antikem Muster.

Die ganze Länge des Hauses betrug ungefähr 34 Fuss, wovon 24 auf den Wohnraum kamen, der ungefähr 22 Fuss breit war. Die Küche war nur ca. 12 Fuss breit. Die Längswände hatten eine Höhe von $3\frac{1}{2}$ und 4 Fuss, je nachdem der Boden nach dem Strande zu abfiel, die Giebel waren 8 Fuss hoch, bildeten also einen sehr stumpfen Winkel. Sogar ich konnte aufgerichtet unter der Mittellinie des Hauses stehen, und mehr war ja nicht nötig. Die Türen waren niedriger, und man musste sich daher bücken, wenn man hinein wollte. Der Fussboden im Wohnraum war 20 zu 18 Fuss gross und wurde zum grössten Teil von den Schlafsäcken eingenommen. An den Längswänden entlang bauten wir niedrige, 7 Fuss breite Betten aus Stein, mit einer Grenzmauer aus grösseren flachen Steinen nach aussen und im übrigen aus kleineren runden Pflastersteinen. Hier lagen die Schlafsäcke, zehn auf jeder Seite, querschiffs — die Hütte war unser Schiff —, wollte man einen Schlafsack nach der Längs-

wand verlegen, hiess es „an Bordseite", die Querwand hiess „Schott", der Fussboden „Deck" usw. Hinter dem Schlafsack hatte jeder seine Sachen, da war sogar ein kleines Wandbrett für Tabak, Pfeife, Nähgerätschaften, Messer usw.

Zwischen den Betten befand sich ein vier Fuss breiter Gang, der den einzigen gemeinsamen Raum bildete. Wenn uns das Wetter verhinderte, uns im Freien aufzuhalten, wimmelte dieser Gang von Lustwandelnden, was den Norwegern Veranlassung gab, ihn nach der Hauptstrasse in Christiania Karl Johan zu taufen.



Plan der Steinhütte auf der Paulet-Insel

A Mittelgang. B Betten. C Fenster. D Wände. E Zwischenraum mit Guano gefüllt. F Thüren. G Küche. H Herd.

Viel Hausgerät war nicht vorhanden. In den Fensternischen standen ein paar Primusbrenner, an der Mauer hing eine Brotwage, die Larsen aus einer Kakaodose angefertigt hatte, darunter stand ein Sack oder eine Tonne mit Brot. Jeder hatte seinen Teller, sein Messer, seine Gabel sowie Löffel und seine Tasse.

Das Hauptmöbel in der Küche war der Herd, der in einer Ecke stand, darüber war ein Loch in das Segeltuch geschnitten, um den Rauch abziehen zu lassen, und der Heizer Johanssen, ein sehr pfiffiger, geschickter Bursche, verfertigte sogar einen Schornstein aus einer Konservenbüchse. Neben dem Herd stand ein Eimer, der Speck enthielt, ein zweiter mit süssem und ein

dritter mit Salzwasser, ferner Kisten, auf denen das Fleisch geschnitten wurde, eine Axt, um es zu zerhauen, Messer u. a. m. Das Küchengeschirr bestand aus einem grösseren und drei kleineren Kesseln, sowie zwei Kaffeekannen. In der Küche wurde aller Proviant aufbewahrt, mit Ausnahme von fünf Brotfässern, die eingeschneit unten am Hügel lagen, sowie den auf der Insel eingesammelten Fleischvorräten, die wir vor dem Hause eingruben. Es war klar, dass wir selbst in den sehr tragfähigen Fangbooten keine grossen Proviantvorräte hatten transportieren können. Wir waren zwanzig Mann, hatten eine Menge Säcke mit Kleidern und Betten, allerhand Hausgerät, den Herd, Petroleum und allerlei andere schwere Gegenstände, die wir notwendig brauchten. Die Liste über Proviant und andere Waren, die wir bei unserer Ankunft auf der Paulet-Insel aufstellten, lautete: Schiffszwieback ca. 600 kg, Zucker ca. 25 kg, Kaffee ca. 30 kg, Tee ca. 14 kg, Erbsen ca. 70 kg, Konserven-Fleisch und -Fisch 165 Dosen verschiedener Grösse, kondensierte Milch 16 kleine Dosen, Reis ca. 15 kg, Sago ca. 20 kg, mehrere kleine Dosen mit Saft, Eingemachtem und Früchten, braune Bohnen ca. 15 kg, getrocknete Gemüse ca. 160 kg, Margarine, Zeniths 90 kg, dito Pellerins 10 kg, eingemachte Kronsbeeren ca. 15 kg, Kakao 12½ kg. Konservengemüse ca. 600 Portionen, Reismehl 1¼ kg, Fischmehl 1 kg, Senf verschiedene Dosen, Salz, Zitronensaft acht Flaschen, Zitronensäure 3 kleine Dosen; Petroleum 240 Liter, Kerzen 300 Stück, Zündhölzer.

Dies mag gar nicht so wenig aussehen, wenn man nicht bedenkt, dass wir so viele waren. Indessen bildeten diese Vorräte einen ganz verschwindenden Teil von dem, was wir verzehrten. Das Brot wurde so verteilt, dass jeder täglich ein Stück erhielt; nur an den Tagen, als wir das Haus bauten, gab es zwei. Der Zucker wurde ausschliesslich und in sehr geringen Quantitäten zu Reis, Saftsuppe und Kakao verwendet. Der Tee hatte infolge des langen Transports jede Spur von Aroma verloren. Die Erbsen reichten nur für eine dünne Suppe jeden Sonntag, und auch dazu nicht ganz. Das Konservenfleisch und den Konservenfisch sparten wir für eine künftige Bootsfahrt auf. Aus der Milch konnten wir nur ein paarmal Suppe kochen, während der Reis nur viermal einen Brei und zweimal eine Suppe gab. Von der Margarine wurde jeden Tag an jeden Mann ein kleines Stück ausgeteilt. Die getrockneten Gemüse, die zum grössten Teil

aus gelben Wurzeln bestanden und nach nichts schmeckten, wurden täglich in der Suppe gekocht, wozu auch die Bohnen mehrmals verwendet wurden. Die Konservengemüse wurden teils zu dem gebratenen Seehundsfleisch gegessen, teils, in der Regel zweimal wöchentlich, zu Suppe verkocht. Jeden Sonnabend brieten wir auf dem Primusbrenner, im übrigen bewahrten wir das Petroleum auf für den Fall, dass das Seehundsfett einmal auf die Neige gehen sollte. Auch die Kerzen benutzten wir sehr wenig.

Als wir die Insel verliessen, waren von unsern Vorräten noch folgende Sachen übrig: Alles Konservenfleisch, mit Ausnahme von dem, was auf der Bootsfahrt vom 31. Oktober bis 8. November mitgenommen war; ferner: Brot ca. 50 kg, Kaffee 12—15 kg, Tee ca. 4 kg, getrocknete Gemüse ca. 50 kg, Margarine 5 kg, Kakao 1 kg, Konservengemüse ca. 150 Portionen, Kronsbeeren ca. 3 kg, sowie etwas Sago, Früchte, Eingemachtes, Zitronensaft und Zitronensäure. Ausserdem hatten wir noch ungefähr 140 Liter Petroleum und ca. 200 Kerzen. Niemand wird uns der Verschwendung beschuldigen, aber das wenige, was uns zu Gebote stand, war immer ein Lichtblick, die Möglichkeit, eine kleine Abwechslung in unsern Speisezettel zu bringen.

Wie aus der Proviantliste hervorgeht, würden wir sehr bald verhungert sein, wenn wir nicht recht ansehnliche Verstärkungen erlangt hätten. Während wir das Haus bauten, erlegten wir von Zeit zu Zeit einen Seehund, aber dies Fleisch war zu jener Zeit sehr unbeliebt, die meisten fanden, dass Pinguinsuppe besser schmeckte. Es war ganz unwahrscheinlich, dass wir hinreichend Fleisch für den Winter schaffen konnten, denn schon jetzt waren die Seehunde sehr selten. Wir beschlossen, einen Vorrat an Pinguinen für den Winter zu sammeln und berechneten, dass wir 3000 bis 4000 Stück haben mussten.

Von Tag zu Tag verringerte sich der Stamm; schon mehrere hatten gemausert und säumten nicht, von dannen zu ziehen. Aber noch am 11. März, als wir uns endlich in der Lage befanden, das grosse Blutbad zu beginnen, waren noch mehrere Tausend da. Die Sache war gar nicht so leicht. Während der ersten Tage ging es freilich noch, es währte aber nicht lange, bis die Tiere begriffen, um was es sich handelte, und entflohen, ehe wir noch in ihre Nähe gekommen waren. Dass sie so schnell scheu wurden, war ganz auffallend. Wir waren nicht in der Lage, Pulver an sie zu verschwenden, sondern schlugen sie mit Stöcken tot.

Dies gelang uns zu Anfang einigermassen, dann aber war es fast unmöglich, sie zu erreichen. War der Boden schneefrei, so erhielt man allemal etwas Jagdbeute, war er aber mit Schnee bedeckt, so stellte sich die Sache anders: Wir sanken hinein, und die Pinguine stürmten davon. Sie legten sich auf den Bauch und stiessen sich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit mit den Füssen vorwärts.

Die Sache wurde noch dadurch erschwert, dass wir uns alle nicht wohl fühlten. Harte Arbeit bei unzureichender, wenigstens ungenügend nahrhafter Kost hatte uns schon so elend und schwach in den Beinen gemacht, dass es ein wahrer Jammer war. Ich war nie sehr stark gewesen, aber die jetzige Diät bekam mir so schlecht, dass ich ein paar Tage bett- — oder vielmehr sacklägerig war; so musste ich denn sehr bald von der Verfolgung abstehen und mich damit beschäftigen, die erschlagenen Tiere abzuziehen. Dies war doch wenigstens eine Beschäftigung! Bei 13 bis 14 Grad Kälte Stunde für Stunde dazuliegen und den Tieren die Haut über die Ohren zu ziehen, war allerdings ein etwas kaltes Vergnügen, das lässt sich nicht leugnen, und Handschuhe konnte ich dabei nicht anziehen. Aber man lernt, so lange man lebt, und Pinguine abziehen, das k a n n ich jetzt.

Mit jedem Tage wurden die Tiere seltener, und bald waren sie gänzlich ausgerottet. Der Winter stand vor der Tür.

In diesem Zusammenhang möchte ich einige Worte über unsere Bekleidung sagen. Jeder hatte Unterkleider zum Wechseln mitgenommen. Unsere Anzüge waren fast alle aus Fries; dieser oder jener hatte einen Extrarock oder ein Beinkleid mitgenommen, gewöhnliche Winterkleider. Aber ich glaube nicht, dass irgend jemand mangelhafter Bekleidung wegen ernstlich hat frieren müssen.

Mit den Schuhen war es schlechter bestellt; unsere gewöhnlichen Schuhe und Stiefel waren durchaus nicht warm genug, daher hörte man denn auch täglich von erfrorenen Füssen, während niemand über Kälte an einem andern Körperteil klagte.

Wir hatten noch eine Sorge für den Winter, die übrigens mit den Proviantverhältnissen in Zusammenhang stand. Es handelte sich nämlich um unser Dach, das zu Anfang nur aus Segeltuch bestand. Es hatte zwei grosse Mängel: einmal war es sehr undicht, und dann drohte es bald ganz zu verschwinden, da es durch das beständige Aufschlagen auf das Dachgerüst sehr ab-

genutzt wurde. An dem ersten dazu geeigneten Tage nähten wir daher die Seehundsfelle, die wir hatten, darauf fest, aber es währte noch eine ganze Weile, bis das Dach völlig damit überzogen war.

Und dann hielt der Winter seinen Einzug. Einige Daten aus meinem Tagebuch werden beweisen, dass er sofort als gestrenger Herr auftrat.

Den 14. März. Schlechtes Wetter und Schneesturm aus West-Südwest. Die Arbeit im Freien eingestellt. Den 15. März. Frischer Südwind und Schneegestöber, den ganzen Tag 12° Kälte. Doch machte ich einen Spaziergang, denn man wird so schlaff, wenn man beständig im Schlafsack liegt. Den 18. März. Wetter schlecht. Am Abend südwestlicher Schneesturm. Ich gab jedoch meinen Morgenspaziergang nicht auf.

Ein kleines Stück von unserer Hütte entfernt befand sich ein Brutplatz von Skarben. Es sind hübsche Vögel, lebhaft und anziehend, und es war ganz amüsant, sie zu beobachten. Heute aber, als ich meinen Spaziergang machte, waren sie alle verschwunden. Es war schon früher vorgekommen, dass die meisten von ihnen auf Fischfang ausgezogen waren, aber dann kamen sie doch am Abend alle wieder. Und nun kehrten sie nicht mehr zurück. Winter! Winter! Alles führt die Gedanken auf diese Zeit des Todes hin.

Den 19. März. Schon gestern Abend um 11 Uhr wehte ein scharfer Wind. Er nahm mit jeder Stunde zu. Unser Dach war noch nicht fertig, und mit furchtbarer Gewalt stürzten sich die Böen auf unser gebrechliches Futteral, das klappernd gegen die Sparren schlug. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken, wir warteten nur auf den Moment, wo das Dach auf und davon fliegen würde. Merkwürdigerweise hat es gehalten. Als wir aber am nächsten Morgen hinaussahen, war das Küchendach spurlos verschwunden! Es war mehrere hundert Meter weggeweht und würde sicher seine Fahrt weit über das Eis dahin fortgesetzt haben, wenn es nicht von einer pfeilerförmigen, freistehenden Gruppe von Klippen unten am Strande zurückgehalten worden wäre. Die ganze Insel war verändert nach dem Sturm, denn unerhörte Schneemassen waren herabgefallen, man musste bis an die Knie darin waten.

Der Active-Sund

XXIV.

Winterleben auf der Paulet-Insel.

Die Tage kriechen mit schneckenähnlicher Langsamkeit dahin, das Wetter hält uns fast immer gefangen. Der Tod hat seine schwere Hand auf alles rings umher gelegt. Kaum dass ein Vogel an den Felsabhängen zwitschert, nur die kleine Chionis hüpft um unser Wohnhaus herum, aber es ist, weiss Gott, nicht viel, was die Pauletwilden für sie hinauswerfen. Was nur irgend essbar ist, behalten sie für sich.

Rings um uns her herrscht Winter. Das Eis liegt fest zwischen unserer Insel und der Dundee-Insel, so dass der Schnee jetzt direkt von dem Gletscher der letzteren nach unserm Hause herunterwirbelt. Durch das Zufrieren ist uns aber doch ein Vorteil erwachsen: unser Promenadenplatz hat sich erweitert, wir sind nicht mehr an den Strandstreifen der Paulet-Insel gebunden. Unser neues Terrain ist nicht so einförmig, wie man glauben sollte. Da sind Bergketten und Talstriche, Kämme und Gipfel, Schluchten und steile Abhänge. Dazwischen sind Eisberge eingestreut, die auf dem Meeresgrunde fussen, Stützpfeiler für das gebrechlichere Treibeis. Da sind Spalten und Löcher, in denen der Seehund schnauft, und wo jeden Tag ein wachsames Auge seine Bewegungen verfolgt.

Weiss und tot liegt die Natur da. Mit antarktischer Gewalt rasen die Schneestürme, höher und höher wachsen die Schneeschanzen um unsere Hütte herum an. Bald ragen nur noch die Giebel und das Dach aus dem Schnee auf; die dürfen nicht

einschneien, denn einerseits wollen wir gern das wenige Tageslicht geniessen, das die immer kürzer werdenden Tage gewähren, anderseits kann das Dach keine Schneemassen tragen. Von der Tür aus haben wir einen Gang durch die grosse Schneewehe gegraben; leider waren wir mit den Windverhältnissen hier nicht bekannt, sonst hätten wir die Tür an eine andere Stelle gelegt. Jetzt weht der Gang immer wieder zu, und wir haben oft Tag und Nacht die Mühe, uns hinaus und wieder hinein zu schaufeln.

Die Zeit wurde uns ein wenig lang. Aber es gibt etwas in der Welt, was eine gewisse Macht besitzt, die Tage schnell entschwinden zu lassen, nämlich die Hoffnung auf etwas schönes.

Der Abhang

Und wir lagen hier und sehnten uns, sehnten uns nach Ostern, immer glühender wurde diese Sehnsucht mit jedem Tage, der das grosse Ereignis — den Reisbrei! — näher rückte. So bescheiden war das Ziel unseres Sehnens! Aber was ist Pinguinsuppe gegen den blossen G e d a n k e n an Reisbrei!

Der Abend vor Ostern, der grosse Tag, kam heran. Ich zog meine dicke Joppe und meine Pelzhandschuhe an und begab mich auf die weite Wanderung, — weit nach unsern Begriffen. Ich wollte unsere Insel genauer studieren und fing an, darauf herumzutappen. Jetzt fühlte ich erst so recht, wie matt und elend ich geworden war. Bei jedem zehnten Schritt musste ich stehen bleiben und mich auf einen Stein setzen, um auszuruhen, so litt ich an Herzklopfen und Atemnot.

Es gibt rings umher auf der Paulet-Insel viel Schönes zu sehen. Ich war nach Nordosten zu in die Ebene hinabgestiegen.

Sie ist wie ein See mit langen Dünungen, die plötzlich in Stein verwandelt sind. Ein paar Fuss hohe und einige Fuss breite Hügelrücken ziehen sich an ihr entlang. Dort nisten die Pinguine, und vielleicht haben sie die Erhöhungen geschaffen. Der Weg geht einen Hügel hinan, und ihm folgend, gelange ich an einen schmalen, kleinen, flachen Streifen. Der Berg schiebt sich vor und fordert Platz, die Ebene drängt sich an seinem Fuss zu einem schmalen Streifen zusammen. Nun bin ich am Abhang angelangt. Hier sind viele Abhänge und steil abfallende Bergwände, aber nur einer ist für uns „der Abhang". An seiner unebenen Oberfläche zeigt der Basalt seine schönsten Zerklüftungen, ein Fächer neben dem andern, aus schmalen Strahlen zusammengesetzt. Wenn die Windstösse gegen die steile Mauer rasen, werden oft Stücke davon losgerissen und stürzen hinab, die Passage oft sehr unsicher machend. Der Weg geht an einer steilen Schneeschanze entlang, an deren Fuss das Treibeis liegt, während an der andern Seite steile Felsabhänge aufragen, die von freistehenden, malerischen Zinnen und Türmen gekrönt sind.

Über mir ertönt ein Zwitschern im hohen Diskant. Um die schwarzen Zinnen schweben einige zierliche kleine Vögel. Es ist die Pagodroma nidea, ein kleiner Sturmvogel, der zu den allerschönsten Erscheinungen hier unten im Eise gehört, leicht und geschmeidig, mit langen, spitzigen Schwingen und seidenglänzenden Federn, weiss wie Schnee, während Schnabel und Füsse schwarz wie Ebenholz sind. Ich blieb eine ganze Weile stehen und bewunderte ihr Spiel um die drohenden Burgruinen.

Jetzt befinde ich mich auf der andern Seite der Insel. Da drüben im Süden hinter dem Eisfelde blaut ein Schimmer von Land. Das ist das Land, wo wir unsere Kameraden vermuten, wo sie umhergehen und sich fragen: „Wird denn die „Antarctic" gar nicht mehr kommen?"

Jetzt fängt der Eismantel der Dundee-Insel an, hinter den Felsabhängen aufzutauchen, und bald sehe ich den Hügel, auf dem unser Haus liegt, schwer zu unterscheiden, so verschneit wie alles ist.

Daheim herrschte bei meiner Rückkehr grosse Freude; sie hatten gerade einen Seehund erlegt und waren nun dabei, ihn abzuziehen. Die Arbeit war bald getan, und wir krochen in unsere Schlafsäcke, andachtsvoll der Ostermahlzeit harrend. Die Unterhaltung drehte sich ausschliesslich um den Reisbrei.

Es herrschte allgemeine Feststimmung. Unter Scherzen und Lachen wurden die Essgeräte hervorgeholt, wir reinigten sogar unsern Teller, wozu ich meinerseits ein kohlschwarzes, von Fett und Russ glänzendes Taschentuch benutzte. Die Tür tat sich auf, die Unterhaltung verstummte; eine gewisse Ehrfurcht lag in diesem Schweigen.

Heute gab es kein gewöhnliches, einfaches Steak. Eine ganze Reihe von Seeschwalben hatten ihr Leben lassen müssen, und wir hatten uns den Luxus geleistet, sie in Margarine zu braten. Unendlich sind die Lobreden über das unserer Ansicht nach ungeheuer üppige Gericht. Plötzlich aber wird wieder alles still, die Küchentür tut sich zum zweitenmal auf, und herein schreitet der Koch mit dem grossen, schweren Breitopf. Ein herrlicher Duft durchströmt das Zimmer, der Dampf erfüllt den niedrigen Raum, und die Teller werden herumgereicht. Ein jeder sehnt sich danach, dass die Reihe an ihn kommt.

Nie im Leben hat uns etwas so gut geschmeckt! Aber es wäre eine zu grosse Verschwendung gewesen, alles auf einmal zu essen; völlig gesättigt, aber mit einem Blick des Bedauerns, stellte ich den Teller auf das Wandbrett hinter mir, ein klein wenig für den morgenden Tag aufbewahrend.

Jetzt kommt eine angenehme Überraschung. Der Steuermann, mein Nachbar, wühlt eine Weile in seinem Kleidersack und bringt schliesslich einen alten Schuh zum Vorschein. Ich mache grosse Augen, als er aufgeschnürt wird und es sich herausstellt, dass er — Zigarren enthält. Eine Zigarre! Ich liege gegen das Kopfende zurückgelehnt und blase die leichten Rauchwolken vor mich hin, die leise zu der Decke aufsteigen und sich mit dem dichten Qualm vermischen, den unsere Tranlampen ausströmen. Wir hatten einige kleine, einfache Lampen mitgenommen, die im Maschinenraum der „Antarctic" hingen, und brannten nun Tran darin. Das ging ausgezeichnet, abgesehen von dem fürchterlichen Qualmen. Alles, was wir besassen, selbst der eigene Körper, wurde vollständig mit Russ überzogen. Aber wir wollten ungern auf diese spärliche Beleuchtung verzichten. Das Tageslicht drang nur schwach durch die kleinen Fenster, die trotz all unserer Bemühungen oft ganz oder doch zum Teil zugeschneit waren.

Der Tabakrauch im Zimmer spielte nur während der ersten Wochen eine Rolle. Der kleine Rest von Tabak, der sich beim

Schiffbruch auf der „Antarctic" befand, wurde mit an Land genommen und gleichmässig unter uns verteilt. In Bezug auf Kautabak war es noch schlechter bestellt. Nur ein paar von den Leuten hatten noch eine Kleinigkeit davon — der gemeinsame Vorrat an Bord ward aufgebraucht, während wir auf die Entscheidung warteten. Durch einen Zufall waren einige Pakete mit Schnupftabak gerettet, und davon erhielt jeder seinen Anteil, man mochte schnupfen oder nicht. Aber wir wussten ihn trotzdem zu verwenden. Die Kauer benutzten ihn an Stelle von Kautabak, die Raucher vermischten ihren schwachen Virginia zur Hälfte mit Schnupftabak. Und das geht sehr gut, wie ich aus Erfahrung weiss.

Das Sparen ist hier in der Welt nicht immer leicht. Der Tabak da unten im Elend regte die Leute mehr denn je an, deswegen rauchte man im allgemeinen leichtsinnig drauf los und entdeckte eines schönen Tages, dass der Vorrat unwiederbringlich verbraucht war. Mit Wehmut betrachtete der Verschwender jetzt seine sparsameren Kameraden, zu denen auch ich mich zählen konnte. Hin und wieder bot man diesem oder jenem eine Pfeife an, um nicht die abscheulichen Surrogate für Tabak zu sehen, die bald zur Anwendung gelangten. Nie werde ich den alten Haslum vergessen, wie er dastand und eine Rauchwolke von haarsträubendem Duft in die Luft entsandte; er rauchte abgebrühte Teeblätter, mit Schnupftabak vermischt. Und Martin, der schon lange im voraus auf eventuell kassierte Pfeifen abonnierte! Wenn er einer solchen habhaft werden konnte, kaute er den Kopf derselben auf. Ein Matrose ohne Kautabak ist gar nicht zu denken! Es war ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie Martins altes, verschmitztes Gesicht sich aufklärte, wenn einer seiner reicheren Unglücksgenossen ihm einen Priem reichte. Er genoss ihn mit Verstand und mit Gefühl.

Dasselbe tat ich mit meiner Osterzigarre. Allmählich fing man an, stürmisch die Abendunterhaltung zu fordern. Von Musik konnte leider keine Rede sein. Die Violine des Steuermanns war durch die Feuchtigkeit aufgelöst und für immer verstimmt. Haslums Handharmonika, die ihren Platz oben unter der Decke gefunden hatte, ging ihrem Ende mehr und mehr entgegen; Reinholdz hatte eine Mundharmonika, aber gewöhnlich waren seine Lippen zu steif vor Kälte, um sie traktieren zu können. Wir mussten unsere Zuflucht also zur Bibliothek nehmen. Durch Zu-

fall kamen einige Bücher mit an Land. Da war Orzeskos „Hexe", Runebergs „Lieder des Fähnrich Staal", Nansens „Auf Schneeschuhen durch Grönland" und Kapitän P. Möllers „Reise in Afrika". Ausserdem war da ein englisches Buch „Bob Martin's little girl", voll spannender Szenen. Es war mein Amt, so lange die Lektüre vorhielt, jeden Abend ein wenig laut vorzutragen. Nie werde ich diese Winterabende vergessen; ich sass dort zusammengekrochen im Schlafsack, das Buch und eine Stearinkerze auf dem Knie, während die Reifflocken vom Dach schimmernd auf die Blätter hinabtanzten, und rings umher lagen die neunzehn und lauschten andächtig Runebergs herrlichen Liedern oder ergötzten sich an Nansens viel bewunderten Abenteuern. Als die schwedischen Bücher gelesen waren, kam die Reihe an „Bob Martin's little girl", das Ende fehlte, aber man konnte leicht erraten, dass die Liebenden nach ein paar Seiten voll weiterer Prüfungen einander schliesslich doch „kriegten". Es war oft kalt, so kalt, dass ich jedesmal, wenn ich eine Seite umwenden wollte, die Hände vorher einen Augenblick im Schlafsack auftauen musste.

Heute kam Nansen an die Reihe! Wie haben wir nicht über Sverdrup gelacht, der zweimal hintereinander frühstückte, als sie glücklich an Ort und Stelle angelangt waren! Wartet nur, wenn wir erst an Ort und Stelle angelangt sind, werden schon zwei oder drei Frühstücke niedergleiten!

Am Ostertage lag eine förmliche Feiertagsstimmung über der Insel. Man wusch den ärgsten Schmutz vom Gesicht und freute sich herzlich über die Veränderungen, die Wasser und Handtuch hervorzubringen vermögen. Einige wechselten auch das Hemd; ich hatte meins erst 2½ Monate getragen, da wäre das eigentlich ein Luxus gewesen.

Das Fest ging zu Ende, die gewöhnliche Diät begann wieder, aber in der Ferne winkte ein neuer Stern: Reisbrei zu Pfingsten!

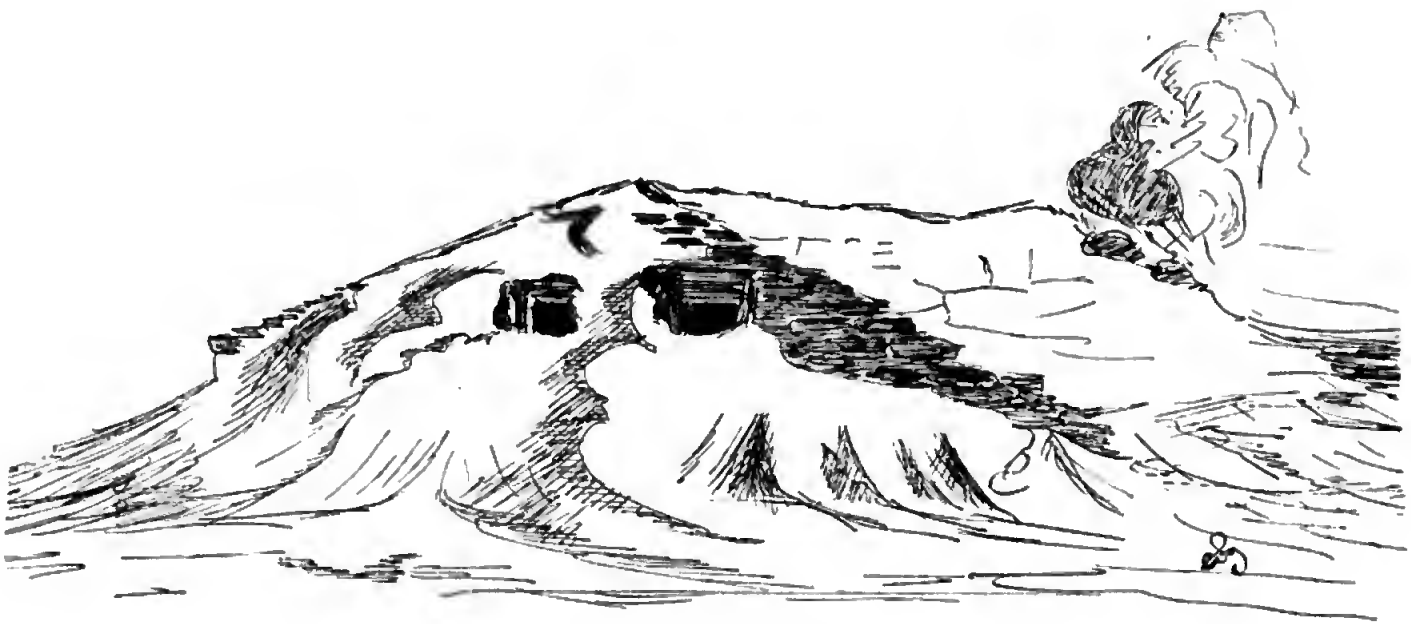
Wie sich unser tägliches Leben während der folgenden Wintermonate gestaltete, ergibt sich am besten aus der Schilderung eines beliebigen Wintertages. Nehmen wir an, dass es windstill, kalt und klar ist, was leider nicht oft der Fall war.

Die Uhr mag ungefähr ½ 8 sein. Meine Uhr ist schon lange in Unordnung, ich puffe deswegen meinen Freund Karl Andreas, der zu meiner Linken liegt, in die Seite, um zu erfahren, wie spät es sein mag. Die Decke ist glitzernd weiss, eine anständige

Schicht aus Reif bedeckt sie. Während der Nacht hat es auf unsere Schlafsäcke herabgeschneit, die weiss in der Morgendämmerung daliegen. Auch die Mauern sind mit Reif überzogen, und alle Spalten sind voll Eis, das nach jedem Tauwetter dicker friert. Natürlich muss man den Sack oft dicht um den Kopf schliessen, um die Wärme darin zurückzuhalten. Man atmet infolgedessen durch den Filz und das Segeltuch, wo der Atem zu Eis gefriert; ich habe oft beim Erwachen eine förmliche Eiswölbung über dem Gesicht gehabt. An wirklich kalten Morgen sind grosse Teile des Sackes steif wie Blech. So gut es geht, suche ich dem abzuhelfen. Mit meinem Löffel kratze ich das Eis von dem Innern des Sackes und den Reif von der Aussenseite ab. Ich habe auch einen alten, allmählich in Fetzen verwandelten Gummimantel darüber gelegt, aber der wurde bald durch und durch nass und diente nun als Sammelplatz für alles herableckende Wasser, das wieder an den Schlafsack abgegeben wurde.

Endlich ist die Uhr acht, und falls das Wetter es erlaubt, wandern Andersson und ich hinaus, um nach dem Thermometer zu sehen. Das kann unter Umständen ein Vergnügen sein, aber — nach einem Schneesturm! Da ist der Gang durch die Schneeschanze bis an die Tür mit hart gepacktem Schnee angefüllt, beim Öffnen starrt mir eine hohe, weisse Wand entgegen. Ist eine Schaufel zur Hand, so schlage ich ein Loch durch den Schnee und krieche hinaus; oft aber bleibt mir nichts übrig, als mich mit dem Kopf durchzubrechen und zu sehen, wie ich mit dem Körper nachkomme. Wenn ich wieder hineinkomme, tönen mir dumpfe Fragen aus der Tiefe der Säcke entgegen. Alle sind neugierig, was das Thermometer sagt; den ganzen Tag hindurch wird fleissig danach gesehen. Dann krieche ich wieder in den Schlafsack, ganz durchgefroren, denn in der Regel hat man sich nicht ordentlich angezogen, weil es zu viel Umstände macht; nur ein Paar Galoschen *) werden übergezogen, und dann gehts hinaus.

*) Die Galoschen haben ihre ganz besondere Geschichte. Als die „Antarctic" in Göteborg beladen wurde, kam aus Versehen eine Kiste mit Galoschen mit aus dem Speicher und wurde ganz unten in den Lastraum gestellt. Verzweifelt schrieben die Eigentümer danach: wir konnten unmöglich das annektierte Gut heraussuchen, versprachen aber, dasselbe bei unserer Heimkehr zurückzugeben. Beim Untergang des Schiffes nahmen wir mehrere Paar Galoschen mit an Land, wo sie zu so unendlichem Nutzen gereichten, dass die Eigentümer sich herzlich über das Malheur freuen müssen.



Die Paulet-Hütte im Winterkleide

Da ich mich am Abend vorher schon um 7½ Uhr hingelegt und fast zwölf Stunden geschlafen habe, will es jetzt nicht mehr recht gehen. Ich drehe und wende mich, schlafe im glücklichsten Falle noch einen Augenblick wieder ein, erwache aber von einem scharrenden Geräusch. Es ist der „Wassermann", der das Eis aus dem Eimer losbricht, um frisches Wasser zu holen, das uns glücklicherweise der Kratersee noch immer liefert, wenn es auch schlecht zu erreichen ist.

Ich fange schon an, mich nach Essen zu sehnen und bin wirklich in der Lage, meinen Hunger für den Augenblick zu stillen. Auf meinem Teller liegt ein Stück Fleisch von der gestrigen Suppe; es ist natürlich steinhart, aber dafür gibt es Rat. Ich stecke es in die Kaffeetasse und lege diese in meinen Schlafsack, und nach ein paar Stunden ist das Fleisch aufgetaut und gleitet angenehm herunter. Inzwischen ist der Koch hinausgegangen, und es währt nicht lange, bis man seine regelmässigen Schritte draussen vor dem Hause hört. Und nun liege ich da und sehne mich, sehne mich buchstäblich, intensiv nach dem warmen Kaffee.

Da vernehme ich wieder einen wohlbekannten Laut, der bis in die Tiefe des Schlafsacks an mein Ohr dringt. Es ist der Steward, der die Brotrationen abwiegt, einen Schiffszwieback und ein kleines Stück Margarine. Das Wasser läuft einem förmlich im Munde zusammen, wenn man an das alles andere überstrahlende Brot denkt. Ich habe stets, lange ehe ich an Bord der „Antarctic" kam, eine grosse Vorliebe für Schiffszwieback gehabt, so dass es für mich keine Entbehrung war, kein anderes Brot zu bekommen. Als Gewicht wurde ein ganzer Zwieback benutzt, wodurch ja einem jeden Gerechtigkeit widerfuhr, was hier von grösserer Wichtigkeit war als sonst überall. Sobald das Brot ausgeteilt wird, entsteht Leben und Bewegung. Ein struppiger, schmutziger Kopf nach dem andern guckt aus den Säcken heraus, und ein jeder dreht und wendet seine Brotstücke. Man versucht nämlich, ob es wohl möglich ist, ein kleines Stück für unvorhergesehene Fälle aufzusparen. Hat man das Glück gehabt, einen ganzen Zwieback zu bekommen, so ist das am leichtesten. Denn dann legt man den ganz einfach weg, falls man einige einzelne Stücke hat, die man statt dessen essen kann. Es ist tragikomisch, das Gesicht dessen zu sehen, der einen ganzen, schönen Zwieback bekommen hat und nun nichts besitzt, was er an dessen

Stelle essen könnte, — mit einem schweren Seufzer seinen Schatz zerbrechen muss.

Platz für den Koch! Der Kaffee kommt! Tassen und Becher werden hingehalten, und gleich strömt der kochend heisse Trank hinein, unsern ganzen erstarrten Körper erwärmend. Wir trinken abwechselnd Kaffee und Tee, ja, des Sonntags sogar Kakao. Das klingt ja sehr schön, aber — man muss entweder die Wochentage zählen oder ein Feinschmecker sein, um die Getränke von einander zu unterscheiden. Der Tee war aber doch entschieden das schlechteste.

Da es schönes Wetter ist, bereiten wir uns nun darauf vor, auszugehen, und ziehen uns danach an. Die grösste Schwierigkeit verursachen allemal die Stiefel; sie sind hart wie Eisen, man muss sie ausbeulen und sie auf alle mögliche Weise künstlich drücken und klemmen, um sie nur an zu bekommen. Der Rock ist auch natürlich wieder und wieder durchnässt und hat infolgedessen am meisten Ähnlichkeit mit einem Panzerhemd, denn Wasser ist hier gleichbedeutend mit Eis. Aber allmählich begeben wir uns an unsere verschiedenen Beschäftigungen im Freien. Einige nehmen ihre Angel und gehen aufs Eis, um sich an ein Seehundsloch zu stellen und dort einige Stunden mit den Füssen zu stampfen in der schwachen Hoffnung, ein Fischfrühstück zu ergattern. Meine Stiefel, die sehr dünn und für Schuhheu eingerichtet sind, erlauben mir nicht, lange still zu stehen, wenn es kalt ist. Ich gehe deswegen in der Regel umher und sammle die gefangenen Fische auf und trage sie zum Ausnehmen nach Hause.

Oder auch ich nehme Teil an der Suche nach einem Seehund. Wir streifen lange auf dem Eis umher — leider aber werden unsere Bemühungen nur selten mit Erfolg gekrönt.

Im ganzen ist es ein trübseliges Vergnügen, draussen umherzugehen und zu klettern. Auf der andern Seite ist der Schlafsack auch nicht gerade verlockend, aber einen andern Zufluchtsort gibt es nicht. Also hinein und aus den Kleidern heraus. Es ist kalt und windig, und ein jeder zieht sich in seine Höhle zurück. Jetzt beginnt ein neues Warten. Es währt noch ein paar Stunden, ehe das Essen kommt, das wahrscheinlich nur aus Pinguinsuppe besteht, aber doch jedenfalls eine angenehme Abwechslung bildet. Es ist kein lieblicher Duft, der uns aus dem Kessel entgegenströmt, wenn er hereingetragen wird, auch sieht

das Essen keineswegs verlockend aus auf dem Teller, wo ein paar grobe Vogelknochen und Stücke Seehundspeck in einer dünnen, bräunlich-gelben Suppe schwimmen. Aber es geht alles. Und hat man erst den Inhalt der beiden Teller heruntergeschluckt, so sieht gar mancher voll Wehmut dem leeren Kessel nach, der hinausgetragen wird. Zu Anfang war die Pinguinsuppe gar nicht so schlecht, obwohl sie mit Seewasser gesalzen wurde. Da waren die Pinguine ganz frisch; ihre Herzen und Lebern, die sorgfältig gesammelt wurden, galten als Leckerbissen. Die Schneeschanze schien indes kein so gutes Konservierungsmittel zu sein, wie wir geglaubt hatten; mit jeder Woche, die verging, wurde das Fleisch weniger appetitlich, und schliesslich gehörte wirklich Hunger dazu, um dies Gericht herunterzubringen.

Es ist eben erst 6 Uhr. Wie lang der Abend wird! Hätte man nur hinreichend Tabak, aber jetzt ist es schon ein unerhörter Genuss, wenn man nur einen kleinen Zug aus seiner Pfeife tun kann. Und dann liegt man wieder da und starrt nach der Decke hinauf, wo sich der Reif mehr und mehr ansammelt, denn es wird mit jedem Tage kälter. Niemand aber versinkt in Grübeleien, im Gegenteil, ein jeder tut, was er kann, um fröhlich und unterhaltend zu sein, und der Gesprächsstoff geht niemals aus in der Paulet-Hütte, wie auch Johansson niemals aufhört, seine Melodien zu trällern. Es ist ein grosser Segen, immer guter Laune zu sein, wenn man die Lage auch für ganz verzweifelt hält. Wir zeichnen uns übrigens alle durch einen gewissen Galgenhumor aus.

Eine Stunde Vorlesen regt sehr an, aber auch mit diesem Genuss müssen wir sparsam umgehen, obwohl es oft ganz schwer ist, das Buch wegzulegen. Und dann liegen wir da und träumen noch eine Weile, und allmählich wird es Schlafenszeit. Der Entkleidungsprozess ist gerade nicht sehr umständlich, mühsamer hingegen ist es, das Bett zu ordnen. Das Kopfkissen ist eine Mosaikarbeit aus Kleiderlumpen, der Segeltuchsack hat die Neigung, herabzurutschen, der Filz hat sich verwickelt. Schliesslich aber ist alles in Ordnung, man kriecht hinein, stopft den Filz um sich herum, zieht das Segeltuch über den Kopf und hat jetzt nur den e i n e n Wunsch, schlafen zu können. Zuerst muss man aber doch eine Lage finden, die nicht zu unbequem ist. Das ist leichter gesagt, als getan. Die Unterlage besteht aus Steinen, und zwar aus spitzen, rauhen Steinen, und ist nur mit ganz dünnen,

alten Kleidungsstücken bedeckt. Oft, wenn ich mich hinlegte, dachte ich an Hamlets Worte: „Sterben — schlafen —, nichts weiter! — und zu wissen, dass ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stösse endet. Sterben — schlafen — schlafen! Vielleicht auch träumen!"

Viele hundert Träume sind auf unserer Insel geträumt worden. Ich weiss nicht, ob sie dazu beitrugen, uns unser Dasein zu erleichtern. Sie drehten sich alle um zweierlei: um Essen und um Entsatz. Ach, man konnte sich ein ganzes Diner erträumen, vom Schwedentisch bis zum Nachtisch, und arg enttäuscht erwachen. Wie unzählige Male sah man nicht das Entsatzschiff, bald einen grossen Dampfer, bald eine kleine Schaluppe. Dieser oder jener unter uns behauptete, seine Träume gingen in Erfüllung, und berichtete dann von einem mehr oder weniger fernen Tage, an dem uns ganz bestimmt ein Schiff abholen würde. Wie deutlich sah ich es nicht selbst im Schlaf, auf den Wellen schaukelnd, die Tonne oben an der Mastspitze, und in der Tonne ein Bekannter! Ja, auf tausenderlei Art ward dieser Traum gedreht und gewendet.

Eine Tranlampe schimmert matt durch das qualmgefüllte Dunkel. Nur die Atemzüge der Schlafenden...

Auf diese Weise verging ein Tag, vergingen viele Tage mit der einzigen Abwechslung, dass das Wetter oft schlecht war und uns am Ausgehen hinderte. Solche Tage waren nicht gerade erbaulich, die Zeit wurde uns länger im Sack als im Freien, und zuweilen, wenn dieser Zustand vier bis fünf Tage anhielt, konnte man sich wohl in den Schneesturm hinausbegeben, um nur nicht immer im Sack zu liegen. Man erwachte und sah, dass die Decke hin und her schaukelte. Das verhiess nichts gutes, aber einen klaren Überblick über die Verhältnisse gewann man erst, wenn man hinauskam. Nur mit Mühe konnte man sich aufrecht halten, der Wind peitschte Einem Millionen kleiner Eisnadeln ins Gesicht; der Schnee füllte die Tür in wenigen Minuten aus, und durch den Schornstein wimmelten unzählige Flocken herein. Es gehörte die ganze Geduld des Kochs dazu, um am Morgen nach oder, was noch schlimmer war, während eines Schneesturmes mit der Bereitung der Speisen zu beginnen. Der Herd war in eine Schneeschanze verwandelt, die Kaffeekessel waren eingeschneit, ebenso der Speck. Alles wurde durch und durch nass, sobald der Schnee schmolz. Und dann kam ein

ununterbrochener Strom durch den Schornstein herab. Wieder und wieder war das Feuer nahe daran, zu verlöschen, ja, zuweilen erlosch es wirklich, trotz Johanssons praktischer, drehbarer Schornsteinkappe. Schändlich kalt war es da draussen, nie aber beklagte sich der Koch. Nein, er war zu bewundern, und stets werde ich seiner als eines Ehrenmanns und tüchtigen Burschen gedenken.

Andersson und ich hatten jeder ein paar Bücher gerettet, er zoologische, ich botanische. Wenn wir gezwungen wurden, zu Hause zu bleiben, beschäftigten wir uns in der Regel mit diesen Büchern, um uns die Zeit zu vertreiben und um unsere Kenntnisse aufzufrischen, was sehr heilsam war.

Gar mancher unserer Unglücksgefährten hat uns um unsere Lektüre beneidet. Die meisten hatten absolut nichts zu tun und versuchten, die Unterhaltung mit Schiffergeschichten im Gange zu halten, von denen eine schlimmer war als die andere. Nur Haslum hatte etwas zu tun, — er nähte, wie immer, Schuhzeug. Kapitän Larsen verfügte über einen unendlichen Vorrat von Geschichten aus seinen Jahren als „Vorsteher des Walfischfanges", und in der Regel begann er mit den Worten: „Weisst du noch, Anton, damals, als wir —" Anton war viele Jahre lang als Bootsmann mit Larsen gefahren.

Nicht alle Tage lebten wir so spartanisch. Der Sonnabend war der grosse Tag der Woche, denn wer da nicht satt wurde, hatte sich selbst die Schuld beizumessen. Das Mittagessen bestand nämlich aus einer unendlichen Menge Seehundsteaks und einem Teller sogenannter Fruchtsaftsuppe. Ja, Suppe war es wohl, aber der Fruchtsaft? — Da das Braten im Wohnraum und auf dem Primusbrenner vor sich ging, wurde es als die wichtigste Zeremonie betrachtet. Der Reif musste von der Decke gekratzt werden, denn sonst bildete er bald eine Eismasse, die langsam in Form von Wasser auf die Schlafsäcke heruntertropfte. Jeder von uns nahm seinen Teller und seinen Löffel und kratzte die Decke über seinem Platz rein. Es gelang uns jedoch niemals, alles zu entfernen, und gegen Mittag begann der Tropfenfall; es war sehr ergötzlich, alle die Blechgefässe zu sehen, die aufgestellt standen, um das Wasser aufzusammeln.

Mir graut, wenn ich an die Mittagsportionen denke: sieben bis acht grosse schwarze Beefsteaks, die in braunem Tran schwammen und mit gebratenen Speckstücken garniert waren. Man packte

Die Paulet-Insel

alles hinein und strahlte vor Wonne. Die Suppe hatte wenig Geschmack, und es gehörte ein starker Glaube dazu, um das Wasser in Saftsuppe zu verwandeln. Aber wir waren, gottlob, alle gläubig und ergingen uns in Lobeserhebungen über den köstlichen Genuss. Die Erbsensuppe am Sonntag gehörte ebenfalls zu den Lichtpunkten, wenn sie auch entsetzlich dünn war. Wir zerbrachen uns die Köpfe, um ein neues Gericht für den Mittwoch zu erfinden, da uns eine Abwechslung von der ewigen Pinguinsuppe nötig erschien. Und eines schönen Tages komponierten wir ein nagelneues Gericht, nämlich Labskaus, bestehend aus Seehundleber, Seehundfleisch, Seehundspeck, gedörrten Wurzeln und Brotkrumen. Und als wir es erprobt und seinen ausserordentlichen kulinarischen Wert erkannt hatten, waren wir sicher ebenso froh wie Marconi über seine drahtlose Telegraphie. Man muss nur verstehen, die zu Gebote stehenden Mittel zu benutzen, sonst wird das Leben unerträglich. Und dann eine extra Tasse Kaffee hinterher, und wer etwa noch ein Stück Brot aufgespart hatte, der konnte wahrlich nicht klagen!

Hin und wieder kam eine Unterbrechung in das ewige Einerlei. Der erste Mai! Welch eine Bedeutung liegt nicht für einen Upsalaer Studenten in diesem Wort! Daheim sitzen nun unsere Kameraden um den Maimittagstisch, der Champagner perlt in den Gläsern, man stösst an auf den Lenz und die Jugendfreude, auf die Männer mit grauen Haaren und jugendlichem Sinn. — Und wir sitzen hier in unsern von Russ und Schmutz und Tran schwarzglänzenden Säcken und essen Blutpudding. Aber auch hier herrscht Erste-Mai-Stimmung, alte Erinnerungen werden aufgefrischt, und ich erzähle einer aufmerksam lauschenden Schar von all unserer Maifreude und unserm Zug durch die Stadt. Als es Abend wird, richte ich mich im Sack auf und singe, singe von Lenz und Freude, von dem Vaterland in weiter, unendlich weiter Ferne, hoch oben im Norden: Wie herrlich die Maiensonne uns lacht! Hier unten in der schwarzen Winterfinsternis heult der schneidende, eisige Wind aus den ewig eiskalten Gegenden des Poles über die erstarrte Erde dahin. Aber im Herzen ist es warm, da glühen Sehnsucht und Liebe.

Wolkenbank hinter der Dundee-Insel

XXV.

Wennersgaards Tod. Mittwinter.

Das antarktische Winterwetter ist nicht verlockend. Die Kälte ist allerdings auf diesen Breitengraden nicht annähernd so stark wie auf der nördlichen Halbkugel. Aber dafür spielt der Wind eine um so grössere Rolle. Mit südlichen Winden kommt die Kälte, knallend wie Kanonenschüsse schlagen die Sturmböen gegen die Bergwände; in unserer Hütte flackern die Lampen, und das Dach läuft jeden Augenblick Gefahr, abgehoben zu werden. Woche auf Woche kann die Kälte anhalten, zuweilen tritt allerdings eine Unterbrechung ein, aber auch die ist sehr unangenehmer Art. Denn der Wechsel vollzieht sich ungeheuer schnell, in ein paar Stunden kann die Temperatur von — 20° bis auf den Nullpunkt steigen, und ein paar Stunden später haben wir wieder 20 Grad Kälte. Während der langen Kälteperioden beobachteten wir den Himmel unzählige Male, um zu sehen, ob die Wolkenbank hinter der Dundee-Insel sichtbar wurde. Das war unser untrügliches Zeichen: dick und dunkel steigt sie dort hinter dem Inlandeis dieser Insel auf, plötzlich fängt das Quecksilber an zu steigen, und mit rasender Geschwindigkeit stürzt sich der Westwind auf uns, Massen von Schnee aufwirbelnd und uns Hals über Kopf ins Haus hineintreibend. Wir freuen uns über den heulenden Wind, der jetzt draussen auf dem Meere eine tüchtige Arbeit ausrichtet, indem er das Eis nach Osten hinaustreibt. Es muss hier zum Frühling, wenn das Schiff kommt, eisfrei sein. Die Tranlampe tanzt an ihrer Schnur auf und nieder, die Schneemassen peitschen das Dach, das sich

unter ihrer Last senkt. Der Reif hat sich gelöst, das Segeltuch ist weich und nass. Es ist warm und schön hier drinnen, d. h. wir haben + 3—4 Grad, und die Karten werden hervorgeholt. Es ist amüsant, zu sehen, wie die Laune um die Wette mit dem Quecksilber steigen und fallen kann. An solchen warmen Abenden sassen wir in der Regel ein wenig länger auf als sonst, und wenn wir uns schliesslich entschlossen, in die Säcke zu kriechen, war es ein angenehmes Gefühl, nicht an den Füssen frieren zu müssen; ja, man konnte sich sogar ein ordentliches Luftloch zum Atmen machen. Aber ach, wie oft erwachte ich nicht davon, dass mich die Kälte wieder in die Nase biss. Ich sah auf, die Lampe hing unbeweglich an ihrer Schnur, und das Dach glitzerte wieder von tausend kleinen Sternen. Und mit einem Seufzer der Ergebung bohrte ich den Kopf in den Filz hinein, schloss das Ventil und schlief weiter.

Das warme Wetter hatte allerlei kleine Unbequemlichkeiten im Gefolge, namentlich wenn es mehrere Tage nach einander anhielt. Der „Karl Johan" taute auf, und ein unheimlicher Gestank verbreitete sich von dem Abfallhügel, in den die vornehme Promenade jetzt verwandelt war: verfaulte Fischgräten, Speckstücke und Fleischüberreste vermischten sich mit Schneeschlamm und einem unbeschreiblichen Schmelzwasser, das sich hier und da zu kleinen Seen ansammelte. Schlimmer noch waren die verfaulten Pinguinhäute. Um das Lager weicher zu machen, hatten einzelne von den Kameraden Pinguinhäute unter den Schlafsack gelegt, und wenn man zufällig daran rührte, verbreitete sich ein fürchterlicher Geruch in dem ganzen Raum. Ich hatte einige alte Kleidungsstücke als Unterlage benutzt, gegen Ende des Frühlings waren sie in einen einzigen Schimmelhaufen verwandelt, den man mit den Fingern auseinanderpflücken konnte. Wenn man aus der frischen Luft ins Haus hinein kam, konnte man zuerst kaum atmen, so schrecklich war der Gestank. Es erscheint hinterher wunderbar, dass wir uns während der ganzen Zeit einer so guten Gesundheit erfreuten; dass infolge der Diät zuweilen einige Verdauungsstörungen eintraten, ist ganz erklärlich. Allerdings zeigte sich auch, dass bei ernsten Krankheitsfällen keine Rettung möglich war. Die Apotheke war nicht sehr umfassend, denn es waren nur sehr wenige brauchbare Sachen an Land gekommen.

Wir blieben nicht von Krankheit und Tod verschont, so wie wir es gehofft hatten. Wennersgaard hatte sich schon lange elend gefühlt; er bekam, sobald er hinausging, heftige Hustenanfälle und zeigte, soweit wir uns darauf verstanden, allerlei Anzeichen von Schwindsucht. Bald konnte er sich auch nicht mehr bewegen, da die Beine lahm wurden, und nun glaubte Larsen mit Sicherheit zu erkennen, dass er an Skorbut litt; mit jedem Tage schwand er mehr hin.

Aber was waren seine körperlichen Leiden im Vergleich zu seinen seelischen! Dort in Schmutz und Elend zu sitzen, zu hören, wie die Kameraden von Rettung, von Heimat und Freunden sprachen, und zu fühlen, dass er selber verurteilt war, für immer hier unten zu ruhen, nie sein Vaterland wiederzusehen! Nie vergesse ich den Augenblick, als er, ein lebensfroher einundzwanzigjähriger Jüngling, erfuhr, dass er sterben müsse. Wir hatten nicht viel, womit wir ihm das Dasein erleichtern konnten. Pinguin- oder Seehundssuppe konnte er nicht essen, er musste sich mit Kakao, Fruchtsaftsuppe und etwas Brot begnügen. Zuweilen raffte er sich wohl auf, war munter und guter Dinge und plauderte mit den Kameraden. So z. B. am 17. Mai, dem Nationaltage der Norweger, den wir hier unten festlich begingen, indem wir unsere Hütte mit schwedischen und norwegischen Flaggen schmückten. Die schönen, klaren Farben hoben sich unheimlich ab von all dem Schmutz und machten mich ganz trübselig. Die Bücher waren jetzt alle gelesen, und wir mussten alle Kräfte aufbieten, um uns selbst und die andern aufzumuntern. Ich trug mein Teil dazu bei, indem ich Selma Lagerlöfs „Gösta Berling" erzählte. Glücklicherweise hatte ich keine kritische Zuhörerschaft.

Mit Riesenschritten näherten wir uns dem ersehnten Pfingstfest. Wir hatten jetzt Glück mit dem Wetter. Die Kälte liess für ein paar Tage nach, und der Tag vor Pfingsten brach mit strahlendem Wetter an. Ich beschloss, auszugehen, und zwar schon vor dem Frühstück, eine ganz ungewohnte Entfaltung von Energie, aber der Sonnenaufgang lockte mich.

Der Himmel war fast klar, das Eis lag grau da. Leise huschte das erste Erröten über den Gletscher, die steilen Gipfel auf der Joinville-Insel färbten sich rosenrot, und zwischen einigen Wolkenstreifen stieg die Sonne empor; die Unebenheiten in

der Eisdecke glitzerten und schimmerten, Ströme von blendendem Licht ergossen sich allmählich weiter und weiter über die farbenwechselnde Eisfläche. Die Sonne war strahlend, aber kalt und machtlos; einige Stunden lang schaute sie auf die Landschaft herab, um dann wieder zu verschwinden.

Im Hause herrschte Freude und Feststimmung. Auch Wennersgaard fühlte sich auf kurze Zeit ein wenig erleichtert, angesteckt von der allgemeinen Fröhlichkeit. Ergreifend war es, ihn einige Abschiedsworte an seine Eltern und Geschwister schreiben zu sehen. Stunde auf Stunde während der Nacht sass er still da, leise stöhnend. Er fand nur selten Ruhe, und wenn man im Laufe der Nacht einmal aufsah — mich pflegte der Rheumatismus häufig zu wecken —, so begegnete man seinen grossen, angstvoll und traurig blickenden Augen. Nur selten hörte man ihn klagen, er jammerte nur ganz leise vor sich hin.

Es war am Morgen des 7. Juni. Er hatte seinem Wärter, Martin, mit den Worten: „Jetzt wollen wir gehörig schlafen", gute Nacht gesagt. Und dann schlief er in sitzender Stellung, in der einzigen, die ihm möglich war, ein. Da fühlte sein Nachbar plötzlich, wie der Kranke gegen seine Schulter sank, einige röchelnde Laute, und das Leben war entflohen.

Es war still und dämmerig im Hause; kalt, klar, still war es draussen — der Tod, der einzige Gast, der zu uns gelangen konnte, hatte seine Hand schwer auf den Kameradenkreis gelegt, der so lange gemeinsam für das Leben gekämpft hatte.

Schweigend ging der Zug durch die niedrige Tür; in seinen Schlafsack eingenäht, den einzigen Sarg, den wir ihm bereiten konnten, ward er in eins der Boote hinausgetragen, die halb eingeschneit dalagen. Ein paar Tage später gruben wir seine Leiche in eine mächtige Schneeschanze ein; erst als es Frühling wurde, konnten wir ihm eine dauernde Ruhestätte bauen.

Völlig machtlos standen wir der Gewalt der Krankheit gegenüber, — wer würde das nächste Opfer sein? Mehr denn je galt es jetzt, den Mut nicht sinken zu lassen. Das ist doppelt schwer, wenn ein Glied in der Kette, so wie hier, durch einen Zufall zerreisst. Wie hatten wir uns nicht gegenseitig an unsere kleinen Eigenheiten gewöhnt! Wie deutlich entsinne ich mich noch in dieser Stunde Wennersgaards fröhlichen Lachens, das schon nach wenigen Tagen meine Aufmerksamkeit auf sich zog! Ein Lachen,

das in den Herzen aller Kameraden wiederhallte, das an Bord in jeden Winkel des alten Fahrzeuges drang, das uns so oft verleitete, mit zu lachen! Langsam gingen wir zurück und versammelten uns wieder in der Hütte, wo alles von Tod und Vergänglichkeit redete, versammelten uns — jetzt aber nur noch neunzehn an der Zahl.*)

Die Mittwinterszeit rückte jetzt schnell heran. Die Tage wurden immer kürzer, die machtlose Sonne stieg kaum mehr über den Dundee-Gletscher empor, um gleich wieder zu verschwinden. Es war nur gut, dass sich zu allem andern nicht noch beständige Finsternis gesellte.

Immer härter erschien uns die Kälte, alle Schaffenslust hemmend. In der Dämmerung konnten wir tagein, tagaus daliegen, während draussen der Sturm heulte; wir hungerten und froren, und die Zeit schlich unsagbar langsam dahin. Der „Mittwinterabend" kam mit Reisbrei und herrlichem Wetter; wir hatten nur ein paar Grad Kälte. Schon allein der Gedanke, dass die Sonne jetzt wieder zu uns zurückkehren würde, rief eine wahre Feststimmung in unserm Kreise wach. Am Mittsommertage hatten wir nur —5° C.; es war unmöglich, drinnen zu bleiben, die Luft war geradezu entsetzlich. Welch ein Genuss, Stunde auf Stunde draussen umherzustreifen, mit weichen Schuhen, ohne an den Füssen zu frieren, und obwohl die Mütze aufgeschlagen war, schwitzten wir. Die Katze sprang wie toll umher und freute sich sichtlich ihres Lebens. Ach, es kann sich niemand eine Vorstellung davon machen, wie herrlich es war, nicht mehr frieren zu müssen!

So verging eine Woche nach der andern unter Freude und Kummer, lange Tage und noch viel längere Nächte, während welcher sich all unser Interesse auf den Kampf ums Dasein konzentrierte. Und es ging, und es ging ganz gut. Kalt und trübselig schwanden der Juli und August dahin, die Sonne stieg höher und höher am Himmel empor, das Leben in der Natur erwachte mehr und mehr, der September und der Oktober hatten Frühlingsstürme im Gefolge, aber auch Seehunde und Pinguine.

Gott weiss, wie die Zeit verging, bis wirklich der Tag anbrach, an dem das Boot, das Larsen, K. A. Andersson und ihre

*) Nach allen Symptomen zu urteilen, scheint es ausser Frage, dass Wennersgaard einem Herzleiden erlegen ist.

Begleiter nach der Winterstation bei Snow Hill bringen sollte, sich langsam von dem Eisrande entfernte. Lange Blicke sandten wir ihnen nach, auf sie setzten wir unsere ganze Hoffnung. Büssten sie das Leben zwischen den Eisschollen ein, wer hatte dann eine Ahnung davon, dass auf der Paulet-Insel eine kleine Hütte stand, in der noch ein Dutzend Menschen lebten und des Tages harrten, der ihnen Errettung bringen sollte?

C. A. LARSEN.

Digitized by Google

XXVI.

Die Bootsfahrt von der Paulet-Insel nach Snow Hill.

Wir hatten schon lange beschlossen, sobald die Eisverhältnisse es gestatteten, den Versuch zu machen, uns mit den übrigen Mitgliedern der Expedition in Verbindung zu setzen, und zu diesem Zweck hatten wir von Zeit zu Zeit von den Höhen der Insel die Einwirkungen der Stürme und Meeresströmungen auf das Eis beobachtet und nach offenem Wasser ausgeschaut, das eine Bootsfahrt möglich machte. Jetzt im Oktober, wo sich die Pinguine und andere Frühlingsboten einfanden, war der Zeitpunkt gekommen, bei der ersten günstigen Gelegenheit diesen Plan ins Werk zu setzen, auf dessen glücklichem Ausgang das Wohl so vieler beruhte. Die Vorbereitungen wurden natürlich mit grossem Eifer betrieben. Unsere Geduld sollte indes sehr lange auf die Probe gestellt werden; auf die Veränderungen in dem Eise und dem offenen Wasser, die wir hin und wieder beobachtet hatten, war nicht viel Verlass, denn die Stürme trieben neue Eismassen in den Sund, und die von Zeit zu Zeit immer wiederkehrende starke Kälte schlug die an wärmeren Tagen entstandenen Waken und Kanäle in neue Eisbande. Erst gegen Ende des Monats konnten wir den Versuch wagen. Am 30. Oktober ging ich mit dem ersten Steuermann und ein paar Leuten, die sich an der Fahrt beteiligen wollten, auf die Insel hinauf, um zu sehen, was die unsern Plänen günstigen Faktoren, die Weststürme und das Tauwetter, ausge-

richtet hatten. Im Süden sahen wir das Eis sich mehrere Meilen bis ins Meer hinein erstrecken, während im Osten nur ein schmales Eisband lag. Konnten wir das durchbrechen, so durften wir darauf rechnen, am Ufer entlang rudernd, Snow Hill zu erreichen. Wir beschlossen, wenn sich das Wetter hielt, so früh wie möglich am nächsten Morgen unsere Reise anzutreten und deswegen alles zur Fahrt bereit zu halten. Ausser dem dritten Steuermann Reinholdz sollten mich begleiten: Der Kandidat K. A. Andersson, der zweite Maschinist Karlsson, der Bootsmann Olsen und der Koch A. Andersson. Die Ausrüstung bestand aus einem Schiffszwieback pro Mann für zwanzig Tage, ½ Pfund Butter pro Mann für 15 Tage, einigen Dosen Konservenfleisch, die wir für diese Fahrt aufgespart hatten, einer Kiste mit Petroleum, sowie einigen Gerätschaften, unter denen sich auch einige zur Fischerei gehörige befanden. Alle Mann hatten genug zu tun, um alles zu ordnen. Ich vertraute der Obhut des ersten Steuermanns meine Bücher, Kleider, Papiere und Rechnungen, sowie meinen Geldschrank mit ungefähr 100 Lstrl. in Geld an. Von diesem Geld gehörten Leutnant Sobral 30 Lstrl. Diese Massregel beobachtete ich für den Fall, dass ich nicht zurückkommen sollte.

Endlich, am 31. Oktober, konnten wir uns auf den Weg begeben. Um fünf Uhr morgens waren wir zur Abfahrt bereit, aber sobald wir hinauskamen, trieb uns eine östliche Brise mit immer dichter werdendem Schneegestöber entgegen, so dass wir nur ein paar Bootslängen vor uns sehen konnten. Wir ruderten aber doch in südöstlicher Richtung weiter, so gut es ging, und kamen gegen 9 Uhr um die Landzunge herum, von nun an einen westlicheren Kurs innehaltend. Als der Wind anfing, heftiger zu wehen, setzten wir das Segel und sausten in fliegender Fahrt zwischen dem Eise dahin. Wir hielten uns so viel wie möglich in der Nähe des festen Eisrandes, und nachdem wir einen sehr grossen Eisberg passiert hatten, fuhren wir eine ganze Strecke in nordwestlicher Richtung weiter, bis wir die Paulet-Insel in Nord-Nordost peilten. Da nahmen wir den Kurs mit erhöhter Geschwindigkeit West zu Süd. Der Wind war inzwischen nach Süd-Südost übergegangen. Es war frisch und kalt, aber nach einer Segelfahrt von gut zwei Stunden trafen wir auf dichtes Eis, so dass wir das Segel einziehen und wieder zu den Rudern greifen mussten, bis die Rosamel-Insel in Sicht kam. An diese

ruderten wir so nahe wie möglich heran, um Schutz gegen den Sturm zu haben, der sich so aufgenommen hatte, dass die See hoch ging. Wir zogen das Boot auf eine Eisscholle hinauf, die nicht besonders gross war, da wir aber nichts anderes fanden, blieb uns nichts anderes übrig. Es war jetzt 5 Uhr nachmittags, und um 6 Uhr kochten wir Kaffee und wärmten Seehundsteaks auf, was uns sehr erquickte. Da wir aber keinen Platz hatten, auf dem wir uns ausruhen konnten, und der Wind und die Kälte zunahmen, war unsere Lage keineswegs angenehm. Bedenklich wurde die Sache, als der Seegang anfing, die elende Eisscholle unter unsern Füssen Stück für Stück abzubröckeln. In der Finsternis und Kälte blieb uns nichts weiter übrig, als mit Aufbietung aller Kräfte das Boot nach einer Erhöhung des Teiles der Eisscholle, der noch vorhanden war, hinaufzuschleppen. Hier waren wir verhältnismässig sicher, und ein Mann hielt Wache, während die übrigen in ihre Schlafsäcke krochen und zu ruhen suchten, was jedoch ohne allen Schutz gegen den starken Sturm und die Kälte keineswegs angenehm war. Wir froren sehr, aber auf einer Expedition, wie es diese war, muss man das Leben nehmen, wie es kommt.

Der Sturm und der Seegang nahmen während der Nacht zu, so dass unsere kleine Eisscholle ganz auf der Kante stand und wir nach dem Rande hinabglitten, wo unserer ein sicherer Untergang harrte. Unser Boot wäre nämlich zwischen den Eisstücken in dem erregten Meer wie eine Eierschale zerdrückt worden. Deswegen schleppten wir es wieder über das Treibeis, bis wir gegen Mittag (am 1. November) eine geeignete Eisscholle fanden, auf der wir unser Lager aufschlagen konnten. Um ein wenig Schutz zu haben, stellten wir das Boot mit der Breitseite gegen den Wind, der jetzt allerdings ein wenig abflaute und nach Süd-Südwest herumgegangen war. Gegen Nachmittag trieb etwas mehr Eis von Süden herein und lagerte sich an dem Eisrande, so dass wir uns sicherer fühlten als auf der ersten Eisscholle. Die Luft hatte sich aufgeklärt, und gegen Abend, als wir uns in den Schlafsäcken zur Ruhe begaben, war es ganz windstill, aber kalt. Der Bootsmann hatte die erste Wache, aber schon um 10 Uhr benachrichtigte er uns, dass das Eis anfange, sich zu teilen. Sofort waren alle Mann auf den Beinen und wir rüsteten uns zum Aufbruch, das Boot wurde hinabgelassen, denn das Eis lag so dünn, dass wir zu den Rudern greifen konnten. Es war

ein herrlicher Mondschein und schwacher nördlicher Wind, aber kalt, und als wir glücklich ins Treibeis hinausgekommen waren, mit dem wir fünf englische Meilen südwärts trieben, trafen wir zu unserer grossen Überraschung auf neu gebildetes Eis von ungefähr ½—2 Zoll Dicke und an einzelnen Stellen in doppelten Schichten gefroren. Hier war es schwer, vorwärts zu kommen, und das Rudern war eine langwierige Sache. Es war ein hartes Stück Arbeit, aber mit Ausdauer und Geduld überwindet man viel in der Welt. Und so ging es auch hier. Doch gelangten wir an diesem Tage nicht bis an das Depot bei Mount Bransfield.

Der Montag, der 2. November, brach mit schwacher, nördlicher Brise und klarem Himmel nach Norden zu an. Wir ruderten aus Leibeskräften, aber es ging nur langsam vorwärts, denn das Eis war so hart, dass es mehrerer Schläge mit dem Ruder bedurfte, um hindurch zu kommen. Ich selber lag vorn im Boot und stiess die Eisschollen von dem Bug weg, eine so anstrengende Arbeit, dass ich Nasenbluten bekam und mir schwindlig wurde. Glücklicherweise überwand ich diesen Schwächezustand aber bald, denn es war sehr notwendig, dass alle Mann bei frischen Kräften blieben. Als wir an der nördlichsten der beiden Inseln an der linken Seite des Sundes, ungefähr fünf englische Meilen vom Depot entfernt, angelangt waren,*) fanden wir es zwecklos, uns weiter abzumühen. Das frisch gebildete Eis wurde nämlich immer schwerer zu durchdringen, und so weit man sehen konnte, war der Sund mit frisch gefrorenem Packeis angefüllt. Deswegen beschlossen wir, an einem geeigneten Platz auf der Insel zu verweilen, aber das war leichter gesagt, als getan, denn das Eis befand sich infolge der Flut in starker Bewegung; am Rande der Insel war es sehr seicht, und überall lagen grosse Steine und Felsblöcke. Wir mussten sehr vorsichtig sein, um nicht auf Grund zu geraten, da das Eis das Boot leicht umwerfen konnte. Dann wäre unsere Lage verzweifelt gewesen. Nach grosser Mühe fanden wir endlich tief drinnen im Sund zwischen den Inseln einen Landungsplatz. Das Eis lag eben und bildete einen vorzüglichen Übergang an Land. Hier war unsere erste Sorge, den Kaffeekessel aufzusetzen und uns mit einer Tasse Kaffee und einigem Schiffszwieback zu stärken. Dann zogen wir das Boot auf den Strand und begaben uns zur Ruhe, die sehr erforderlich war

* Die Irizar-Insel.

nach zehnstündiger, ununterbrochener harter Arbeit ohne die geringste Nahrung. Der ganze Sund zwischen den Inseln war mit Klippen angefüllt und offenbar mit einem Schiff sehr schwer zu passieren. Ganz tief drinnen in dem schmalsten Teil des Sundes lag das Eis noch ganz eben ausgebreitet. Es war jetzt fast windstill und der herrlichste Sonnenschein. Wir lagen im Boot und ruhten unsere müden Glieder, sonnten uns und warteten nur darauf, dass unsere Suppe aus Konservenfleisch und etwas Gemüse fertig war, um in die Schlafsäcke zu kriechen und uns des stärkenden Schlafes zu erfreuen. Den hatten wir sehr nötig, denn wir waren völlig ermüdet; ich persönlich hatte drei Nächte hindurch kaum ein Auge geschlossen. Bei harter Arbeit und mangelhafter Ernährung friert man zuletzt am ganzen Körper, und schlimmer ist das noch, wenn man mürbe geschlagen wird; aber alle meine Gefährten auf dieser Fahrt waren sehr tüchtig und ausdauernd, sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, ein Unternehmen wie das unsere durchzuführen. Die auf der Paulet-Insel zurückgebliebenen Kameraden waren sicher in grosser Besorgnis um unser Ergehen bei dem starken südöstlichen Sturm. Sie mochten das schlimmste befürchten, und dabei hing ja ihr eigenes Schicksal von dem Gelingen unserer Fahrt ab. Mussten wir doch eine Verbindung mit unsern übrigen Kameraden und dem Entsatzschiff herstellen, auf dessen Kommen wir alle hofften, um sie zu benachrichtigen, dass sich ein Teil der Expedition auf der Paulet-Insel befände. — Um 3 Uhr verzehrten wir unsere Fleischsuppe, und alle waren der Ansicht, dass es herrlich sei, einmal wieder zivilisiertes Essen zu bekommen. Dann krochen wir in unsere Schlafsäcke, um auszuruhen.

In der Nacht zum 3. November, als ich gegen 2 Uhr hinausguckte, wehte ein nordwestlicher Wind, und leichte Wolken segelten am Himmel dahin. Nachdem alle geweckt waren und ihren Morgenkaffee getrunken hatten, begaben wir uns um 4 Uhr auf die Fahrt. Wir gingen jetzt mit der Strömung, so dass wir schnell vorwärts kamen, denn das Eis bereitete uns nur geringe Hindernisse. Nur an einigen Stellen war es schwer, hindurch zu dringen. Indessen fing die Luft an, sich zu verändern, die wohlbekannten weissen, scharfränderigen Wolken tauchten auf, und ich erkannte, dass ein starker Wind im Anzuge sei. Aber wir ruderten drauf los, um noch im Laufe des Tages das Depot zu erreichen. Nachdem wir nach der Westküste nördlich von

dem Sund an einem Pinguinlager angelangt waren, mussten wir landen, denn der Wind hatte sich derartig aufgenommen, dass an ein Weiterfahren nicht zu denken war. Es war Ebbe und sehr schwer, das Boot auf den Strand hinaufzuziehen, aber mit grosser Anstrengung gelang es uns dennoch. Wir waren sehr überrascht, zu sehen, dass die Pinguine schon Eier hatten, und zwar in grossen Mengen, was uns sehr gelegen kam. Sowohl gekocht, als auch in Seehundspeck gebraten, schmeckten sie vorzüglich, und nachdem wir den eigenen Bedarf gedeckt hatten, sammelten wir noch einen Vorrat ein, um ihn nach der Winterstation mitzunehmen. Wir hatten auch das Glück, ein Seehundspaar zu treffen; das Weibchen musste das Leben lassen, um uns mit Fleisch und Speck zu versehen. Ich ging ein paarmal auf die Berge hinauf, um nach Versteinerungen zu suchen, aber es gelang mir nicht, welche zu finden. Allerlei Moose und Flechten sammelte ich für Skottsberg ein. Seit wir gelandet waren, hatte der Wind sich in einen wahren Orkan verwandelt, der gar nicht nachlassen zu wollen schien. Es war daher gut, dass wir einen sicheren Platz hatten, wo wir uns aufhalten konnten, wenn auch das Leben in dieser Kälte und bei dem Sturm, so ganz ohne allen Schutz, schwer genug für uns war. Das Unwetter raste mit fürchterlicher Gewalt, es fehlte nicht viel daran, so wären wir mit samt dem Boot ins Meer geweht. Wir befestigten deswegen schwere Steine an den Bootsrand, namentlich an der Windseite, um unser Fahrzeug zu schützen, während wir selber in den Schlafsäcken Zuflucht suchten. Aber es war keine Kleinigkeit, bei der Musik einzuschlafen, die aus dem Geschrei der Pinguine, dem Heulen des Sturmes und dem Brausen des kaum vierzig Fuss von uns entfernten Meeres zusammengesetzt war.

Trotz der Gewalt des Sturmes erwachten wir am 4. November frisch und vergnügt und vertrieben uns die Zeit mit Kaffeekochen und Pinguineierschmausen, in der Erwartung, dass das Unwetter sich ändern möge. Es war uns peinlich, wieder untätig daliegen zu müssen, aber es war doch besser hier, als draussen im Treibeise. Gegen Abend liess der Wind nach und ging mehr nach Westen herum, so dass wir gegen 7 Uhr aufzubrechen beschlossen. Es ging schnell vorwärts, wir konnten aber das Segel nicht die ganze Zeit anwenden, da der Wind umsprang und wir ihn direkt entgegen hatten. Trotzdem kamen wir weiter. Der ganze Weg längs des Gletschers war sehr seicht, so dass der Strand bei niedri-

gem Wasserstand völlig nackt lag, mit einer Menge grösserer und kleinerer Klippen. Um 10½ Uhr des Abends waren wir in der Bucht am Depotplatz, aber es war wegen der Ebbe unmöglich, zu landen. Hier war kein Strand ausser dem hohen Eisrand, weswegen wir die Flut abwarten mussten. Wir machten das Boot fest und liessen zwei Mann als Wache dabei zurück, während wir andern an Land gingen, um zu untersuchen, wie es sich mit dem Depot usw. verhielt. Wir fanden eine kleine Steinhütte und eine Stange mit einer Tafel, auf der mitgeteilt wurde, dass J. G. Andersson, Duse und Grunden hier vom 11. März bis zum 28. September 1903 überwintert hatten; über der Tafel war eine Flasche angebracht, die ein Schreiben und eine Kartenskizze von ihrer Route enthielt. Sie hatten auf der ersten Ausfahrt infolge grosser Schwierigkeiten umkehren müssen und sich jetzt über Land nach der Sidney Herbert-Bay begeben, von wo sie, an der Küste entlang, über das Eis nach Snow Hill wandern wollten. In Anderssons Schreiben wurde unter anderm mitgeteilt, dass ein Fass und einige Kisten mit Versteinerungen an Ort und Stelle zurückgelassen seien. Die Versteinerungen seien auf einem Berge, nicht weit vom Hause entfernt, gesammelt, und enthielten unter anderm eine Menge schöner Abdrücke von Farnen usw. In einem in englischer Sprache abgefassten Schreiben bat Andersson das Schiff, das möglicherweise hierher kommen würde, sich dieser Sammlungen anzunehmen und sie nach Schweden zu befördern. Er äusserte auch die Vermutung, dass die „Antarctic" an der Küste der Joinville-Insel gescheitert sei und bat den Kapitän des Schiffes, die kleinen Inseln an der Ostseite der Bucht daraufhin abzusuchen. Er hatte also an uns gedacht, und wir unserseits hofften, dass sein und seiner Kameraden zweiter Versuch, Snow Hill zu erreichen, geglückt sein möge. Aber wir waren in Sorge um sie, denn es war spät gewesen, als sie sich auf den Weg gemacht hatten. Wären sie jetzt hier gewesen, so würde ihnen eine bequemere Beförderung zu Teil geworden sein. Wir nahmen etwas von der alten Persenning, die wir als Schutz für das Boot gebrauchten, breiteten den übrigen Teil aber wieder über die prächtigen Sammlungen aus. Auch nahmen wir eine der Stangen mit, die sie benutzt hatten, um das Dach ihrer Hütte zu stützen. Wir wollten sie als Mast gebrauchen, und obwohl sie nicht so stark war, wie wir es wohl gewünscht hätten, konnte sie doch ein Stück Weges halten.

Donnerstag, den 5. November, wehte ein westlicher Wind, als wir gegen 5 Uhr morgens das Boot an Land zogen und uns zu der Fahrt gen Süden rüsteten. In dieselbe Flasche, in der wir das Schreiben von Andersson gefunden hatten, legten wir neben dieses eine in norwegischer und englischer Sprache abgefasste Mitteilung nieder, dass wir jetzt an der Sidney Herbert-Bay nach Andersson und seinen Gefährten forschen würden, wie auch, dass sich die Besatzung der „Antarctic" auf der Paulet-Insel aufhalte. Wir sammelten Eier und brachten den Mast in Ordnung, konnten aber wegen des zunehmenden Sturmes unsere Reise noch nicht fortsetzen. Der Sturm raste die ganze Nacht, und erst gegen 4 Uhr am Freitagmorgen liess er etwas nach. Wir machten alles klar zur Abreise, kaum aber wollten wir unser Boot in See lassen, als der Sturm von neuem losbrach, so dass wir auch an diesem Tage nicht an eine Abfahrt denken konnten.

Endlich in der Frühe des Sonnabendmorgen, am 7. November, war das Wetter still und schön. Um 4 Uhr 20 Min. morgens brachen wir auf und ruderten dann den ganzen Tag in der Richtung auf die Sidney Herbert-Bay zu. Nur hin und wieder stiessen wir auf zerteiltes Eis. Das schöne Wetter hielt die ganze Nacht an, und schnell ging die Fahrt unserm Ziele zu. Kaum aber hatten wir Kap Gage passiert und waren in den Admiralitäts-Sund eingebogen, als sich uns ein neues Hindernis entgegenstellte, das wir nicht mit dem Boot zu überwinden vermochten. Das Eis lag nämlich in gerader Linie quer über die ganze Bucht nach der Cockburn-Insel und Kap Seymour zu und über den ganzen Sund ausgebreitet. Wir zogen deswegen um 2 Uhr nachts das Boot an den Strand und begaben uns zur Ruhe, der wir sehr bedurften, da wir seit Sonnabend Morgen früh an den Rudern gesessen hatten. Erst um 11 Uhr morgens krochen wir wieder aus den Säcken und nahmen unsere aus Kaffee und Fischklössen bestehende Mahlzeit ein. Wir glaubten nämlich, uns jetzt, wo wir dem Ziel so nahe waren, ein wenig zu gute tun zu dürfen. Ungefähr zwölf bis fünfzehn englische Meilen trennten uns jetzt noch von der Winterstation, nach der wir alle sechs um 3 Uhr nachmittags zu Fuss die Wanderung antraten. Es war ein mühseliger und beschwerlicher Marsch, denn der Schnee war so weich, dass wir oft bis an die Knie hineinsanken. Aber gegen 10 Uhr abends hatten wir das Ufer unterhalb der Station erreicht, und wurden zuerst von Bodman empfangen, der vor Freude „Larsen!

Die Winterhütte auf der Paulet-Insel, von Pinguinen umgeben.

Digitized by Google

Larsen!" schrie und Hurra rief, so dass alle von der Station herbeieilten. Von unserer gegenseitigen Freude kann man sich leicht eine Vorstellung machen, aber wir waren ganz starr vor Staunen, als die andern wie aus einem Munde berichteten, dass ein argentinisches Fahrzeug vor der Bucht liege und dass wir alle zu Weihnacht wieder in der Heimat sein würden. Überwältigt vor Freude über diese unerwartete Nachricht, dachten wir daran, wie froh unsere Kameraden auf der Paulet-Insel sein würden, wenn wir mit den Argentiniern kamen, um sie abzuholen. Eine besondere Beruhigung war es mir, J. G. Andersson, Duse und Grunden frisch und wohlbehalten nach den schweren Strapazen hier zu sehen. Eine Menge Fragen schwirrten durcheinander, eine Menge erfreulicher und interessanter Neuigkeiten hatten die so lange von einander getrennten Mitglieder der Expedition sich gegenseitig mitzuteilen. Von den Argentiniern erfuhren wir, dass eine schwedische Expedition mit dem „Frithiof" zu unserm Entsatz ausgesandt sei usw. Grossen Eindruck machte es auf uns, als wir zum erstenmal wieder weiches Brot zum Kaffee verzehrten, — ein königliches Mahl! Und erst in später Stunde begaben wir uns zur Ruhe. Ich bekam Sobrals Koje, und das war etwas anderes als die Schlafplätze im Boot während der Ruderfahrt dieser letzten Woche!

In der Frühe des nächsten Tages, am 9. November, begann der Transport der Sachen von der Winterstation nach dem argentinischen Schiff. Die Hundeschlitten wurden beladen, und dahin ging es über das Eis, so schnell ein Mann nur laufen konnte, mit neun Hunden vor zwei Schlitten. Es war ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie schwere Lasten die Hunde ziehen konnten. Dr. Andersson und ich fuhren mit der ersten Bootslast an Bord, wo mir der herzlichste Empfang von Kapitän Irizar und allen seinen Offizieren zu teil wurde. Hier bedurfte es keiner Vorstellung, Kapitän Irizar sagte sofort, ich sei Larsen, und umarmte mich. Es war wirklich rührend, bei den Vertretern einer fremden Nation einen so herzlichen Empfang zu finden.

Es war eine andere Fahrt, die wir jetzt machten, als wir am nächsten Tage den Kurs nach der Paulet-Insel lenkten. Das alles aber hat Dr. Nordenskjöld schon geschildert, deshalb brauche ich es nicht noch einmal zu beschreiben.

CARL SKOTTSBERG.

XXVII.

„Heil dir, du hoher Nord!“

Es ist Frühling. Die Sonne scheint warm, so recht glühend warm und belebend; an den Bergabhängen schmilzt der Schnee und rinnt in Strömen in die Niederungen herab, wo die Pinguine dicht gedrängt sitzen. Ein nie verstummendes Brausen entsteigt diesen zu Tausenden versammelten Tieren, hin und wieder übertäubt durch das gellende Geschrei eines kämpfenden Vogelpaares. Wir wandern müssig, satt und fröhlich den ganzen Tag umher, die Zeit der Trübsal ist vorbei, der Frühling, der Tag der Hoffnung ist angebrochen —, nur noch eine kleine Zeit, und bald wird ein Segel am Horizont auftauchen.

Aber wir waren doch noch auf eine Wartezeit von ein paar Monaten gefasst. Wir befanden uns erst zu Anfang November, und es währte sicher bis Weihnachten oder Neujahr, vielleicht länger. Aber was macht das? Wir hatten vollauf Seehunde, und die Pinguine gingen fürs erste noch nicht auf die Neige. Und dann brach wohl auch bald die Zeit der Eier an. Davon hatten wir schon mehrmals gesprochen!

Es war der Morgen des 6. November: Ich hörte ein Gejubel rings um mich her und richtete mich in meinen Lumpen auf —, da stand Duus mitten im Gang, die ganze Mütze voller Eier. Grosse, runde, weisse Pinguineier! Wie wir durcheinander lachten und schrien! Jetzt hatten wir einen Hühnerhof, der nicht von schlechten Eltern war! Aber wir wollten nicht nur für den

heutigen Tag sorgen, — in ein paar Wochen gab es keine frischen Eier mehr, es war von grosser Wichtigkeit, einen kleinen Vorrat für die nächsten Monate zu sammeln; hier hielten sie sich lange frisch, ohne besondere Behandlung.

Mit Eimern bewaffnet, zogen wir auf den Kriegszug aus. Ohne Kampf kein Sieg! und Hiebe und Schläge nahmen wir in Empfang, — der Pinguin ist nur klein, aber sein Biss ist gut, und nach beendeter Tagesarbeit fühlte man es in den Beinen.

Wie wir schwelgten! Gebackene Eier, gekochte Eier, rohe Eier, Eier in der Suppe, im Kaffee, im Tee, — ich war selbst mässig, ich brachte es nie über zehn Stück am Tage, aber ich weiss, dass einer der Matrosen es bis zu 36 gebracht hat. —

Fleissig wanderten wir auf den Berg hinauf, um uns umzuschauen. Es war noch immer offenes Wasser für ein Schiff, aber wir sahen keins, auch keinen Schimmer von dem Boot, das uns vor einer Woche verlassen hatte. Wir waren sehr besorgt um das Schicksal der Kameraden, denn sie hatten böses Wetter während der ersten Tage. Aber wir hofften, dass sie nun wohlbehalten am Ziel angelangt sein würden.

Heute hatten wir den 10. November. Wir lagen in unsern Säcken und streckten uns, zufrieden mit der Arbeit des Tages. Die Unterhaltung drehte sich an diesem Abend, wie an so vielen, um den Entsatz, — wir sprachen jetzt in bestimmter Form davon. Und plötzlich hatte jemand, ich weiss nicht mehr genau, wer es war, einen sonderbaren Einfall. Er fragte nämlich: „Was würdet Ihr tun, falls mitten in der Nacht ein Schiff käme und hier draussen im Sunde tutete, ohne dass jemand eine Ahnung davon gehabt hätte?" Das war auch so eine Frage! Wahrscheinlich würden wir in aller Eile verrückt werden vor Freude. Nun, wir hatten jedenfalls Zeit, uns auf die Freude vorzubereiten. Wer konnte in dem Augenblick ahnen, dass wir noch in derselben Nacht diese Probe bestehen sollten?

Ich schlief nicht gut in dieser Nacht, kroch schon gegen 4 Uhr aus dem Sack heraus und schlich ins Freie. Draussen herrschte Totenstille, das Meer lag wie ein Spiegel da. Wie gewöhnlich schweiften meine Blicke nach dem Horizont, nichts, nichts zu sehen. Woher sollte da auch wohl etwas zu sehen sein? Mit einem Seufzer schlich ich an die Tür, ging wieder hinein, kroch in meinen Sack und nahm mir vor, noch ein wenig zu schlafen.

Die ersten Eier

Aber was in aller Welt war denn das? Ein Ton durchdringt die Nacht, ein wohlbekannter Ton, nur hier unten undenkbar! Nein, ich musste wohl geträumt haben! — — Er wiederholt sich, wieder und wieder — — nein, es war so, es konnte nicht anders sein, — das Schiff war da! Aus dem Sack heraus! Ein paar Püffe in die benachbarten Säcke: Hört Ihr denn das Schiff nicht, das Schiff, das Schiff! Hurra! Ein Schiff! Arme fechten in der Luft umher, ohrenbetäubende Schreie, so dass die Pinguine draussen erwachen und mit einstimmen. Erschreckt springt die Katze an den Wänden in die Höhe, es entsteht ein Gedränge an der Tür, und bald stehen wir draussen auf dem Hügel, unangekleidet und schrecklich anzuschauen. Hurra! Da liegt das Schiff! Wir wagen kaum unsern Augen zu trauen, aber es muss ja wahr sein, wir kommen nach Hause, zu Weihnachten nach Hause! Es lebe das Leben! Ein Ruder mit den blaugelben Farben in eine Schneeschanze auf dem Hügel vor dem Hause, hier ist auch ein Stück Skandinavien, das bald mit der Muttererde wieder vereint sein wird.

Es ist ein eisernes Schiff hier unten im Eise — neues Staunen. Ein argentinisches Kriegsschiff — fast unbegreiflich! In atemloser Spannung stehen wir unten auf dem Eiswall am Strande, — ich entferne das Glas nicht von den Augen, das erste Boot naht. Immer deutlicher erkenne ich meine Kameraden, — da ist ja Gunnar, da Karl Andreas — wahrhaftig, da steht Duse im Vordersteven! Sie springen an Land, — ein nicht enden wollender Jubel, — Fragen und Antworten schwirren durch die Luft. Da kommt Karl Andreas und giesst mir einen Schluck zoologischen Spiritus in den Mund, Bodman kommt mit ein paar Stücken Zucker. Duse reicht mir eine kleine Tafel Schokolade und eine Zigarette! Das ist meine erste Festmahlzeit.

Bald ist das Haus mit Proviant angefüllt, die Tür wird verrammelt, ich überschreite die Schwelle zum letztenmal.

Ein Schiff, das sich bewegt... Ich kann es kaum fassen... Langsam gleiten wir dahin, fort von der Insel, deren schwarze Spitze so drohend wie nur je zuvor aufragt. Aber ich kann meine Augen nicht davon abwenden. Ich kann nicht gerade trauern, dass die Gefängnistür sich aufgetan hat, und doch sehe ich die Paulet-Insel mit einem Gefühl der Wehmut hinter dem blendenden Inlandeis verschwinden, — vielleicht für immer. Sie ist doch einmal meine Heimat gewesen.

OTTO NORDENSKJÖLD.

XXVIII.

Die Heimkehr mit der „Uruguay".

Der Besuch in der Hoffnungsbucht. — Die argentinische Entsatzkommission. — Die Ankunft auf der Staaten-Insel und in Santa Cruz. — Wieder im La Plata-Flusse.

Ehe wir für immer die antarktischen Gegenden verliessen, hatten wir noch ein Interesse wahrzunehmen. Auf der Winterstation an der Hoffnungsbucht hatte Andersson eine grossartige Sammlung von Pflanzenfossilien und andern geologischen Proben niedergelegt, die Frucht einer langwierigen und mühevollen Arbeit. Bei sonnenhellem Wetter dampften wir an der Dundee-Insel entlang, noch einmal warfen wir einen Blick auf diese Landschaft, die uns die Macht der Gewohnheit, wenn auch nicht lieben, so doch als Teil unseres eigenen Lebens betrachten gelehrt hatte. Wir bogen in den Sund ein, vorüber an den Inseln, die ich nach unsern Errettern die Argentinischen genannt habe: die Irizar-Insel und die Uruguay-Insel, und gingen schliesslich in der Bucht vor Anker, die meine erste Erinnerung von der östlichen Küste des Landes bildet. Das Wetter sah recht drohend aus, und der Kapitän wünschte, so schnell wie möglich ins offene Wasser hinauszukommen, weshalb nur Andersson und ich an Land ruderten. Dort stand ihre jetzt verfallene Hütte, die, nachdem das Dach und die innere Zeltwand fortgenommen waren, nur einem gewöhnlichen Steinhügel glich, aber auch noch in dieser Gestalt der Zukunft ein Zeugnis davon ablegen konnte, was Menschen auf diesem Fleck Erde ausgerichtet hatten. Rings umher wimmelte

die grosse Kolonie von Pinguinen, die offenbar froh waren, wieder die unumschränkten Beherrscher ihrer Welt zu sein.

Die Nacht brach bereits herein, als wir das Deck der „Uruguay" wieder betraten. Jetzt endlich war die Arbeit beendet, die zweijährige Arbeit in der Welt des Eises und die dreieinhalbmal vierundzwanzigstündige fast ununterbrochene Wirksamkeit, die einen so denkwürdigen Abschluss dieser Periode bildeten. Jetzt konnten wir uns alle der Ruhe hingeben, bis zu der Stunde, wo wir wieder in das pulsierende Weltleben eintraten.

Hier könnte auch mein Bericht von der Expedition seinen Abschluss finden. Aber als Rahmen zu dem Gemälde, das meine Kameraden und ich in dem Vorhergehenden zu geben versucht haben, dürften unsere Eindrücke von der nun folgenden Übergangsperiode von Interesse sein, wenn man eine Zeit so benennen kann, die von der vorhergehenden so verschieden war, dass sich kaum ein Vergleichspunkt finden lässt.

Es ist natürlich, dass wir den lebhaften Wunsch hegten, alle möglichen Aufklärungen über die Expedition zu erlangen, die unsere Rettung vollbracht hatte. Ehe die „Antarctic" zum letztenmal die bewohnte Welt verliess, hatte J. Gunnar Andersson teils nach Schweden, teils an das General-Konsulat in Buenos Aires einen Bericht über die Pläne der Expedition erstattet und darin gesagt, dass, wenn man bis zum 1. Mai 1903 keine Nachricht von der „Antarctic" erhalten habe, man annehmen könne, dass ihr ein Unglück zugestossen sei. Auf diese Äusserung hin hatte die schwedische Regierung einen Kostenanschlag gemacht, dessen Bewilligung die Gyldènsche Expedition ermöglichte, zu der ausserdem auf privatem Wege grosse Beiträge eingesammelt waren.

Ganz unabhängig hiervon entwarf der berühmte Gelehrte F. P. Moreno einen Plan zu einer von Argentinien ausgehenden Entsatzexpedition, der auch zur Ausführung gelangte, dank dem energischen Auftreten des Marineministers Kommandeur Onofre Betbeder. Die ursprüngliche Absicht war, ein Schiff in Norwegen oder in Schottland zu kaufen, da aber in dieser Jahreszeit nichts passendes zu erhalten war, beschloss man, ein älteres Kanonenboot, die „Uruguay" umzubauen. Dass so ein eisernes Schiff niemals ein gutes Eismeerschiff werden konnte, kräftig genug, um einen dichten Gürtel aus Packeis zu zwingen, liegt ja auf der Hand, aber nichts, was für Geld zu machen war, wurde ausser acht gelassen, und im Grunde war nicht viel von dem alten

Schiff übrig geblieben, mit dem ich im Jahre 1895 die Fahrt zwischen Buenos Aires und dem Feuerland gemacht hatte. Als eigentümlicher Beweis für die Verschiedenheit der Eisverhältnisse in den verschiedenen Jahren, zu der man ein Gegenstück im nördlichen Fahrwasser kaum kennt, mag für alle Zeiten die denkwürdige Erfahrung dienen, dass dasselbe Gebiet, wo vor einem Jahr in der günstigsten Sommerzeit ein Schiff wie die „Antarctic" vom Eise zermalmt wurde, jetzt schon zu Anfang des Monats, dem auf der nördlichen Halbkugel der Mai entspricht, von der „Uruguay" durchschifft werden konnte, ohne dass man auch nur auf einen hindernden Eisgürtel gestossen wäre. Es wäre sicher möglich gewesen, in diesem Jahre eine gute Strecke südlich an der Küste vorzudringen.

Anders Karlsen
Erster Maschinist auf der „Antarctic"

Als Chef der Expedition wurde der damalige Marineattaché in England der Kommandeurkapitän Irizar, zurückberufen. Der zweite Offizier war Kapitän Hermelo, dem sich die Leutnants Jalour und Fliess, sowie als Repräsentant für Chile Leutnant Chandler Bannen anschlossen. Als Arzt fungierte Dr. Garrochategui, und das Amt der Maschineningenieure versahen die Herren J. Bertodano und G. Carminatti. Der hauptsächlichste Teil der Ausrüstung wurde in England angeschafft, grosse Geschenke wurden von verschiedenen argentinischen Firmen gemacht, und infolge angestrengter Arbeit war man schon im Oktober zum Aufbruch bereit. Dass die Ausrüstung reichlich und von bester Art war, können wir alle aus eigener Erfahrung bezeugen.

Der Verabredung gemäss, sollten die schwedische und die argentinische Expedition zusammenwirken, und zu diesem Zweck sollte die letztere in Ushuaia auf die erstere mindestens bis zum 1. November warten. Indessen wurde der „Frithiof" unterwegs so sehr zurückgehalten, dass noch am 26. Oktober, von welchem Tage die letzten von Punta Arenas über Ushuaia abgesandten

Telegramme datiert waren, keine Nachricht eingetroffen war, wie weit der „Frithiof" gekommen sei. Da ausserdem die Witterungsverhältnisse günstig erschienen, hielt Kapitän Irizar es für unverantwortlich, über die verabredete Zeit hinaus zu verweilen, was ja auch ganz natürlich war, in Anbetracht der Besorgnisse um unsere Sicherheit, die seine Expedition ins Leben gerufen hatten. Infolge der unerwartet günstigen Eisverhältnisse, und noch mehr infolge des wunderbaren Zusammentreffens mit Larsen an demselben Tage, an dem die „Uruguay" auf unserer Station anlangte, war es ihr vergönnt gewesen, nur zehn Tage nach Abgang des Schiffes aus Ushuaia uns alle an Bord versammelt zu sehen.

Selbstredend waren Irizar und seine Begleiter erfreut über das Glück, das ihrem Unternehmen vergönnt gewesen war, aber selbst unter diesen Verhältnissen kann ich nicht umhin, die beispiellose Gastfreundschaft hervorzuheben, mit der wir an Bord empfangen wurden. Eine vollständige Ausrüstung an Winterkleidern lag für uns bereit, und alles, was wir sonst gebrauchten, erhielten wir aus den Privatvorräten der Offiziere. Dass diese uns ihre ganze Bequemlichkeit zum Opfer brachten, habe ich ja bereits erwähnt; nichts wurde versäumt, was uns den Aufenthalt an Bord so angenehm wie möglich machen konnte, und mit herzlichem Dank kann ich bezeugen, dass mir niemals eine grössere persönliche Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit begegnet ist.

Da Kapitän Irizar ebenso wie wir den lebhaften Wunsch hegte, so schnell wie möglich eine Telegraphenstation zu erreichen, so wurde beschlossen, dass nach einem Besuch des argentinischen Observatoriums auf der Neujahrsinsel, zwecks Vergleichung unserer magnetischen Instrumente mit den dort aufgestellten, unser nächstes Ziel der leicht zugängliche Hafen von Santa Cruz sein sollte.

Durch stürmisches Wetter zog sich die Ueberfahrt so in die Länge, dass wir erst am 18. November die Staaten-Insel erreichten. Bodman und Sobral stiegen an der Neujahrsinsel an Land, während wir andern nach der Hauptinsel fuhren, wo wir im Cook-Fjord vor Anker gingen. Kaum hier angelangt, wurde ein Boot herabgelassen, und so viele von uns, wie Platz fanden, eilten hinab, um die Gelegenheit zu benutzen, wieder festen Boden unter den Füssen zu haben.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den das Eis und die Einöde in den antarktischen Ländern auf mich ausübten, als ich

Das argentinische Observatorium auf der Neujahrsinsel

vier Tage nach unserer Ausreise an demselben Punkt, auf dem wir uns jetzt befanden, ihre erste Bekanntschaft machte. Jetzt wiederholte sich derselbe Eindruck in umgekehrter Reihenfolge. Der Cook-Fjord selber ist grossartig mit steilen, bewaldeten Bergwänden und hohen, kühn geformten Gipfeln, auf denen an einzelnen Stellen noch kleine Schneeflecke sichtbar waren. Eine schmale, niedrige Landzunge trennt sie von der von Süden her eindringenden Vancouver-Bucht. Ich will mich hier nicht auf alle die älteren Besucher berufen, die diese Natur als fürchterlich in ihrer öden Wildheit beschrieben haben, denn diese Schilderungen sind wahrscheinlich sehr übertrieben. Aber davon abgesehen, kann man schwerlich einen schlagenderen Beweis für die Wahrheit des Satzes finden, dass alles auf Vergleich beruht, als den Eindruck, den diese Natur jetzt auf mich machte.

Der Tag war regnerisch, und wir trugen noch immer dieselbe warme Kleidung wie während der Überfahrt über den Drake-Sund. Wir landeten an einem kleinen Streifen Landes mit bunten Geröllsteinen und leisem Wellengeplätscher, aber wie verschieden dies auch von dem war, was im allgemeinen unsern Blicken in den Südpolargegenden begegnete, so vergass ich doch alles über dem unbeschreiblichen Genuss, nach so langer Zeit zum erstenmal grünes Gras zu sehen. Und was war das, was dort zwischen den Steinen hervorschimmerte? Eine Blume, klein und unbedeutend, und doch, welchen Sturm von Gefühlen erweckte sie nicht in mir! Ich gehe weiter, dem Lande zu, zuerst unter der dichten Wölbung grünender Buchengesträuche, dann in einem kleinen Tal entlang, wo hohe Bäume wuchsen. Welche überwältigende Pracht, welch ein Grün, welchen Reichtum besassen nicht diese Bäume, selbst im Vergleich zu anderm, als den fast unsichtbaren Flechten, die für uns so lange die ganze Pflanzenwelt vertreten hatten. Und als ich ein paar Berberitzen sah, die ganz mit roten, glockenförmigen Blüten übersät waren, da glaubte ich mich plötzlich in ein wirkliches Paradies versetzt. In der Luft flogen Insekten, darunter auch einige grosse, gelbe Schmetterlinge, in den Büschen rings umher zwitscherten Scharen kleiner Vögel. Ich mochte gar nicht weiter gehen! Die Sonne brannte nicht mit der stechenden Hitze, wie man ausnahmsweise einmal in dem eisbedeckten Süden erleben kann, sondern sie strahlte eine feuchte, erquickende Wärme aus, wie sie da unten nicht denkbar ist. Man hatte ein Gefühl, als sei man in ein Treibhaus ge-

kommen, aber der uns umgebende Wald war keine Treibhausvegetation, sondern reiche, echte Natur, und wenn ich meinen Eindruck mit etwas anderm vergleichen soll, so fällt mir nichts besseres ein, als meine Gefühle beim Anblick der Tropenwälder Brasiliens.

In der Frühe des 20. ging die Fahrt wieder nordwärts, und am Nachmittag des 22. dampften wir in den Santa Cruz-Fluss ein. Abermals standen wir im Begriff, einen dieser Riesenschritte zu machen, der uns, die ersten Bewohner der West-Antarktik, wieder in gewöhnliche Repräsentanten abendländischer Zivilisation verwandeln sollte. Ein grosser Fluss, selbst das war schon etwas neues für uns. Dort am Ufer lag eine menschliche Wohnung, eine ganze Gruppe von Häusern, eine argentinische Estancia. Oben auf den Grashügeln weidete eine Herde Schafe, und dort in der Ferne kam ein Reiter; wie sonderbar uns dies alles jetzt erschien! Eine Reihe Häuser tauchte am Horizont auf, eifrig betrachteten wir durch das Fernrohr die erste kleine Stadt, die unsern Besuch empfangen sollte, und dort — alle Gläser traten schnell in Wirksamkeit —, dort sahen wir zum erstenmal seit zwei Jahren eine Vertreterin des weiblichen Geschlechts!

Aber nichts von alledem hatte uns hierher gelockt. Jetzt standen wir dem grossen Augenblick gegenüber, wo wir der Welt kundtun sollten, was wir ausgerichtet, wo wir unsern Lieben mitteilen sollten, dass wir uns endlich auf dem Heimwege befanden. Ich hatte einen Bericht über das Schicksal der Expedition geschrieben, bestimmt, auf telegraphischem Wege Sr. Majestät dem König übersandt zu werden, ferner ein Telegramm an den Präsidenten der argentinischen Republik und an den Marineminister, sowie an den Generalkonsul in Buenos Aires, und ausserdem hatte fast jeder von uns einen ganz kurz gefassten telegraphischen Gruss an unsere nächsten Angehörigen im Norden aufgesetzt. Wir waren indes nicht die einzigen, die den Wunsch hatten, sich des Telegraphen zu bedienen; der Chef der „Uruguay" hatte einen ausführlichen Bericht ausgearbeitet, der auf diese Weise befördert werden sollte, die Offiziere, die Korrespondenzen für argentinische Zeitungen übernommen hatten, schickten spaltenlange Artikel ab, und wohl an Hundert Privattelegramme der Offiziere und Mannschaften an Verwandte und Freunde lagen bereit, um dem Draht übergeben zu werden. Ich liess mir keine

Zeit, zu Mittag zu essen, sondern begab mich gleich in Begleitung eines der Offiziere mit dem ersten Boot an Land. Eine ganze Schar von Menschen kam uns am Ufer entgegen, staunend und fragend und laut jubelnd, als sie erfuhren, mit welchem Erfolg die von ihrem Lande entsandte Expedition gekrönt war. Wir eilten nach der Telegraphenstation, es vergingen mehrere Stunden, ehe alle Telegramme durchgesehen und sortiert waren; ehe wir aber den Platz verliessen, hatten sich doch die ersten Nachrichten schon über die Erde verbreitet, von unsern wunderbaren Schicksalen erzählend, und verkündend, dass die nördliche wie

In Santa Cruz

auch die östliche Küste der West-Antarktis bis zum Polarkreise hinab jetzt geographisch und naturwissenschaftlich erforscht waren.

Noch einen guten Teil des folgenden Tages verweilten wir in Santa Cruz, um uns Kleider und allerlei andere Gebrauchsgegenstände anzuschaffen. Ausserdem benutzten wir die Gelegenheit, unsere erste zivilisierte Mahlzeit an Land einzunehmen, deren Glanzpunkt aus Hammelbraten mit frischen Kartoffeln bestand. Der Hauptzweck unseres Verweilens war jedoch der Wunsch, Antwort auf so viele der abgesandten Telegramme wie nur möglich abzuwarten. Aus Schweden konnten wir keine Nachricht erhalten, aber Präsident Roca sandte uns einen telegraphischen Glückwunsch zu unserer Errettung und zur Betretung des argenti-

nischen Bodens. Von der schwedischen Expedition wusste man in Santa Cruz nichts, aber Kapitän Irizar erhielt in einem seiner Telegramme die Nachricht, dass sie vor einigen Tagen Punta Arenas verlassen habe, und dass sie jetzt folglich von keinem Telegramm zu erreichen sei. Diese Kunde kam uns ganz unerwartet, wir hatten immer gehofft, dass wir der schwedischen Expedition begegnen würden, und dass sie einige Monate für wissenschaftliche Forschungen in der Antarktis opfern würde; mehrere unter uns waren keineswegs abgeneigt, sich ihr in diesem Falle anzuschliessen.

Bei zunehmender Wärme und immer günstigerer Witterung ging die Fahrt von Santa Cruz gen Norden schnell von statten. Alle unsere Tätigkeit war jetzt auf Briefschreiben konzentriert, alle Plätze am Tische, wo ein Tintenfass stehen konnte, waren beständig besetzt. Der Chef hatte den 1. Dezember als den Tag unserer Rückkehr nach Buenos Aires angegeben; bei dem jetzt herrschenden Wetter machte es keine Schwierigkeit, in dieser Beziehung pünktlich zu sein. Schon am Morgen des 30. November liefen wir in die mächtige, gelbliche Flut des La Plataflusses ein, bei einer erstickenden tropischen Hitze, die wir trotz der dünnen Kleidung sehr empfanden. In einer entlegenen Bucht ging die „Uruguay" vor Anker, weil noch ein Teil der zum Empfang nötigen Arbeiten, wie Malen und Reinigen, im Schutz gegen Seegang ausgeführt werden musste.

XXIX.

Von Buenos Aires nach Schweden.

Unser Empfang in Buenos Aires. — Die Reise mit der „Tijuca" über den Ozean. — Daheim!

Die Südpolarexpedition war beendet; in tropischer Hitze, mitten in einem Gebiet, in dem sich Millionen Menschen rührten, ganz nahe dem Bevölkerungszentrum der südlichen Halbkugel, lagen wir und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Für uns war dies ein Moment grosser Spannung. Die letzten Nachrichten, die wir aus der Heimat erhalten hatten, waren jetzt anderthalb Jahre alt; was hatte sich nicht alles in einer so langen Zeit ereignen können! Und was würde man draussen in der Welt über uns und unser Unternehmen sagen? Wir wussten, dass wir grössere Resultate errungen hatten, als wir beim Antritt unserer Expedition zu hoffen gewagt, unser Gewissen sagte uns, dass wir unter den obwaltenden Verhältnissen unsere Pflicht getan hatten. Aber es hatten sich uns aussergewöhnliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt, auch wirkliche Unglücksfälle, und das kleine Wort „Missgeschick" hat schon so oft die Welt das Ergebnis vergessen lassen, während man diejenigen hart beurteilt, denen nicht in allen Stücken das Glück hold war.

Bei fleissiger Arbeit lagen wir in unserer versteckten Bucht, als wir gegen Mittag am Horizont zwei Rauchwolken auftauchen sahen, die immer näher kamen. Bald konnte ein geübtes Auge

zwei von den kleineren Dampfern der Flotte erkennen, die in der Regel zu hydrographischen Arbeiten auf dem La Plataflusse benutzt werden. Sie steuerten schnell auf uns zu, machten eine scharfe Biegung und fuhren um die „Uruguay" herum, während die Musik spielte und die Flaggen grüssten. Dann wurden Boote ausgesetzt, und bald war eine ganze Schar Marineoffiziere auf Deck der „Uruguay" versammelt. Stürmische Glückwünsche tönten von allen Seiten, und was das beste war, der Konsul hatte uns unsere Post mitgeschickt, freilich sehr unbedeutend, da alles, was sich in diesen Jahren angesammelt hatte, mit dem „Frithiof" auf dem Wege gen Süden war, doch aber das wichtigste, die Telegramme, enthaltend. Wenn auch die meisten ohne Nachricht blieben, so hatte auf der andern Seite auch niemand traurige Kunde erhalten. Erst jetzt konnten wir uns mit frohem Herzen der überströmenden Liebenswürdigkeit hingeben, die uns von allen Seiten zu teil wurde. Nun erfuhren wir auch von dem grossartigen Empfang, den man uns in Buenos Aires zu bereiten gedachte. Noch zwei Tage mussten wir hier liegen bleiben und warten, nur damit alle Vorbereitungen getroffen werden konnten. Erst am Nachmittag des 2. Dezember sollte unser Empfang stattfinden, aber schon in der Frühe des nächsten Morgens fuhren wir den Fluss hinauf und gingen auf der Aussenreede von Buenos Aires vor Anker.

Welch ein Unterschied schon hier im Vergleich zu dem stillen, friedlichen Leben auf Snow Hill! Beständig musste man die angefangenen Arbeiten unterbrechen, um alle die Fragen der uns besuchenden Journalisten zu beantworten. Schon jetzt wurden wir von Bittstellern belagert, die unsere Namensunterschrift auf einer Ansichtskarte zu haben wünschten, eine Äusserung von Interesse, die schliesslich derartig überhand nahm, dass die ganze Zeit, die wir in Buenos Aires verbrachten, nicht ausgereicht haben würde, um allen Wünschen gerecht zu werden. Obwohl ich in dieser Hinsicht mein bestes tat, habe ich noch manche unerfüllten Versprechen auf meinem Gewissen. Unsere verzögerte Landung hatte indes den grossen Vorteil, dass wir Gelegenheit fanden, unserer Garderobe notdürftig aufzuhelfen, in unseren Bemühungen bereitwillig unterstützt von Schneidern und Equipierungsgeschäften, die schon jetzt anfingen, ihre fast zu glänzenden Geschäfte mit unserer Expedition zu machen.

Am Morgen des 2. brachen wir jegliche Verbindung mit dem Lande ab. Schon um 2 Uhr fing es an, um uns her lebhaft zu werden, und flaggengeschmückte Dampfer zeigten sich überall. Um 2½ Uhr lichtete die „Uruguay" die Anker und setzte sich langsam in Bewegung, dem Ufer zu steuernd. Je weiter wir gleiten, je mehr Dampfer treffen wir, grosse und kleine, alle vollgepackt mit Passagieren, die uns mit Hurrarufen und Tücherschwenken begrüssen, während die Musikkapellen spielen und die Schiffe ununterbrochen ihre Dampfpfeifen ertönen lassen. Es ist ein Lärmen und Jubeln, von dem sich niemand eine Vorstellung machen kann; bald sind wir von mehr als vierzig Dampfern umgeben, die teils neben uns fahren, teils in unserm Kielwasser folgen.

Wir nähern uns dem Strande, wir biegen in den engen Einlauf zu den Docks ein. Überall, so weit man sehen kann, nach allen Seiten, sind die Ufer mit zahllosen Menschenscharen bedeckt, alle Gebäude und Anlagen, die Kais und die an ihnen vertäuten Ozeandampfer sind mit Flaggen geschmückt und gedrängt voller Menschen. Im Hintergrund des Docks erhebt sich eine hohe Tribüne, an deren Fuss die „Uruguay" landet. Der Präsident der Republik war im letzten Augenblick durch den Tod eines Bruders am Erscheinen verhindert, aber alles, was es in der Hauptstadt an hervorragenden Persönlichkeiten gab, Minister und Offiziere, Repräsentanten von Obrigkeiten und Gesellschaften, hatte sich hier versammelt, um uns willkommen zu heissen. Der Vorsitzende des Festkomitees, Dr. Montes de Oca, hiess uns willkommen, der Marineminister sprach im Namen der Flotte und überreichte Irizar seine Vollmacht als Fregattenkapitän.

Es war jetzt an der Zeit, die Wagen zu besteigen, die uns durch die Strassen der Stadt nach dem in der Calle Florida gelegenen Marineoffizierskasino führen sollten, wo ein Empfang stattfand. Kaum war es uns möglich, uns durch die Volksmenge einen Weg nach den Wagen zu bahnen. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von der Szene zu machen, die nun folgte, möglich ist so etwas auch nur in einer Weltstadt, und zwar in einem Lande mit südländisch lebhafter Bevölkerung. Ich habe keine Ahnung davon, wie viele Menschen in Bewegung waren, wahrscheinlich mehrere Hunderttausende, und doch hatte die Regierung absichtlich keinen allgemeinen freien Tag angesetzt, damit die Volksmenge nicht zu gross werden sollte. Man sagte freilich, etwas ähnliches wäre in Buenos Aires niemals vorgekommen. Lang-

Die »Uruguay« läuft in den Hafen von Buenos Aires ein

sam, mit grosser Schwierigkeit, drangen die Wagen vor durch grüssende Scharen unter unablässigen tausendstimmigen Vivatrufen. Überall wurden uns Blumen zugeworfen, arme Arbeiterfamilien hatten sich ihren Bedarf von den Bäumen des Parks geholt, von andern Seiten wurden uns die kostbarsten Sträusse in den Wagen gereicht; aber alles war uns gleich willkommen, um so mehr, als dies fast die ersten Blumen waren, die wir seit Jahren gesehen hatten. Die Wagen füllten sich mit Blumen, ein Teppich von Blüten und Grün, die aus den Fenstern und von den Balkons herabgeworfen wurden, ohne uns zu erreichen, bedeckte die Strassen. Und dann denke man, dass wir noch vor wenigen Wochen als arme, aufgegebene Schiffbrüchige im ewigen Eise weilten!

Nach einer kurzen Empfangsfeierlichkeit begaben wir uns durch die jetzt reich illuminierten Strassen nach unserer Wohnung. Die grösste Zeitung Südamerikas, „La Pressa", hatte in ihrem stattlichen Millionenpalast in der vornehmsten Strasse von Buenos Aires ein ganzes Stockwerk dem Kapitän und den Gelehrten von der „Antarctic" zur Verfügung gestellt. Hier hatten wir unser Hauptquartier während der Zeit, die wir an Land verweilten, umgeben von allem, was nur die grossartigste Gastfreundschaft ersinnen kann.

Im Zusammenhang mit dem allgemeinen Interesse, mit dem unsere Expedition geehrt wurde, stand wohl auch die Aufmerksamkeit, die uns von der deutschen Dampferlinie, der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiff-Gesellschaft, erwiesen wurde, indem sie uns eine freie Reise nach Europa mit ihrem Dampfer „Tijuca" anbot.

Infolgedessen beschlossen wir, Buenos Aires am 10. Dezember zu verlassen. Am Abend vorher hatte die argentinische geographische Gesellschaft für uns einen grossartigen Empfang in dem grössten Theatersalon von Buenos Aires veranstaltet. Vor einem Publikum von mehr als 3000 Personen, unter denen sich alles, befand, was die Stadt an repräsentativen und glänzenden Persönlichkeiten besass, hielt ich einen Vortrag über die Expedition, während Leutnant Jalour und Skottsberg in aller Kürze Bericht über die Fahrt der „Uruguay" und den Untergang der „Antarctic" erstatteten.

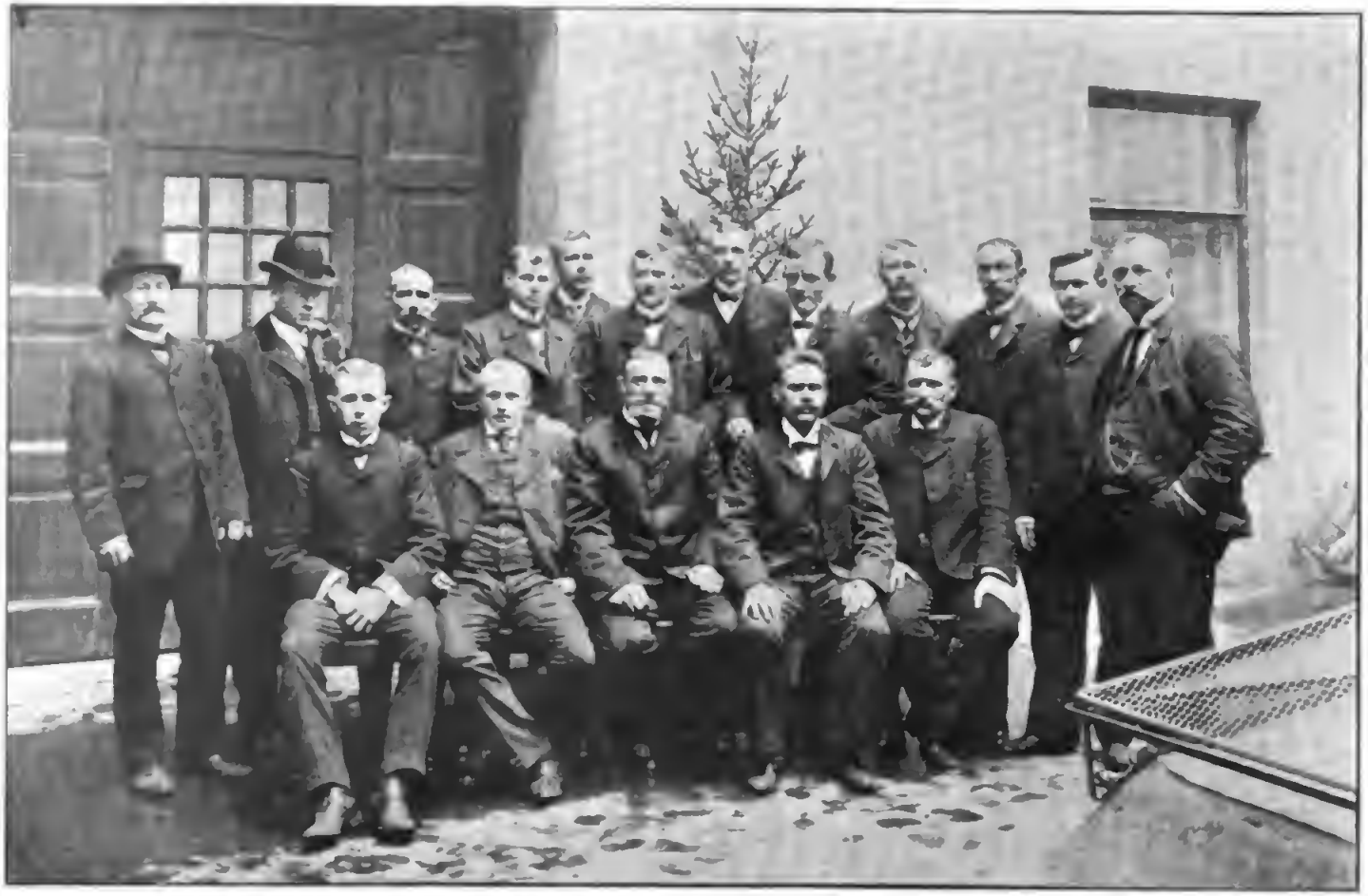
Die beiden falkländischen Matrosen, die an der letzten Fahrt der „Antarctic" teilgenommen hatten, wurden in Buenos Aires

abgemustert; aber noch ein anderer Abschied stand uns bevor. Unser argentinischer Begleiter, Leutnant Sobral, der von Anfang an alle Schicksale mit uns geteilt hatte, sollte nämlich hierbleiben. Niemand war getreuer bei seiner Arbeit gewesen als er, und das einzige, worüber ich mich beim Abschied von ihm freuen konnte, war, dass es ihm beschieden war, wohlbehalten zu seiner Familie und in seine Heimat zurückzukehren.

Die Überfahrt auf der „Tijuca" war die angenehmste, die man sich denken konnte, und wenn wir das Weihnachts- und Neujahrsfest nun doch noch einmal fern von der Heimat zubringen sollten, so konnte es in keinem angenehmeren Kreise geschehen. In Madeira kam uns ein französischer Journalist entgegen und in Vigo ein schwedischer, beide waren ausgereist, um während der Heimfahrt unser Geschick und das Ergebnis unserer Forschungsfahrt kennen zu lernen. In Boulogne, wo wir mitten in der Nacht eine halbe Stunde verweilten, wurden wir von einer Deputation, mit dem Maire und dem Präsidenten der Handelskammer an der Spitze, empfangen, die uns einen wirklich wundervollen Blumenaufsatz in den Farben Frankreichs überreichten. Am 6. Januar langten wir in Hamburg an, wo wir schon draussen auf der Elbe von der Direktion der Dampfergesellschaft, von Vertretern der skandinavischen Kolonie und den wissenschaftlichen Kreisen der Stadt, wie von persönlichen Freunden empfangen wurden.

Am Abend des 8. setzten wir mit der Bahn unsere Reise gen Norden fort. Den folgenden Tag verbrachten wir in Kopenhagen in angenehmer Gesellschaft dortiger Geographen und Polarfahrer. Gegen Abend gingen wir an Bord des Dampfers, der uns nach Schweden hinüberfahren sollte. Einsam wanderte ich auf Deck, als in der dunklen Nacht die Lichter an der heimischen Küste auftauchten; und einsam sandte ich einen demütigen Dank empor, dass es mir und so vielen meiner Begleiter vergönnt war, diesen Augenblick zu erleben. Noch ein paar kurze Minuten, und wir hatten am Kai von Malmö angelegt.

Grosse Menschenmassen waren in Bewegung; man begrüsste uns mit Blumen und führte uns in Wagen die kurze Strecke bis an das Bahnhofsgebäude. Im Portal angekommen, blieb ich überrascht stehen: die grosse Halle war mit einem mächtigen Gesangchor angefüllt, der bei unserm Eintreten anstimmte: „Ich



Offiziere und Mannschaft der »Antarctic« bei der Heimkehr nach Schweden

kenne ein Land hoch oben im Norden". Tränen traten mir in die Augen, das also war der Gruss der Heimat! Ein schönerer hätte mir nicht zuteil werden können. Diese ersten Augenblicke auf schwedischem Boden waren so inhaltsreich, dass sie wohl im stande waren, die Erinnerung an jahrelange Mühseligkeiten zu verwischen.

Jetzt schlug die Stunde der Trennung; glücklicherweise hatte man die Anordnung getroffen, dass wir alle gemeinsam nach Stockholm fahren und uns erst dort trennen sollten. Vielen Grund hatte ich, den Kameraden beim Abschied zu danken. Einer kräftigeren Stütze, als mir die beiden, mir am nächsten stehenden Männer, die Chefs der Überwinterungsstationen an der Hoffnungsbucht und auf der Paulet-Insel, der Dozent Andersson und Kapitän Larsen gewährten, hat sich wohl nie ein Expeditionsleiter erfreuen können; man kann lange suchen, ehe man einen tüchtigeren und arbeitsameren wissenschaftlichen Stab findet, wie die Männer, die meine Begleiter waren; sowohl in Zeiten des Erfolges wie während der grössten Schwierigkeiten hatten uns die Offiziere und die Mannschaft der „Antarctic" ohne Murren zur Seite gestanden, stets bereit zu den härtesten Arbeiten und den grössten Opfern, um die Tradition früherer Polarexpeditionen, die aus ihrer skandinavischen Heimat entsandt waren, nicht zu Schanden zu machen.

Druckfehler-Verzeichnis.

Dadurch, dass die deutsche Uebersetzung erst nach erfolgtem Druck den Verfassern vorgelegt werden konnte, hat sich eine Anzahl von Missverständnissen und Druckfehlern eingeschlichen. In dem nachfolgenden Verzeichnis sind sie, soweit dies anging, richtig gestellt.

Erster Band.

S. 1, Z. 1 u. 3 v. o. lies statt: Feststimmung »Herbststimmung«.
S. 4, Z. 1 v. u. lies statt: Hoogard »Hovgard«.
S. 5, Z. 3 v. u. lies statt: Clement »Clements«.
S. 48, Z. 7 v. u. lies statt: wollten die Kameraden »sollte die Mannschaft«.
S. 56, Z. 1 v. o. lies statt: Mt. Alla »Mt. Alio«.
S. 64, Z. 21 v. o. lies statt: schön »lebhaft«.
S. 83, Z. 11 v. u. lies statt: Haddingtonfelsen »Haldingtonberg«.
S. 89, Z. 13 v. u. lies statt: 26° »62°«.
S. 90, Z. 13 v. u. lies statt: Pelzotteru »Pelzrobben«.
S. 95, Z. 10 v. u. lies statt: 40 »4«.
S. 156 Z. 5 v. u. lies statt: ungeformter »ungeschichteter«.
Ebenda Z. 3 v. u. »einem« streichen.
S. 166 Z. 3 v. u. lies statt: sogar »auch«.
S. 176 Z. 12 v. o. »nämlich« streichen.
S. 180 Z. 5 v. u. lies statt: besteigen »besuchen«.
Ebenda Z. 3 v. u. lies statt: hinauf »hin«.
S. 186, Z. 15 v. o. lies statt: stets »häufig«.
S. 217, Z. 18 v. o. lies: »ohne dass sie im Laufe des Winters mit Schnee bedeckt worden waren«.
S. 238, Z. 16 v. o. lies statt dies: »diese lange Periode von schönem Wetter«.
S. 242, Z. 13 v. u. lies statt: Jonassen »Larsen«.
S. 245, Z. 20 v. u. lies statt: scharfen »heissen«.
S. 254 Unterschrift, lies statt: 56° »65°«.
S. 264, Z. 13 v. u. »die Zügel haltend« streichen.
S. 266, Z. 15 v. u. lies statt: ganz »ziemlich«.
S. 270, Unterschrift, lies statt: Möwe »Raubmöwe«.
S. 271, Z. 18 v. o. lies statt: 20° » – 12°«.
Ebenda Z. 21 v. o. lies statt: Wetter »Wasser«.

Digitized by Google

S. 273, Z. 9 v. o. lies: »namentlich dadurch, dass sich hier ein Brutplatz für Kormorane findet«.

S. 276, Z. 15 v. u. lies statt: jüngerer Arten »von jüngerem Typus«.

S. 277, Z. 10 v. u. lies statt: bestimmte »bestimmbare«.

S. 278, Z. 16 v. o. lies statt: von derselben Art »von demselben Typus«.

S. 285, Tabelle: Die Temperaturen für Godthaab beziehen sich auf Juni, Juli, August.

S. 298, Z. 11 v. o. lies statt: unmöglich »mögliche«.

S. 303, lies von Zeile 12 v. u. an »von denen bereits eine grosse Anzahl anfing sich zu mausern. Ekelöf stellte fest, dass diese letzteren viel fetter waren als die andern, denen die Speckschichte« usw.

S. 312, Z. 5 v. o. lies statt: ein Drittel »etwa dreissig«.

S. 342, Z. 14 v. o. u. f. lies von »Ausserdem« ab: »wollte ich an zwei Plätzen nach eventuellen Mitteilungen der vorjährigen Entsatzexpedition suchen, wo ich dann auch einen Brief« usw.

S. 348, Z. 5 v. u. u. f., lies statt: war, kam und hinwegnahm »wäre«, »käme« und »hinwegnähme«.

Zweiter Band.

S. 65, Z. 3 v. o. lies statt: zuverlässigste »grösste«.

S. 74, Z. 1 v. u. lies statt: runder »schmaler«.

S. 78, Z. 16 v. u. u. f. lies statt: das Fangschiff, das . . . hatte, ist »die Fangschiffe, die . . . hatten, sind«.

Ebenda, Z. 11 v. u. lies statt: dieser Fangexpedition »diesen Fangexpeditionen«.

S. 80, Z. 4 v. o. lies statt: zwei »drei«.

Ebenda Z. 6 v. o. lies statt: August »September«.

S. 82, Z. 3 v. o. lies statt: Brudwood »Burdwood« u. statt zwei »drei«.

S. 84, Z. 7 v. u. lies statt: ein »am«.

S. 87, Z. 12 v. u. lies statt: erste »dritte«.

S. 96, Z. 18 v. o. lies statt: steilen »geraden«.

Ebenda, Z. 12 v. u. lies statt: übrigen »oberen«.

S. 106, Z. 19 v. u. lies statt: dicken »dichten«.

Ebenda, Z. 6 v. u. lies statt: glattgeformte »tafelförmige«.

S. 108, Z. 14 v. o. lies statt: Schraubtäler »Schraubwälle«.

S. 114, Z. 2 v. o. lies statt: der als . . . bezeichnet wird »der an der . . . liegt«.

Ebenda, Z. 4 u. 5 v. o. »der den Namen Danco-Land erhielt« streichen.

Ebenda, Z. 8 v. u. lies statt: bis dahin unbekannte Mündung »Mündung unbekannter Art«.

S. 115, Z. 1 v. u. lies statt: Abzügen »Massstäben«.

S. 121, Unterschrift lies statt: antarktischen »Antarctica-«.

S. 125, Z. 4 v. o. lies statt: Eisberg „Eiszunge«.

S. 126, Z. 1 v. o. lies statt: förmlichen Eiswällen »neu gefrorenes Eis«.

S. 128, Z. 6 v. o. lies statt: Weihnachtsinseln »Argentinischen Inseln«.

Ebenda, Z. 13 v. o. lies statt: Bransfield »Mount Bransfield«.

S. 130, Z. 5 v. o. lies statt: Weihnachtsinsel »Argentina-Insel«.

S. 131, Z. 9, v. u. lies statt: Sturmeisvogel »Eissturmvogel«.

S. 133, Z. 13 v. o. lies statt: grossen »guten«.

S. 134, Z. 12 v. o. lies statt: Feststimmung »Verstimmung«.

S. 139, Z. 3 v. u. lies statt: verschiedene Schusterwerkzeuge »verschiedenes Schuhwerk«.

S. 145, Z. 11 v. u., S. 149, Z. 3 v. u., S. 154, Z. 4 v. u., S. 156, Z. 5 v. o., S. 157, Z. 20 v. u., S. 250, Z. 4 v. o. lies statt: Treibeis »Meereis«.

S. 147, Z. 18 v. u. lies statt: Treibeis »Festeis«.

S. 153, Z. 7 v. o. lies statt: in das Meer »auf das Eis«.

Ebenda, Z. 8 v. o. lies statt: dies »dort«.

S. 161, Z. 15 v. o. lies statt: mit sämtlichen »mit fast sämtlichen«.

S. 164, Z. 9 v. u. lies statt: Fossilienflora »fossile Flora«.

S. 168, Z. 10 v. o. »während der dort regelmässig vorgehenden Elsschmelze« streichen.

S. 169, Z. 11 v. u. lies statt: glattgemacht »plattgemacht«.

S. 170, Z. 7 v. o. lies statt: aufgetauten »gefrorenen«.

S. 183, Z. 14 v. o. lies statt: Zitronenkrystallen »Zitronensäurekrystallen«.

Ebenda, Z. 15 v. o. lies statt: Sahne »Grütze«.

Ebenda, Z. 9 v. u. lies statt: Walfischfangreisen »Robbenfangreisen«.

S. 188, Z. 9 v. o. lies statt: zwei »drei«.

Ebenda, Z. 10 v. o. sowie S. 204, Z. 12 u. 13 v. o. lies statt: Hügel »Hanfen«.

S. 191, Z. 2 der Anmerkung lies statt: langen »flachen«.

S. 200, Z. 17 v. u. lies statt: das Luftloch »die Luftlöcher«.

S. 204, Z. 15 v. u. sowie S. 212, Z. 2 v. o. lies statt: Seeschwalben »Seetauben«.

S. 205, Z. 2 v. o. lies statt: und dergleichen Gegenstände »verschiedener Grössen«.

S. 209, Z. 2 v. u. lies statt: Blecheimern »Blechlöffeln«.

S. 214, Z. 3 v. u. lies statt: schnell »langsam«.

S. 215, Z. 14 v. o. lies statt: Riesen »Frostriesen«.

Ebenda, Z. 15 v. u. lies statt: 7 »5«.

S. 224, Z. 1 v. o. lies statt: die vollständige »eine vollständigere«.

S. 225, Z. 9 v. u. lies »der Gattungen Cladophlebis und«.

S. 228, Z. 8 v. u. lies statt: Speckstücke »Fleischstücke«.

S. 236, Z. 4 v. u. lies statt: wie auch die Sohlen von »als Sohlen auf«.

S. 237, Z. 5 v. o. lies statt: Zeltdachleine »Zeltleine«.

S. 241, Z. 11 v. u. lies statt: die Zeltwand »das Zelttau«.

S. 242, Z. 4 v. u. lies statt: auf den schmalen Strand . . ., der »durch die schmale Spalte . . ., die«.

S. 244, Z. 16 v. u. lies statt: von »innerhalb«.

Ebenda, Z. 17 v. u. lies statt: Vor »Hinter«.

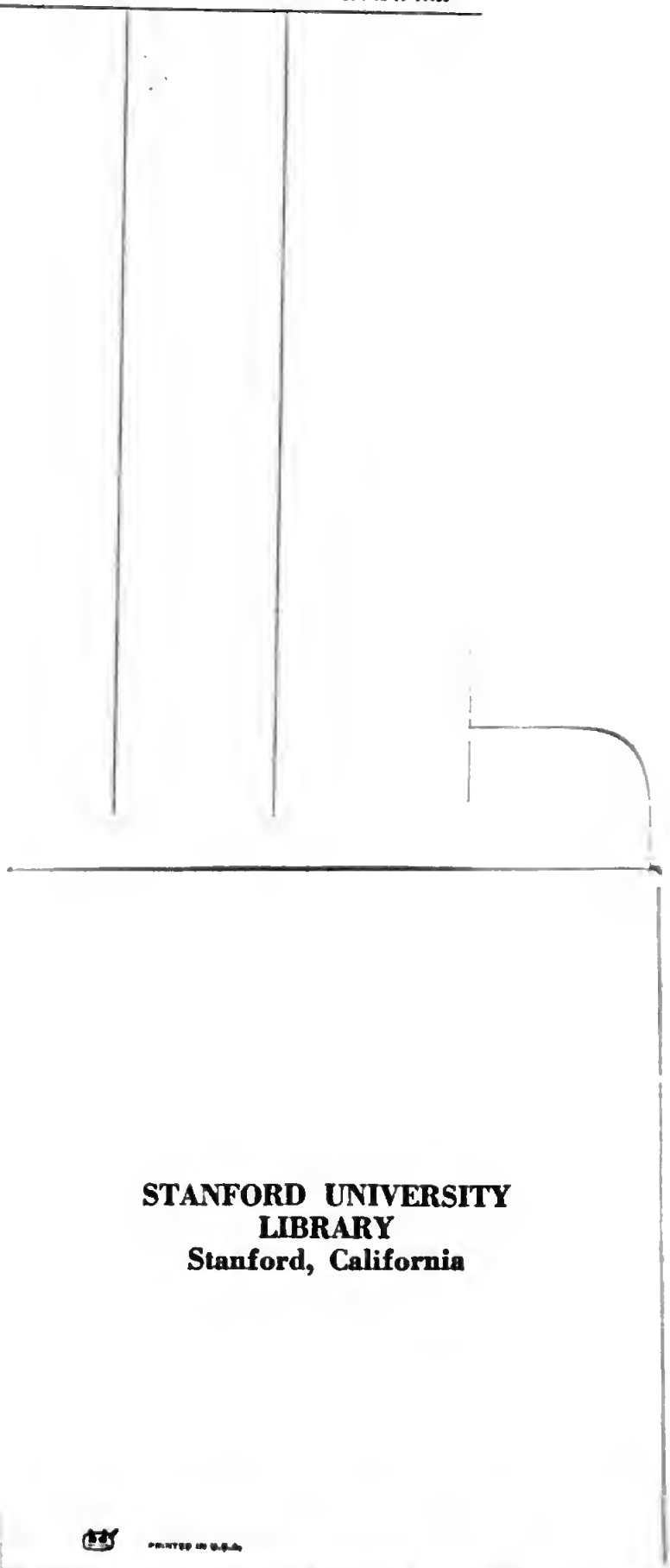
S. 246, Z. 3 v. o. lies statt: das uns zuerst »das erste, das uns«.

S. 249, Z. 12 v. o. lies statt: hinab »hinauf«.

Ebenda, Z. 2 v. u. lies statt: vor »an der Innenseite«.

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

30M-12-60-96488



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Stanford, California

PRINTED IN U.S.A.

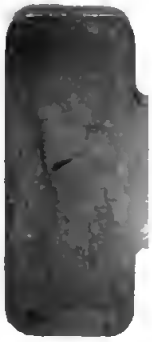
Digitized by Google

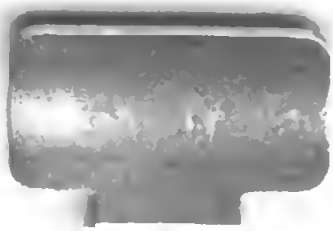
NFORD
RARIES
9.9
32a
2

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 004 628 835

919.9
N832a
v. 2





Digitized by Google